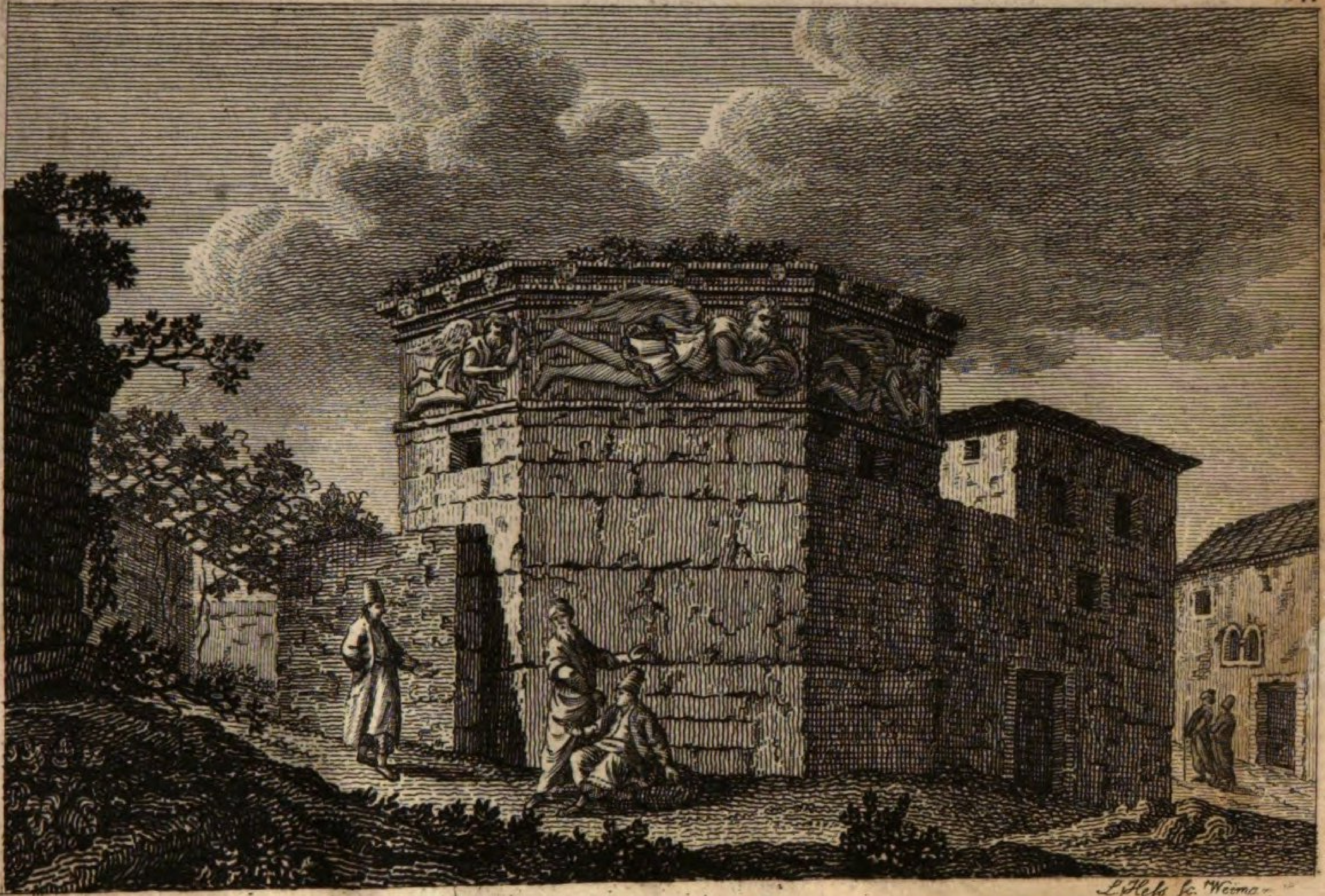
H. Gr. 1405 q

1.



L. Hess sc. Weimar.

Der Thurm der Winde zu Athen.

Gemälde von Griechenland

entworfen

von

F. A. Ukert.

Mit 6 Kupfern.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1810.

Ukert Griechenland
Td 169/269
50BSdir

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHEK D. MECKLENBR. RITTER U. LANDSCHAFT.

Dem Herrn

Geheimenrath von Göthe,

Dem Herrn

Geheimenrath Wolf,

Dem Herrn

Hofrath Voß

hochachtungsvoll gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Nach der Menge von früheren und späteren, oft widersprechenden Berichten, ein so viel wie möglich treues Gemälde von dem jetzigen Zustande Griechenlands und seiner Bewohner zu entwerfen, war der Zweck des Verfassers, den

Liebe für das Alterthum bewog, auch die entarteten Nachkommen kennen zu lernen, um zu sehen, ob das gesunkene Geschlecht, das mit so vielen fremden Völkern vermischt ward, so lange unter dem Druk roher und harter Beherrscher seufzte, noch den alten Griechen ähnlich zu nennen sey. Was er fand, suchte er wiederzugeben, von dem Raume beschränkt, so kurz, einfach und klar, wie möglich. Um sich den jetzigen Zustand zu erklären, war es nöthig, in die Vergangenheit zurükzugehen, daher ward als Einleitung der kurze Abriß der Geschichte vorausgeschikt, die auch unserer

Zeit der Warnungen und Belehrungen so viele giebt.

Möge dem Verfasser Nachsicht zu Theil werden, wenn er irrte. In dem Labyrinthe der widerstreitenden Berichte, während des Laufes vieler Jahrhunderte, in den so häufig ganz entgegengesezten Nachrichten der Neueren, von der mit Griechenland wieder angeknüpften Bekanntschaft an, bis auf unsere Tage, wo oft Vorliebe, oft Partheisucht den Blik fälschten, wo die Ansichten nach den Nationen verschieden sind, (man vergleiche, was Franzosen und Engländer, Deutsche und Italiäner über

dieselben Gegenstände sagen,) war es wenig-
stens sein ernstes Bestreben, das Wahre zu
finden. Was er hier nicht mittheilen konnte,
seine weiteren Forschungen in der Geschichte,
so wie seine Arbeiten über die Geographie
Griechenlands, des alten und neuen, wird
er nach einiger Zeit dem Publikum vorlegen,
mit den Gründen seiner verschiedenen Ansich-
ten und den Belegen seiner Behauptungen.
Was nur für die Geschichte, Geographie,
Topographie und Ethnographie in Beziehung
auf Griechenland ihm bedeutend schien, ist,
soviel es anging, benuzt worden, und dank-

bar erkennt der Verfasser die gütige Unterstützung mehrerer Freunde, so des Herrn Coray in Paris, des großen Kenners der alten und neuen Litteratur seines Vaterlandes.

Eine Beurtheilung aller bis jezt erschienenen Beschreibungen der Reisen nach Griechenland, wird der Verfasser zugleich mit dem größeren Werke über die Geographie dieses Landes geben, so wie eine Charte. Da man die ehemaligen Eintheilungen fast auf allen Charten von Griechenland findet, diese wenigstens bekannter sind als die jezt

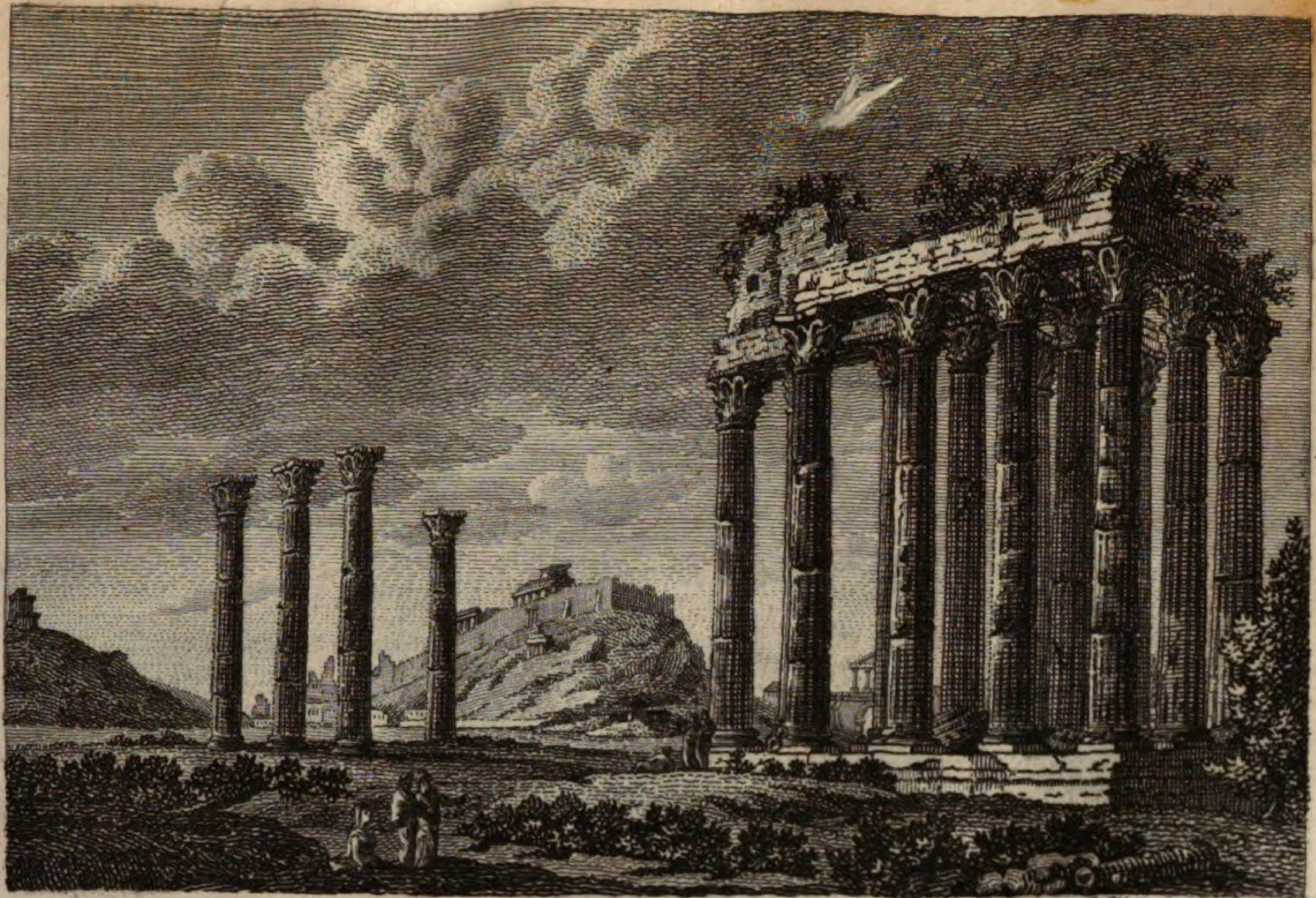
bestehenden, so glaubte der Verfasser, bei der hier gegebenen kurzen Uebersicht der Geographie, es dem Leser schuldig zu seyn, hierauf Rüksicht zu nehmen. Die Inseln an der Westküste von Griechenland überging er mit Stillschweigen, weil in neueren Zeiten ausführliche Beschreibungen derselben erschienen sind, worin man die Bemerkungen der Reisenden zusammengestellt findet.

Die Zeit scheint nicht ferne, da Griechenland in eine andere Lage wird versezt werden; möge sie glüklicher seyn für das herrliche Land als die jetzige, und für die

Bewohner, denen die Kraft, sich selbst zu heben, fast geraubt ist, durch das langsame Aussaugen, das wie ein schleichendes Fieber verzehrt, gefährlicher, als plözlich einbrechende Verwüstung und Zerstörung. Was der Mensch vermag, wenn er will, wenn er sich frei fühlt, zeigen uns die muthvollen Kämpfer in den Perserkriegen und in den folgenden Zeiten, als für Freiheit und Vaterland gestritten wurde; wie der Knechtschaft Tag den Menschen herabwürdige, lernen wir von den jetzigen Griechen, und Homer schon verkündete der horchenden Menge:

Schon die Hälfte der Tugend entrükt Zeus waltende Vorsicht
Einem Manne, sobald der Knechtschaft Tag ihn ereilet.

2.



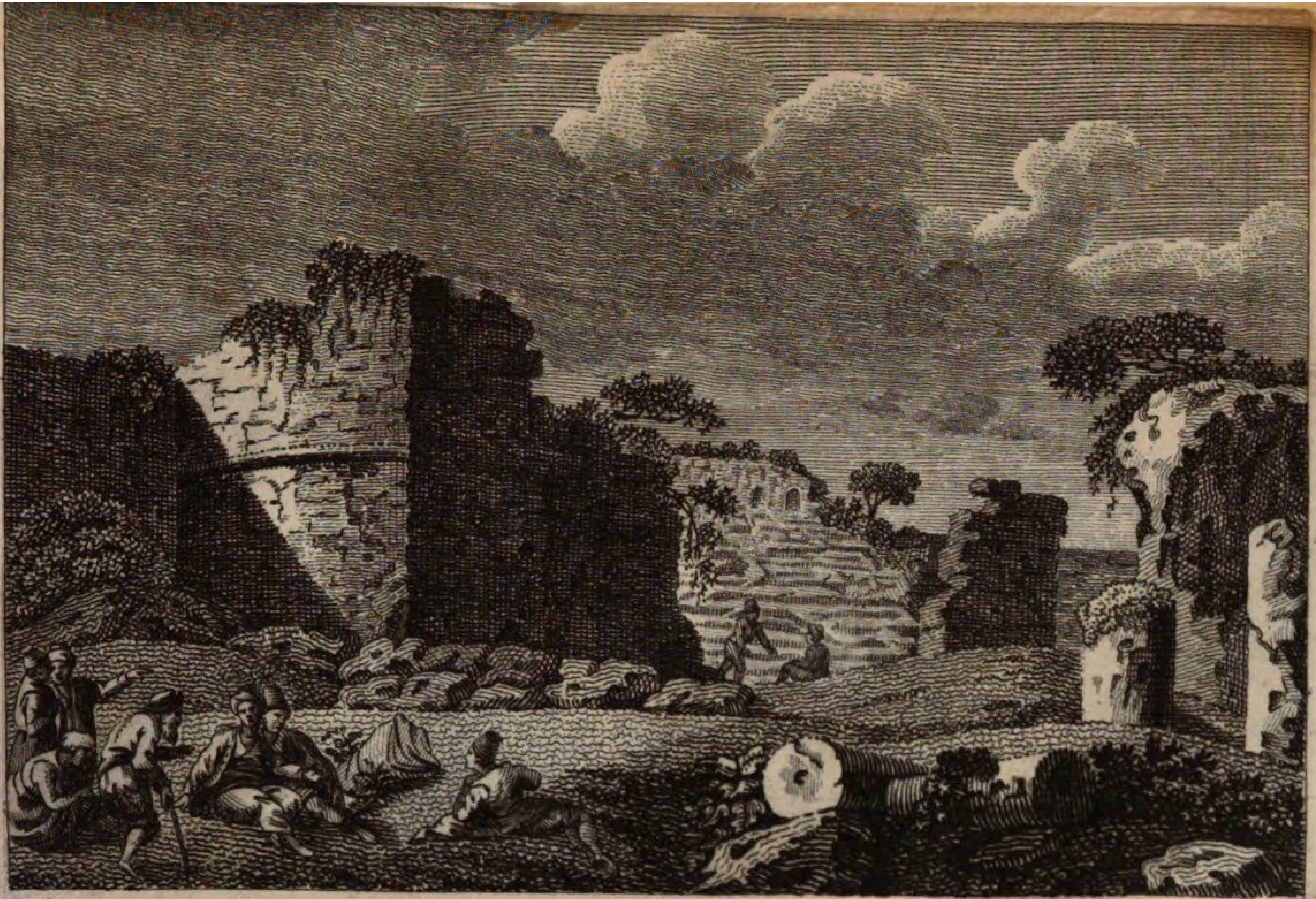
L. Hess sc. Weimar

Ruinen eines vom Hadrian erbauten Tempels und des von ihm errichteten Pantheons.

3.

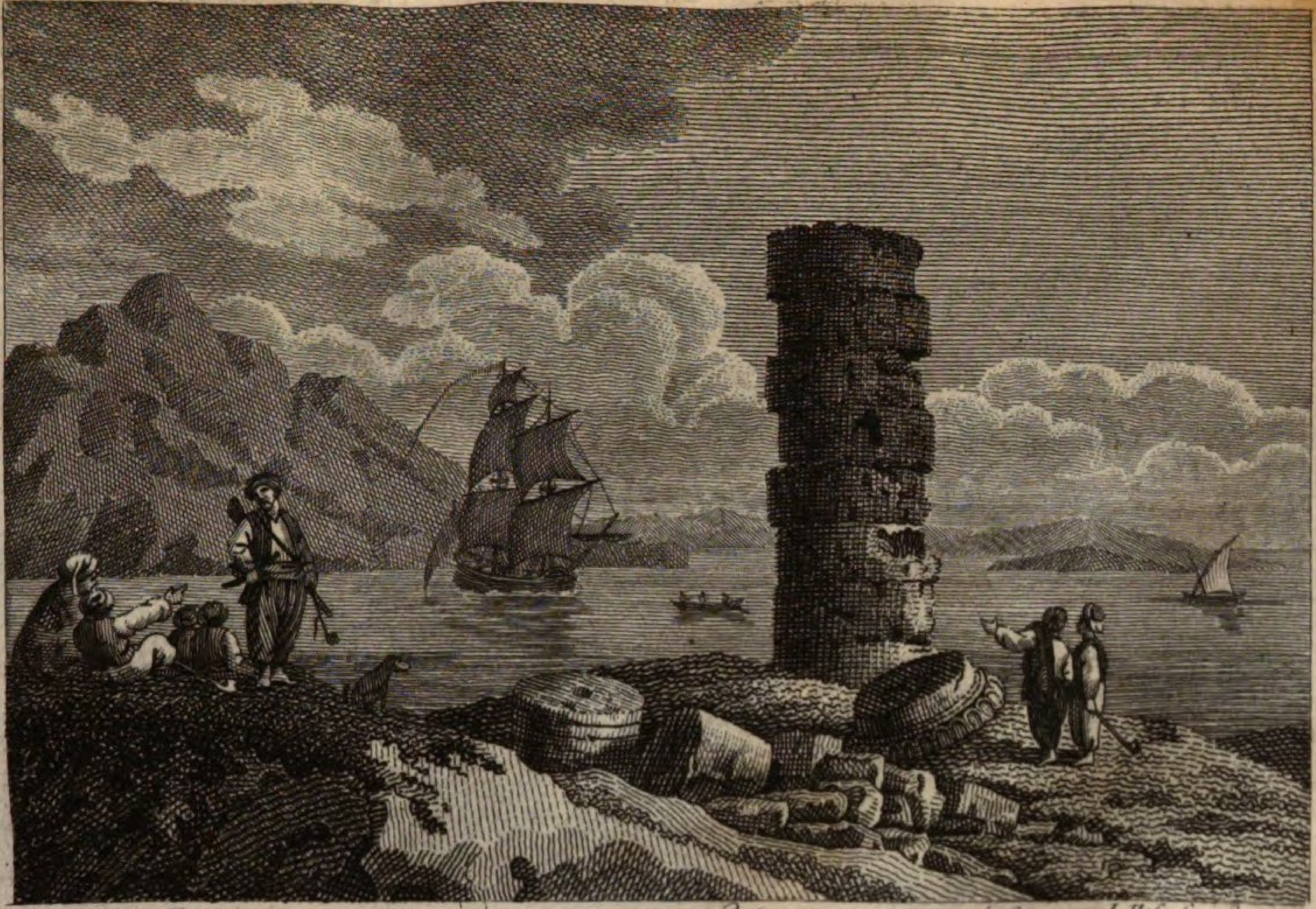
L. Heß sc.

Ruinen eines Tempels zu Corinth.



I. Heß sc.

Ruinen des Theaters zu Sparta.



L. Heß sc.

Ruinen des Tempels der Juno, zu Samos.

L. Heß sc.

Grabmahl von weißsem Marmor auf der Insel Siphanto.

Bayerische Staatsbibliothek München

Geschichte.

Nach dem Peloponnesischen Kriege, 431—409, ging Griechenland allmählig seinem Untergange entgegen. Die inneren Streitigkeiten, da bald dieser, bald jener Staat nach der Oberherrschaft strebte, erschöpften die Kräfte und verheerten das Land. Kriege wurden durch persönliche Leidenschaften angeregt, dann durch Bestechungen und Miethstruppen geführt, und zulezt durch fremde Macht geendigt; so mußte alles, was noch von Patriotismus, Rechtlichkeit und Sittlichkeit in Griechenland war, zu Grunde gehen. Durch den vermehrten Reichthum nahmen Laster aller Art überhand, alle Tugend ward erstickt, und Prachtliebe, Schwelgerei und Bestechlichkeit herrschten überall. Entvölkert wie die einzelnen Staaten waren, entnervt und einander hassend u d anfeindend, wie konnten sie den Macedoniern widerstehen, die mit frischer Kraft sich erhoben, und von staatsklugen, siegreichen Königen beherrscht wurden, die einen festen, eisernen Willen hatten, da die Griechen,

ohne mehr für Vaterland, Freiheit oder Religion begeistert zu sein, schwankten und unter einander zerfielen? Philipps Sieg bei Chäronea (338) vernichtete Griechenlands Unabhängigkeit, und er wird zum Oberfeldherrn der Griechen gegen Persien erwählt, fällt aber durch Pausanias 336. Alexander beherrscht Griechenland durch seine Statthalter, ohne die Städte zu besetzen und ohne Tribut zu fodern, die einzelnen Staaten waren ihm unterworfen, ohne den Druck zu fühlen. Unwillig, in der Erinnerung an die Vergangenheit, ertrugen die Griechen diesen Zustand, und nachdem ein früherer Versuch das Joch abzuschütteln mißlungen war, steht Griechenland bis auf Böotien, wo Theben zur Strafe eines Aufstandes von Alexander zerstört war, und den Peloponnes, bei der Nachricht von dem Tode des Macedonischen Königes in den Waffen. Von Antipater besiegt, müssen die meisten Städte Macedonische Besatzungen einnehmen, und Athen ward aus einer Demokratie in eine Oligarchie verwandelt; blieb aber durch seine Seemacht noch immer der bedeutendste Staat Griechenlands.

Alexanders Feldherren, um seinen Thron kämpfend, fochten viele ihrer blutigen Schlachten in Griechenland, gewannen abwechselnd diese oder jene Staaten für sich durch Bestechungen, und das Land ward verheert und verödet. Die Griechen, ohne Einigkeit, ohne Zutrauen unter einander, sezten ihre wechselseitigen Fehden fort,

verriethen sich einander den Feinden, rieben sich auf, und ihr Blick ward nicht auf die auswärtigen Verhältnisse, sondern auf die falschgedeuteten, falschverstandenen Absichten der anderen griechischen Staaten gerichtet. Nur Sparta nahm keinen Theil an diesen Händeln, blieb frei von Macedonischen Besatzungen, zufrieden, im Gefühl seiner Schwäche, seine feste Stadt und seine Freiheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen.

Nach langen, zerstörenden Kriegen, als endlich Antigonus Gonatas Macedonien sich unterworfen hatte, 278, und, durch andere Kriege beschäftigt, die Staaten Griechenlands weniger beachtete, entzogen diese sich seiner Herrschaft, vertrieben die Besatzungen, ohne daß Griechenland dadurch glüklicher ward; denn zu tief waren schon die Hellenen gesunken. Der Peloponnes vorzüglich gerieth in gränzenlose Verwirrung, Räuberbanden streiften allenthalben umher, machten die Wege unsicher und griffen oft selbst veste Städte an. Das nördliche Griechenland ward 278 von den eindringenden Galliern verwüstet, und es gelang ihnen, troz aller Gegenwehr, unter Brennus bis nach Delphi zu kommen, wo sie endlich durch Kälte, Hunger und durch das Schwerdt fast gänzlich aufgerieben wurden.

Bei allen diesen Stürmen traten in Griechenland noch die ausgezeichnetsten Männer auf, die Künste und Wissenschaften blühten. Als Bildner in Erz und Stein sind Skopas, Praxiteles und Polyklet berühmt, als Maler

Apelles. Prachtgebäude und Tempel wurden aufgeführt. Aristoteles, Theophrast und Euklides glänzten als Philosophen und Mathematiker; aber so blühend für die Gegenwart Alexanders Zeitalter schien, so tief ward der griechische Geschmack in seinen ersten Quellen untergraben. Der republikanische Gemeingeist der Griechen war dahin, ihre Wirksamkeit voll Leben und Lust war zerstört, was konnte da blühen? Die Dichtkunst verstummte, die Redekunst war vernichtet, da politische Freiheit fehlte, da keiner, was er in einem thatenvollen Leben gedacht und empfunden hatte, ohne Scheu äußern durfte; selbst die Geschichte sank und Alexander fand keinen Thucydides, keinen Xenophon.

Um diese Zeit erneuerten vier kleine Staaten im Peloponnes das Andenken an einen alten Bund. Zu ihrer Sicherheit vereint, bewürkten sie, neun und zwanzig Jahre hindurch, keine großen Veränderungen, erst als Aratus Sicyon befreiete (251), und dies dem Achäischen Bunde beitrat, schlossen mehrere Staaten sich an, und der Verein ward bedeutender. Ohngefähr um dieselbe Zeit bildete sich der Aetolische Bund, im mittleren Griechenland, völlig aus, und eine glücklichere Zukunft glaubte man erwarten zu dürfen, da Haß der Tyrannen alle zu beleben schien, und nur in der festen Vereinigung aller Rettung und Sicherheit zu finden war. Umsonst; der Achäische Bund zerfiel mit Sparta, im Kampfe unglüklich rieth Aratus, zum Verderben Griechenlands,

Macedoniens Hülfe zu verlangen, um Lacedämon zu vernichten. Cleomenes, Sparta's König, ward besiegt, aber der Freiheitstraum Griechenlands ist vernichtet und dem Einflusse Macedoniens kann sich der Bund nicht entziehen. Darüber von dem Aetolischen Bunde angefeindet und verspottet, bekriegen sich beide. Mit der heftigsten Erbitterung ward, wie in allen Bürgerkriegen, gefochten und die schönsten Werke der Kunst wurden, wie in den folgenden Kämpfen, vernichtet, da man viele Tempel niederbrannte oder ausplünderte. Die Aetolier hatten sich mit den Spartanern verbunden, die Achäer mit Macedonien. Im Jahre 217 kam ein Friede zu Stande, den Philipp 2 von Macedonien, der mit dem Hannibal sich gegen die Römer, deren wachsende Macht er fürchtete, verbinden wollte, vereitelte. Rom, den Anschlägen Philipps, der ein Bündniß mit dem Feldherrn Carthago's geschlossen hatte, zu begegnen, schickte Gesandte nach Griechenland, erregte dem Philipp in Griechenland selbst so viele Feinde, und benuzte seine Ueberlegenheit zur See so gut, daß Philipp genöthigt ward, seinen Plan, nach Italien überzugehen, aufzugeben (211). Seine Absicht, Griechenland sich zu unterwerfen, verfolgend, bekriegte Philipp die einzelnen, ihm feindlich gesinnten Staaten, oder ward von ihnen angegriffen, und die Athener riefen zulezt die Römer zur Unterstützung herbei. Im Jahre 200 brach der Krieg zwischen Rom und dem König Philipp aus, Macedonien sank

von seiner Höhe herab, und zu der Herrschaft der Römer im Osten ward der Grund gelegt. Griechenlands Freiheit war dahin! Das nördliche Griechenland, so wie der Peloponnes wurden der Tummelplatz feindlicher Heere, Städte wurden eingeäschert und die Einwohner ermordete man oder schleppte sie fort. Bei diesen immerwährenden Unruhen, gingen Wissenschaften und Künste zu Grunde. Das Talent fand bei den ewigen Kriegen, bei der Verarmung der Staaten keine Aufmunterung.

Im Jahre 197, als der Aetolische Bund und viele Staaten Griechenlands gegen Philipp mit den Römern kämpften, ward dieser bei Kynoskephalä geschlagen, und zum Frieden genöthigt, der ihm seine Obmacht über Griechenland und seine Flotte raubte. Mit Schonung und Achtung hatten bis dahin die Römer ihre Bundesgenossen behandelt, vorzüglich die Aetolier, die, ihrem Bündnisse treu, alles aufgeopfert hatten. Nach jenem Siege änderte sich ganz allmählig das Betragen der Römer, und als ganz Griechenland sich des Friedens freute, fanden sich die Aetolier in ihren Erwartungen, das Principat von Griechenland zu erhalten, getäuscht und waren erbittert. Rom ließ bei den Isthmischen Spielen durch Flamininus (196) Griechenlands F r e i h e i t erklären, die Griechen jubelten; aber die Römer hatten den Oberbefehl wie früher Macedonien, ...ten seit der Zeit die Streitigkeiten unter den einzel-

nen Staaten, suchten die Achäer nicht zu mächtig werden zu lassen, und allenthalben für sich eine Parthei zu gewinnen. Ein Bündniß mit Rom war damals schon der Anfang der Knechtschaft. Die hintergangenen Aetolier spotten des Freiheitsscheines, entflammen einen neuen Krieg, im Verein mit Antiochus von Syrien und Nabis, dem Tyrannen von Sparta; aber wiederholt geschlagen, müssen sie 189 auf die härtesten Bedingungen Frieden schließen und Roms Hoheit anerkennen. Innere Unruhen schwächten seitdem Aetolien immer mehr.

Streitigkeiten mit Sparta, das nicht bei dem Bündnisse bleiben wollte, und Zwistigkeiten der einzelnen Staaten führten den Achäischen Bund seinem Untergang entgegen. Sein Ansehn, da auswärtige Könige sich mit ihm zu verbinden suchten, durch Philopömen noch gehoben, beunruhigte die Römer. Ihrer treulosen Politik gemäß suchten sie die streitenden Partheien immer bei ihrer Uneinigkeit zu erhalten, bald dieser, bald jener Hülfe versprechend, bald auch erklärend, daß sie in fremde Händel sich nicht mischen könnten. Philipp, von Rache entbrannt und voll Begierde, seine Macht wieder herzustellen, rüstete sich zum neuen Kampfe, die Aetolier waren erbittert, die Achäer beherrschten den Peloponnes, aber Sparta murrte; so glimmte das Feuer heimlich unter der Asche, das bald verheerend auflodern sollte.

Ein feiler Grieche, Callikrates, ein Achäer, der als Gesandter nach Rom geschickt war, verrieth sein Vaterland. Er trat im Senate auf: „Wenn euch die Griechen nicht gehorchen, sagte er, so seid ihr selbst Schuld daran. Zwei Partheien sind in eurem Staate, unbedingten Gehorsam fodert die eine, die andere will die alten Gesetze bestehen lassen und sie wird vom Volke begünstigt. Alle, die eurem Befehle gehorchen, haßt jezt die Menge; wollt ihr sie aber schützen, so werden die angesehensten Männer aller Staaten sich für euch erklären, und das gemeine Volk wird bald ihrem Beispiele folgen."

Der Senat beschloß dem Rathe zu folgen, alle Gegner der Römer zu unterdrücken, und verfuhr seit der Zeit noch eigenmächtiger in Griechenland. Perseus von Macedonien war im Jahre 179 seinem Vater gefolgt, an Talenten ihm fast gleich, wie in seinem glühenden Haß gegen Rom. 172 brach der Krieg zwischen ihm und den Römern aus, diese siegten 168, und Bundesgenossen und Feinde wurden hart und unbillig behandelt, da die Furcht entfernt war. Macedonien wurde wehrlos gemacht, ward republikanisirt, und in vier Distrikte getheilt, die, von einander getrennt, den Römern Tribut zahlen mußten. In allen Staaten Griechenlands wurden alle verfolgt, selbst hingerichtet, die gegen Rom sich erklärt hatten, sogar wer keine Parthei ergriffen hatte schien verdächtig. Die angesehensten Männer schickte

man nach Rom (166), dort, wie es hieß, sich gegen die Beschuldigung, als wären sie Feinde der Römer, zu vertheidigen. Als sie ankamen, fanden sie kein Gehör, mußten in Italien bleiben, und die meisten starben dort, erst 150 erhielten die wenigen, die noch lebten, die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurükzukehren.

Bei einem neuen Kriege zwischen den Achäern und Spartanern suchten die Römer sie auszusöhnen und durch Trennung einiger ihrer Bundesgenossen zu schwächen; denn noch scheuten sie des Bundes Macht und Carthago war noch nicht ganz vernichtet. Da ihre Vorschläge aber nicht angenommen wurden, fiel Metellus aus Macedonien mit einem Heere in Griechenland ein und traf nur geringen Widerstand. Mummius, sein Nachfolger, eroberte 146 Korinth; auf seinen Befehl ward es ausgeplündert und in Brand gesteckt. Ein Theil der waffentragenden Männer war entflohen, die anderen ließ er niederhauen, Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen. Alle dort aufgehäuften Kunstschätze wurden vernichtet, oder nach Italien geschafft. Unter Korinths Ruinen schien der ganze Achäische Bund begraben zu sein. Keiner wagte es mehr sich zu widersetzen. Zehn Gevollmächtigte kamen aus Rom, um, vereint mit dem Consul, die Angelegenheiten Griechenlands zu ordnen. Die Demokratie ward in allen Städten abgeschafft, Obrigkeiten aus den bemittelten Bürgern wurden eingesezt. Polybius, der berühmte

Geschichtschreiber, erhielt von den Römern den Auftrag, die griechischen Städte zu durchreisen und überall die neue Regierungsform einzuführen.

Ganz Griechenland ward, da Rom jezt völlige Unterwürfigkeit von allen abhängigen Staaten foderte, in zwei Provinzen getheilt: Macedonien mit Thessalien gehörten zu der einen, die andere, Achaja genannt, umfaßte Hellas und den Peloponnesus. Rom schickte jährlich einen Prätor hin; Griechenland mußte Tribut zahlen, und die Reichen unter den Eingebohrnen durften keine Grundstücke außerhalb ihres Vaterlandes besitzen. Nur Athen behielt seine alten Freiheiten, weil es früh sich mit den Römern verbunden hatte. Unwillig erduldete Griechenland die Schmach, aber durch innere, unaufhörliche Streitigkeiten raubte es sich selbst die Kraft, sich von dem Drucke zu befreien. Als Mithridat mit den Römern den Kampf begann, war ein Theil der griechischen Staaten auf seiner Seite. Sylla erschien mit einem kleinen Heere, den Aufstand zu dämpfen. Willig öffneten ihm viele Städte ihre Thore, nur Athen blieb seinem Bunde mit dem König von Pontus treu, und Sylla fing die Belagerung an. Er zerstörte mit seinen Maschienen die bei der Stadt befindlichen Haine, und den Aufwand für sein Heer in dem verwüsteten Lande zu bestreiten, raubte er die Schätze, die zu Delphi und Epidaurus waren. Nach einem langen, kraftvollen Widerstande eroberte er die Stadt, im Jahre 86, mit

Sturm, und gab sie der Wut seiner Soldaten preiß. Den wenigen Bürgern, die dem Blutbade entgingen, raubte er das Vorrecht, eigene Obrigkeiten zu wählen, und verbot, die beim Sturm in der Mauer gemachte Lücke auszufüllen. Griechenland war wieder ruhig, nur die Inseln litten noch bei dem fortdaurenden Kriege mit Mithridat und bei dem Kampfe mit den Seeräubern.

Als Cäsar und Pompejus um die Herrschaft der Welt einander bekämpfen wollten, stand Pompejus, nachdem er Italien schnell geräumt hatte, in der nördlichen Provinz mit 70000 Mann und seine Flotte zählte 500 Schiffe. Athen hatte sich für ihn erklärt. Cäsar landet unerwartet in Epirus und glüklich folgen ihm seine Legionen. Pompejus erhält noch Verstärkung; ihm, der als Vertheidiger der Republik erschien, schlossen sich mehrere an, und in den kleinen Gefechten siegen seine Schaaren. Nach einem bei Dyrrachium erlittenen Verluste muß Cäsar sich zurückziehen; er wird gerettet, weil Pompejus seinen Sieg nicht benuzt, seine Anhänger ihre Leidenschaft nicht zu zügeln vermögen. Cäsar, vom Feinde verfolgt, zieht nach Thessalien, erobert Gomphi, und Pompejus, von seiner Flotte sich trennend, folgt ihm. Zu vermessen wagt er bei Pharsalus eine Schlacht zu liefern, worin Cäsar durch sein Feldherrntalent und deutscher Cohorten Tapferkeit den Sieg erringt. Pompejus mußte die Flucht ergreifen, sein Heer-

ging theils zu dem Sieger über, theils floh es, sich mit den Gleichgesinnten in Afrika und Illyrien zu verbinden. Griechenland ergab sich, und Athen erhielt, seiner großen Vorfahren wegen, Verzeihung. Korinth wieder zu haben, führte Cäsar (44) eine Römische Colonie dort hin, und ließ die Stadt wieder aufbauen. Auch hatte er die Absicht den Isthmus durchgraben zu lassen, um den Peloponnesus zur Insel zu machen.

Als Cäsar, im Uebervertrauen auf sein Glük, nachdem durch ihn 1,200000 Menschen das Leben eingebüßt, durch die Dolche der Verschworenen gefallen war, hoffte Griechenland die verlohrene Freiheit wieder zu erringen, und erklärte sich für die gegen Cäsar Verbündeten. Athen nahm den Brutus und Cassius auf und errichtete ihnen Bildsäulen. Brutus, Statthalter von Macedonien, vereint mit Cassius, dem Syrien zur Provinz bestimmt war, rüsten sich, da ihnen die östlichen Provinzen gehorsamen, zum Kriege, und Sextus Pompejus, der sich für sie erklärt hatte, behauptete mit seiner Flotte die Herrschaft des Meeres. Sie bemächtigen sich Rhodus und anderer Inseln, und eilen mit 100000 Mann nach Thracien und Macedonien, wo unter Antonius und Octavian achtzehn vollständige Legionen sich gesammelt hatten. Bei Philippi trafen beide Heere auf einander. Sieg und Verlust war auf beiden Seiten, aus Mißverständniß indeß tödtet sich Cassius nach der Schlacht. In dem am folgenden Tage erneuerten Kampfe liegt

des Brutus Heer unter, und die Schmach nicht zu überleben, stürzt er sich in sein Schwerdt.

Die Triumvirn, denen der Zufall den Sieg verliehen, theilen das Römische Reich; Antonius, der die Einrichtung der Provinzen Asiens übernahm, lebt mit der Cleopatra in Athen, treibt den Brautschatz seiner Minerva ein, und vertheilt Königreiche. Den Peloponnesus und einige andere Provinzen Griechenlands sollte Sextus Pompejus besitzen, nebst verschiedenen Inseln im Mittelländischen Meere. Bald aber brach der Krieg zwischen ihm und den Triumvirn aus; das Waffenglück schwankte, bis 718 Pompejus völlig geschlagen und 719 ermordet wird. Nicht lange darauf zerfielen Antonius und Octavian mit einander und das Schwerdt sollte entscheiden. Um die damals bekannte Welt ward gekämpft; der Westen war dem Octavian ergeben, für Antonius erklärte sich der Osten. Antonius eilte von Samos, wo er zulezt mit der Cleopatra sich aufgehalten hatte, mit seinem Heere über Athen nach Corcyra. Seine Flotte segelt nach dem Busen von Ambracia, bei Aktium lagert sein Heer. 31 vor Chr. Geb., am 2 September trafen beide Flotten bei Aktium zusammen. Als schon Antonius geflohen war, mit der Cleopatra, fochten seine Anhänger noch lange, bis auch sie weichen mußten. Sieben Tage stand sein Heer, 19 Legionen und 12000 Reuter, ruhig im Lager; wie aber der Anführer entfloh, ergab es sich dem Sieger

Auf kurze Zeit ging dann Octavianus nach Brundisium, eilte darauf nach Griechenland zurük, ließ die Schiffe durch Maschienen über den Isthmus bringen und lebte den Winter in Samos. Zum Andenken seines Sieges erbaute er Nikopolis.

Einer herrschte nun im Römischen Reiche, da kein Gegner auftrat den Thron zu erringen, oder die Freiheit zu vertheidigen. Unter Augustus, dem die Griechen Tempel errichteten, gehörte Griechenland zu den Provinzen des Senats, und ward von einem Prokonsul verwaltet. Tiberius traf manche Veränderung, und Achaia ward mehr gedrückt; aber Claudius, der den Griechen wohl wollte, stellte die alte Einrichtung wieder her. Als Nero in Rom herrschte, schenkte er den Griechen die verlohrene Freiheit wieder; jedoch sie waren zu tief gesunken, um einen würdigen Gebrauch davon zu machen, innere Unruhen und Streitigkeiten dauerten verderbend unaufhörlich fort, und Vespasian sah sich, zum Theil dadurch genöthigt, Nero's Edikt zu widerrufen: „denn die Griechen wissen nicht, sagte er, was sie mit ihrer Freiheit anfangen sollen." Er raubte den Atheniensern sogar das kleine Vorrecht, Münzen ohne Bildniß des Kaisers schlagen zu dürfen. So blieb es unter den folgenden Kaisern, wie alle Provinzen ward es bald mehr, bald weniger gedrückt, die Freiheiten und Begünstigungen, welche der eine ertheilte, hob oft der Nachfolger wieder auf.

Wie tief um diese Zeit Griechenland gesunken war, zeigt Plutarch in seiner Schrift über den Verfall der Orakel: „Sollte indeß jemand behaupten, sagt er, daß Griechenland den allgemeinen, durch die vorigen Kriege und Unruhen fast auf dem ganzen Erdboden verursachten Volksmangel am meisten empfunden habe, und in jetzigen Zeiten kaum dreitausend Mann stellen könne (wieviel doch ehedem die Megarer den Platäern zu Hülfe schickten), und wollte er daraus den Schluß ziehen, die Gottheit wolle durch die Verlassung so vieler Orakel bloß den Volksmangel in Griechenland beweisen, so würde ich dieser Ursache meinen Beifall nicht versagen können; denn wozu würde wohl jezt das berühmte Orakel zu Tegyra, oder am Berge Ptous nutzen, wo man den ganzen Tag kaum einen Menschen antrifft, der eine Heerde Vieh weidet."

Einzelne bestimmte Nachrichten über Athen finden sich in dieser Zeit nicht, es scheint beständig einen Schatten von Freiheit behalten zu haben. Es hatte seine Archonten, die es selbst wählte, und nach denen man die Jahre rechnete. Domitian ließ es sich gefallen dazu ernannt zu werden, auch Adrian, welcher die Stadt begünstigte, so daß sie wieder sich zu heben anfing; wie der lezte überhaupt für die Provinzen sorgte, die Statthalter in Ordnung hielt, zerstörte Städte wieder aufbaute, verödete aufs Neue bevölkerte. Unter den Antoninen war in Athen vorzüglich Herodes Atti-

kus berühmt, ein reicher Privatmann, dessen Vater schon dem Nerva einen Theil seines Vermögens anbot, weil er, wie er sagte, es nicht gebrauchen könne. Mißbrauche es dann, erwiederte endlich der Kaiser, als er nicht nachließ es anzubieten. Herodes Attikus verwendete große Summen Athen zu verschönern, Epirus, Thessalien, Böotien, Euböa und der Peloponnesus nahmen Theil an seiner Freigebigkeit, und noch jezt nennen viele Inschriften, die in Griechenland und Asien gefunden werden, ihn als den Wohlthäter und Beschützer jener Provinzen.

Was von Kunstschätzen noch in Griechenland gerettet war, (und wieviel noch allenthalben sich befand, lehrt Pausanias,) ward zum Theil nach und nach fortgeschafft, da die Römer ihre Villen damit schmückten. Nero ließ allein aus dem Tempel des Apollo zu Delphi fünfhundert Statuen nach Italien bringen, und schon früher waren viele dort weggenommen, so wie aus anderen Gegenden.

Ein Theil Griechenlands nahm unter Severus an der Empörung Nigers Theil, 190, Byzanz widerstand am längsten dem siegreichen Kaiser, dafür ließ er die Stadt ihrer Vestungswerke berauben, wodurch den Barbaren das Eindringen in Griechenland erleichtert ward.

Alexander Severus behandelte Athen sehr hart, wegen Beleidigungen, wie er vorgab, die ihm, als er dort den Wissenschaften lebte, zugefügt wurden. Unter

Maximinus Thrax aber traf der Druck alle Provinzen und vorzüglich Griechenland. Die Tempel ließ er berauben, aus den goldenen und silbernen Geräthen wurde Geld geschlagen, und oft floß Blut bei diesen Räubereien, da das Volk sich widersezte. Die ganze Römische Welt schrie über Ungerechtigkeit und foderte Rache gegen den Tyrannen. Weniger grausam waren die folgenden Kaiser; aber ein neues, verheerendes Ungewitter zog schnell heran. Die Gothen, von denen lange schon die Gränzen des Römischen Reichs beunruhigt waren, drangen immer weiter vor. Klein-Asiens nördlich gelegene Seestädte hatten sie schon oft geplündert, da brach, ums Jahr 260, ein neuer Schwarm auf, segelte durch den Hellespont, und mit ihren kleinen Schiffen, deren jedes 25—30 Mann trug, durchschwärmten sie den Archipelagus. In allen Seestädten Griechenlands hatte man, auf Befehl des Kaisers Gallienus, Anstalten zur Gegenwehr gemacht, dennoch landeten die Gothen im Pireaeus, eroberten Athen, plünderten und mordeten. Nur ein kleiner Haufe war zur Bedeckung ihrer Flotte zurückgeblieben, diesen griff Dexippus an, der, dem Blutbade in der Stadt entflohen, einige Freiwillige gesammelt hatte, schlug ihn und vernichtete die Flotte. Diese tapfere That reizte die wilden Krieger des Nordens, raubend und brennend verwüsteten sie einen großen Theil Griechenlands; Theben, Argos, Korinth und Sparta wurden von ihnen geplün-

dert, und erst als sie Italien selbst zu bedrohen schienen, rüstete sich der Kaiser. Da trennten sich die Gothen. Naulobatus, ein Anführer der Heruler, nahm mit seinen Untergebenen Römische Dienste, und erhielt die Consulswürde, der erste Barbar, dem dies bewilligt ward. Ein anderer Theil entfloh zu Schiffe. Noch andere Haufen bahnten sich, mit dem Schwerdte in der Hand, nördlich einen Weg, und zogen sich, bald besiegt, bald Sieger, über die Donau zurück.

Um diese Zeit nahm das Elend überhand, Unterdrückungen und Erpressungen aller Art erschöpften das Land und die Einwohner. Am Ende des dritten, im Anfang des vierten Jahrhunderts waren Thracien und Griechenland fast ganz verödet. Nikopolis, Athen, Eleusis, die meisten Städte Macedoniens, Illyriens und im Peloponnes lagen in Ruinen. Die Tempel der Götter, die Gymnasien, Bäder und Wasserleitungen waren verfallen und zerstört. Häuser, Straßen und Landwege waren menschenleer, Felder und Gärten lagen unbestellt, weil die unerschwinglichen Abgaben alle Einwohner zu Grunde gerichtet und weggetrieben hatten.

In dieser Noth, wo auf Erden kein Helfer war, wendete man sich um Trost zu den Göttern; die heiligen Mysterien waren stets geachtet und selbst Gallienus wollte sich einweihen lassen. Er suchte auch eine Stelle im Areopag zu Athen, und der Neuplatoniker Plotinus disputirte mit ihm.

Noch mehr wurde Griechenland verheert, als unter den Gegenkaisern des Gallienus, mit Unrecht die dreißig Tyrannen genannt, Piso in Thessalien, Valens in Achaja auftrat. Die Heere erpreßten Geld, das Land ward verödet, und als die Empörer geschlagen und besiegt waren, verfuhr man gegen sie mit der größten Strenge. Gallienus selbst schrieb einem seiner Generale: „Es ist nicht genug, daß du alle tödtest, welche die Waffen getragen haben; alle erwachsenen Männer, die nur ein Wort haben fallen lassen, die nur Böses gegen mich gedacht haben, müssen hingerichtet werden.“ — Unter Aurelians Regierung erholte sich das Reich, er trieb die Gothen zurück (270), sie schlossen Frieden mit ihm, und wenigstens für eine kurze Zeit war Griechenland gegen ihre Raubzüge gesichert.

Der Menschenmangel wurde unter den folgenden Kaisern recht fühlbar; Krieg, Pest, Hunger und Elend aller Art hatten in wenigen Jahren einen großen Theil des Menschengeschlechtes aufgerieben: dabei wurden die Einfälle der im Norden wohnenden Barbaren immer häufiger, die Menschen und Vieh fortschleppten. Am meisten litten die Gränzländer, und die Seeküsten Griechenlands. Wenn auch eine kurze Zeit hindurch auswärtige Feinde nicht einstürmten, so litten die Provinzen doch durch innere Uneinigkeiten, und durch den Druck der erhöhten Abgaben, besonders als unter Diokletian das Reich in vier Theile getrennt ward, und die vier-

fachen Hofhaltungen eingerichtet wurden. Auffallender sank jezt die Macht des Reiches, die politische Einheit ward allmählig aufgelöst, und die christliche Religion, die sich immer mehr ausbreitete, trug ebenfalls dazu bei, die Unterthanen Eines Reiches einander zu entfremden.

Die Künste waren ganz in Verfall gerathen, wie noch die Ruinen von Diokletians Gebäuden bezeugen. Bei den Unruhen, den Verheerungen der Barbaren, der Ausgelassenheit der Soldaten und dem Wachsthum des Despotismus sanken die Wissenschaften immer mehr. Dichter findet man nicht, kein Mann von Geist und umfassenden Kenntnissen trat in Griechenland auf. Die Schulen der anderen Philosophen waren schon früher verlassen, nur die Neuplatoniker fanden noch Anhänger. Desto mehr Bekenner hatte das Christenthum, das nach manchen Verfolgungen und Bedrückungen endlich zur Religion des Staats erhoben ward.

Nach langen blutigen und verderblichen Unruhen, die das Römische Reich immer mehr zerrütteten, wobei das nördliche Griechenland der Kampfplaß wilder Heere war, kam endlich Constantin der Große allein auf den Thron, 324, der den Griechen wohl wollte, besonders den Athenern. Als er in den ersten Zeiten seiner Herrschaft seine Gegenkaiser bekämpfen, und dann die eindringenden Barbaren zurücktreiben mußte, wählte er bald diese, bald jene Stadt zu seinem Aufenthalt. Thessalonika in Griechenland war indeß sein gewöhnli-

cher Wohnort, bis er Constantinopel gründete und dahin den Sitz des Reichs verlegte. Im Jahre 324 ward der Anfang mit dem Bau gemacht. Keine Kosten wurden gespart, und bald erhoben sich Mauern, Häuser und Wasserableitungen; aber des Kaisers Baumeister, Bildhauer und übrigen Künstler konnten, wie er sah, nicht mit den großen Meistern der Vorwelt wetteifern. Er ließ daher, was von Kunstwerken in Griechenland aufzufinden war, zusammenbringen und schmückte seine neue Stadt damit.

Das Reich erhielt unter Constantin eine neue Verfassung. Die Civil- und Militärgewalt wurden völlig getrennt. Vier Präfekten verwalteten, unter des Kaisers Oberaufsicht, die Provinzen des Reichs. Griechenland und Macedonien standen unter dem Präfekten von Illyrikum. Den einzelnen Distrikten (Diöcesen) waren Prokonsuln oder andere Civilobrigkeiten mit verschiedenen Titeln vorgesezt. Sie waren fast unumschränkte Herrscher in ihren Provinzen, nur konnte man von ihrem Ausspruch an die Präfekten appelliren. Acht Obergeneralen war die Aufsicht über das Heer und alles, was auf das Kriegswesen Bezug hatte, anvertraut; unter ihnen standen fünf und dreißig andere Befehlshaber. In den Städten lagen Garnisonen, die aber bald, zum Verderben des Reichs, ausarteten, bürgerliche Gewerbe trieben und ausschweifend wurden. Sie bebten, wenn der Feind nahte, und machten den

Bürger zittern. Die Gränzsoldaten, weniger geachtet und schlechter besoldet als die im Innern des Reichs liegenden Krieger, und darüber aufgebracht, verrichteten ihren Dienst nachlässig, ließen die Feinde unbeachtet durchschleichen oder unterhandelten mit ihnen, um Theil an der Beute zu haben. Nach den Gesetzen des Reichs sollte jeder Bürger, sobald der Staat es nöthig fand, die Waffen ergreifen, aber Griechen und Römer haßten jezt den Kriegsdienst, daher ward es immer gewöhnlicher, Ausländer in Sold zu nehmen. Obgleich nur Ein Kaiser war, wurden die Abgaben nicht vermindert, jährlich ward eine Steuer (Indictio) ausgeschrieben, die der Kaiser bestimmte, und in der Folge besonders litten alle Provinzen unter willkührlichen Erpressungen.

Die Griechen verlohren seit dieser Zeit schon ihren eigenthümlichen Namen, und wurden Römer, Oströmer genannt, und diese Benennung behielten sie auch bis in spätere Zeiten; wie auch andere, im Norden Griechenlands wohnende Völker, nachdem jedem freien Unterthan des Römischen Reiches das Römische Bürgerrecht durch Caracalla, 212, ertheilt war, sich Romani nannten.

Unter Constantins Regierung nahm die Zahl der Christen schnell in Griechenland zu, da der Kaiser, zum Theil aus politischen Gründen, sie begünstigte. Er selbst ließ sich kurz vor seinem Tode von Eusebius zu Niko-

medien (337) taufen. Die Dankbarkeit der Christen nannte ihn den Großen, und der Römische Senat gesellte ihn, nach seinem Tode, wie seine Vorfahren, den Göttern zu. Seine Söhne waren von gleichem Eifer für die christliche Religion beseelt.

In seinem Testamente hatte Constantin das Reich unter seine drei Söhne und zwei seiner Neffen getheilt; die erstern aber, unzufrieden mit diesem Verfahren, ließen die Neffen ermorden und zerfielen bald unter einander. Erst nach langen blutigen Kriegen blieb Constantius allein Kaiser. Er starb 361, als eben wieder ein Bürgerkrieg mit seinem Nachfolger auszubrechen drohte. Nach ihm bestieg den Thron Julian, der, in Athen gebildet, eine große Vorliebe für die Griechen hegte. Mit Enthusiasmus sah Griechenland auf ihn, als er mit seinem kleinen Heere heranzog, seinen Vorgänger zu bekriegen, und als er an das Volk und den Senat von Athen schrieb, ihrem Urtheil sein Unternehmen zu unterwerfen. Als Kaiser suchte er, eingedenk der ehemaligen Größe, das gesunkene Land wieder empor zu bringen. In Epirus und im Peloponnes ließ er viele zerstörte Städte wieder aufbauen, Athen nannte ihn seinen Beschützer, Argos seinen Wohlthäter und Erhalter, da er es von einer harten Abgabe befreite. Korinth, sich stolz aus den Ruinen als Römische Colonie erhebend, foderte einen Tribut von den benachbarten Städten, um die Unkosten

für die Isthmischen Spiele zusammen zu bringen, die im Amphitheater mit Bären- und Panterhetzen feierlich begangen wurden. Elis, Delphi und Argos weigerten sich, weil seit uralten Zeiten die Olympischen, Pythischen und Nemeischen Spiele bei ihnen gefeiert wurden. Die Ansprüche von Elis und Delphi fand Korinth gerecht, Argos sollte zahlen und ein Gericht hatte es dazu verdammt. Sieben Jahre mußte es gehorsamen, da wendete es sich an Julian, er ließ die Sache wieder untersuchen, und es ward für Argos entschieden.

Homer und andere griechische Dichter, Julians Lieblinge, entflammten seine Neigung zu dem alten Gottesdienste, da seine Erziehung ihn schon dem Christenthume abgeneigt machte, und die ihn umgebenden Philosophen bestärkten ihn darin. Er ließ sich in die Eleusinischen Mysterien einweihen, die auch jezt noch bei dem Hinsinken Griechenlands sich erhielten und Gläubige fanden. Die Christen verspottete er und sie wurden zurükgesezt. Sein Beispiel würkte. „Allenthalben feierte man den Triumph der Religion, sagt Libanius, allenthalben erblickte man rauchende Altäre, blutende Schlachtopfer, der Dampf des Weihrauchs stieg zu den Wolken, und im feierlichen Zuge gingen Priester und Propheten, ohne Furcht und ohne Gefahr. Von den höchsten Bergen ertönten Gebete und Musik, und derselbe Stier diente zum Opfer für die Götter

und zum Schmause für ihre freudenvollen Anbeter.“ Mit seinem Tode war aber der Dienst der alten Götter wieder vernichtet. Jovianus erlaubte den Christen ihre Schulen wieder zu eröffnen, und die heidnischen Tempel wurden verlassen.

Weil Wissenschaften und Künste auch in Griechenland ganz hinzuschwinden schienen, befahl Valentinian, daß in allen Hauptorten der einzelnen Provinzen Schulen eingerichtet werden sollten, damit daselbst in der Rhetorik und Grammatik, lateinisch und griechisch Unterricht ertheilt würde. Allgemeine Duldung gebot er ebenfalls, nur wer Magische Künste trieb, ward hart bestraft. Nächtliche Feierlichkeiten wurden strenge untersagt; als aber Praetextatus, der Prokonsul von Achaia, vorstellte, daß das Leben der Griechen traurig und elend sein würde, wenn sie des unschäzbaren Segens der Eleusinischen Mysterien beraubt wären, so gab der Kaiser nach.

Neue Einfälle nordischer Völker zerstören, was der Fleiß der Einwohner Griechenlands mühsam wieder hergestellt hatte, und immer tiefer verfielen, unter den unaufhörlichen Kriegen und drohenden Gefahren, die verachteten Wissenschaften. Zu bewundern ist, daß sie nicht ganz untergingen, daß sich noch viele fanden, die sich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigten. In Athen blieb unter den Ruinen eine Reihe von Philosophen, welche des Plato und Aristoteles Schriften

auslegten, und damit magische und astrologische Künste verbanden. Noch zu Synesius Zeiten war der Ruhm der Stadt so groß, daß diejenigen, die dort studirt hatten, stolz auf andere herab sahen.

Als Theodosius zur Regierung kam, (379 — 395) widersezte er sich glüklich den Gothen. Mit Ernst und gewaltiger Strenge erhielt er Ordnung und Ruhe, und ahnete mit empörender Grausamkeit (390) einen Aufstand zu Thessalonich, wobei einige Soldaten ermordet waren. Aus Mailand, wo er sich damals aufhielt, befahl er, daß sich das Volk unbewaffnet im Cirkus versammeln sollte; die nichts befürchtenden ließ er dann von den Gothischen Soldaten umringen und niederhauen. 15000 Schlachtopfer sollen gefallen sein. Strenge dem orthodoxen Glauben zugethan, verfolgte er den Arianismus und die Heiden, und unter seiner Regierung ging der Dienst der alten Götter fast ganz zu Grunde. Die Tempel wurden verschlossen, alles was nur an der Altväter Dienst der Götter erinnern konnte, ward fortgeschafft, die Privilegien der Priester wurden aufgehoben, und die Besizthümer der Priester zog man ein, für den Kaiser, das Heer und die Kirche. Viele Tempel zerstörten die Christen gänzlich, aus Furcht daß ein anderer Julian sie den Gözendienern wieder öffnen möchte. Das Opfern und Besuchen der Tempel ward verboten; ohne vielen Widerstand folgte man und die Kirchen füllten sich

allmählig. So viel er sich bemühte den Provinzen aufzuhelfen, so wenig fruchtete es. Das Sittenverderben nahm unter seiner Regierung immer mehr zu; Schwelgerei und Ueppigkeit wurden allgemeiner, nicht weil das Volk reich war, sondern weil das Besizthum unsicher war, und jeder zu genießen suchte, was ihm vielleicht die nächste Stunde entreißen konnte. Selbst die Soldaten wurden weichlicher oder kraftloser; unfähig die schwere Rüstung zu tragen, legten sie schon unter Gratian Helm und Panzer ab. Theodosius starb im Jahre 395. In seinem Testamente vermachte er die Morgenländer seinem Sohne Arkadius, der, von der Natur und bei der Erziehung verwahrlost, ein Spiel seiner Minister war. Dem Honorius bestimmte er die Abendländer. Das auf diese Weise getheilte Reich, sollte dennoch nur Einen Staat ausmachen. Beide Kaiser waren zu jung, um selbst zu regieren, da erhielt im Orient Rufinus die Vormundschaft, ein Christ, der des Theodosius Vertrauen besaß. Stilicho regierte im Westen, und beide Minister legten den Grund zur völligen Theilung des Reichs. Griechenland ward, wie schon früher, hart gedrükt, und ein Unfall nach dem anderen vernichtete bald den noch übrigen Wohlstand. Gleich nach dem Tode des Theodosius standen die Gothen in den Waffen, und alle, die in den Römischen Heeren dienten, empörten sich. Ueber die gefrorene Donau drangen die wilden

Schaaren unaufhaltsam ein in das Griechische Reich, wahrscheinlich von Rufinus dazu angereizt. Bald waren die nördlichen Provinzen verwüstet, da entschloß sich Alarich, mit seiner raubgewohnten Menge in Griechenland reichere Beute zu holen. Antiochus war Prokonsul in Griechenland, Gerontius führte das Heer; ein Mann, geschickter eines Tyrannen harte Befehle gegen seine wehrlosen Unterthanen auszuführen, als muthig und geschickt ein Land, das so viele Mittel darbietet den eindringenden Feind aufzuhalten, zu schützen. Ohne Widerstand durchzog Alarich die Ebenen Macedoniens und Thessaliens bis zum Oeta, wo seine Reuterei nicht so schnell fortkommen konnte. An dem östlichen Ende des Gebirges ist ein Paß, dreihundert Fuß breit, an manchen Stellen aber kaum geräumig genug, Einen Wagen durchzulassen. Dort wo Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern, durch die Menge überwältigt, nicht besiegt, hinsank, hätte das Heer der Gothen wenigstens aufgehalten werden können. Die Erinnerung an die Großthaten der Vergangenheit hätte zu neuen Thaten vielleicht die Griechen entflammt. Ohne es zu wagen, Thermopylä zu vertheidigen, zog sich die Schaar, die dort stand, zurück, und die fruchtbaren Gefilde von Phocis und Böotien überschwemmten die raschen Horden der Barbaren. Alle erwachsenen Männer hieben sie nieder, die Weiber wurden fortgeführt,

aus den brennenden Dörfern und Flecken trieb man das Vieh fort und raubte, was sich nur wegbringen ließ. Noch lange nachher sah man die Spuren der Verwüstung. Theben blieb ungefährdet, weil Alarich, die Belagerung scheuend, schnell vorbeieilte nach Athen. Für eine große Summe Geldes erkauften die Athenienser ihr Leben und die Erhaltung der Stadt. Der Vertrag ward von beiden Seiten feierlich beschworen, und, man spielte noch nicht mit Eiden, treu gehalten. Alarich ward mit einer kleinen Schaar in die Stadt gelassen, festlich bewirthet, und suchte zu zeigen, daß er mit den Gebräuchen civilisirter Nationen nicht unbekannt sei. Von Sunium aber bis Megara ward das Land verheert, und glich, nach Synesius, der blutenden Haut eines Schlachtopfers.

Eine kleine aber beherzte Schaar hätte auf dem von steilen Bergen durchschnittenen Isthmus von Korinth die Haufen der Barbaren leicht abwehren können. Die früher dort aufgeworfenen Wälle hatte man verfallen lassen; aber die Natur bietet dem von Norden her eindringenden Feinde der Schwierigkeiten so viele dar, daß nur die allgemeine Muthlosigkeit, und die durch der Statthalter Tyrannei verursachte Erschöpfung der Bewohner des Peloponnesus es erklärlich macht, wie man gar keinen Versuch wagte sich zu widersetzen. Korinth, Argos und Sparta ergaben sich ohne Widerstand den Barbaren, und glüklich waren alle,

die der Tod hinraffte, ehe sie die Ihrigen als Sklaven fortschleppen, ihre Städte verbrennen sahen. Die schönsten und reichsten Kunstwerke, man sah mehr auf die Masse als die Arbeit, theilten die Barbaren. Die Weiber und Jungfrauen fielen den Siegern zu, der Genuß der Schönheit war der Tapferkeit Lohn. Von Macedonien bis Sparta war alles von den wilden Gothen verheert, die lezten, bis dahin verschonten Tempel wurden zerstört, und mit ihnen sank der Götzendienst ganz in Vergessenheit. Die Mysterien der Demeter überlebten nicht die gänzliche Zerstörung von Eleusis und das Elend Griechenlands.

Stilicho eilte mit einer Flotte und einem Heere aus dem Abendlande herbei. Er landete glüklich auf dem Isthmus von Korinth, und Arkadiens waldige Höhen und fruchtreiche Thäler wurden der Kampfplatz blutdürstender Heere. Der Geist und die Beharrlichkeit des Römischen Feldherrn siegte endlich, und er zwang den seiner nicht unwürdigen Gegner zu weichen. Durch Krankheiten und Verlust in den mörderischen Gefechten geschwächt, mußten sich die Gothen auf den Pholoe zurükziehen. Dort eingeschlossen, von Hunger und Durst gequält, benuzte Alarich einen Augenblik, wo die Römer, siegträumend und gewiß des Erfolgs, ihn nicht strenge bewachten; schnell und geschikt zog er sich mit seinem kleinen Heere an den Busen von Lepanto und entkam nach Epirus. Dort gewann er

Zeit, mit dem Hofe in Constantinopel zu unterhandeln und Frieden zu schließen. Stilicho mußte, auf Befehl des Arkadius, Griechenland verlassen. Alarich ward der Oberbefehlshaber des Römischen Heeres im östlichen Illyrikum, und mit Unwillen sahen die von ihm verheerten Provinzen ihn für diese Verwüstung so belohnt. Waffen aller Art wurden auf sein Geheiß von den ihm unterworfenen Distrikten geliefert, und sie selbst mußten die Werkzeuge ihrer Unterjochung schmieden. Nach einem fehlgeschlagenen Zuge gegen den Westen kehrte Alarich nach Illyrikum zurück, bis er zu einem neuen Unternehmen auszog.

Als Rufinus gestürzt war, 395, trat an seine Stelle Eutropius, ein Eunuch, der Recht und Gerechtigkeit feil bot. Alle Stellen wurden verkauft. Griechenland, wie die übrigen Provinzen, seufzte unter dem Druck. So sank das Reich immer tiefer und tiefer. Die meisten der folgenden Kaiser waren ohnmächtig, vergeudeten in empörender Schwelgerei, das ihren darbenden Unterthanen abgepreßte Geld, schwelgten wie sinnlos bei der immer näher rückenden Gefahr und taumelten blind in den Abgrund. Das östliche und westliche Reich wurden immer mehr getrennt, und mit anscheinender Gleichgültigkeit und heimlicher Freude sah man in Constantinopel das Elend Roms und Italiens. Unruhen in der kaiserlichen Familie, oft Veranlassung zu blutigen Kriegen,

schwächten das Reich, untergruben seine Kraft, Empörungen der Provinzen vollendeten das Elend. Von allen Seiten drängten Feinde heran, und neue kamen bald zu denen, die lange schon das Schrecken der Griechen waren. Kam auch für kurze Zeit ein besserer Kaiser auf den Thron, so vermochte er nicht alle Mängel abzustellen, und die Gebrechen zu heilen.

Den Westen überwältigten Gothen und Vandalen, vor den Hunnen fliehend, die von der Wolga bis zur Donau siegreich vordrangen, bis Zwistigkeiten unter ihren am Range gleichen, unabhängigen Fürsten ihre Macht schwächten. Erst als Attila ihr König ward, 433 — 453, wurden sie wieder das Schrecken der Welt. Genserich, der König der Vandalen in Afrika, von den Planen der beiden Kaiser, des west- und oströmischen Reiches, ihm die eroberten Provinzen wieder zu entreißen, benachrichtigt, 441, reizte den Attila, den früher mit dem Hofe von Korinth geschlossenen Bund zu brechen und in das oströmische Reich einzufallen. Bald fand sich ein Vorwand und die Heere zogen gegen einander. Jenseits des Hämus wurden die Griechen geschlagen, und ihr Land lag vertheidigungslos den Einfällen offen. Thracien und Macedonien wurden gleich verheert, siebenzig Städte standen in Flammen. Constantinopels Mauern schützten den Kaiser und die Einwohner; aber die Pro-

vinzen wurden verödet. Wer nur die Waffen tragen konnte, ward von den Hunnen ermordet, oder mußte bey ihnen Kriegsdienste nehmen. Die Weiber, die Begüterten, alle von denen man glauben konnte, daß sie losgekauft würden, vertheilte man durchs Loos. Die Alten und Schwachen erhielten Erlaubniß in den ausgeplünderten Flecken und Städten zu bleiben, mußten indeß große Summen herbeischaffen. Die Hunnen verachteten die Sprache und Wissenschaften der Römer, aber sie bemühten sich lateinisch zu lernen, das selbst im oströmischen Reiche die Sprache der Krieger war. Theodosius, der Kaiser des Griechischen Reiches, war genöthigt mit dem Attila einen schimpflichen Frieden zu schließen; das Geld, wofür dieser erkauft ward, brachte er von den Vornehmen mit Strenge zusammen, die dadurch noch mehr verarmten. Kaum waren diese Horden abgezogen, so nahte von einer andern Seite Verheerung. Unzufrieden mit Ricimers Stolz hatte sich der Senat von Rom nach Constantinopel an den Kaiser Leo gewendet, und bat ihn, den Patricier Anthemius zum Kaiser des Occidents zu erklären. Leo willfahrte, nach einigen Unterhandlungen mit Ricimer, und Anthemius ward vom Volk und Senat mit der größten Freude empfangen. Genserich indeß, der sich durch jene Wahl beeinträchtigt glaubte, schickte eine Flotte aus, die Inseln des Archipelagus und den Peloponnes zu verwüsten; zugleich fielen nördliche Barba-

ren in Illyrien, Macedonien und Epirus ein, und zogen beutebeladen ab.

Justinian bemühte sich dem hereinbrechenden Verderben entgegenzuarbeiten. Griechenland erhielt einen neuen Erwerbszweig, da die Seidenwürmer aus Asien eingeführt wurden; der von den Barbaren verheerte Westen war aber arm, und das oströmische Reich fand für seine Manufakturen, seinen Handel nur wenig Aufmunterung.

Die Einbrüche der nördlichen Völker abzuhalten, legte Justinian (527—565) neue Vestungen an und stellte die alten wieder her. Doch der Schrecken des Römischen Namens war verschwunden, und obgleich 600 bevestigte Plätze Dacien, Epirus, Illyrien, Thracien, Macedonien und Thessalien schützen sollten, durchschwärmten dennoch jährlich feindliche Haufen die fruchtreichen Gefilde bei Thessalonich, das gepriesene Thal Tempe. Thermopylä und andere Pässe wurden durch Verhaue unwegsam gemacht, die durch ein Erdbeben umgestürzten Mauern Korinths ließ er aufbauen. Die Schwierigkeiten langwieriger Belagerungen scheuten die Barbaren, und den Peloponnesus, mit seinen offenen Städten, sicherten die Vestungswerke auf der Landenge von Korinth.

Athen hatte sich noch immer als Lehrerin Griechenlands erhalten, von einigen Kaisern begünstigt. Die Waffen der Gothen waren den philosophischen

Schulen weniger gefährlich als die Einführung einer neuen Religion, deren Diener, es für unnöthig achtend die Vernunft zu üben, jede Frage durch einen Glaubensartikel beantworteten, und die Ungläubigen und Zweifler zum ewigen Feuer verdammten. Justinian verbot allen Philosophen, auch den Neuplatonikern, zu lehren. Zu seinen prächtigen Gebäuden, die er in Constantinopel aufführte, wurden in Griechenland viele von den geretteten Statuen zusammengesucht, und so verlohren die Städte, was sie von Kunstwerken noch erhalten hatten.

Obgleich unter seiner Regierung das oströmische Reich durch Belisar und Narses neue Provinzen erhielt, folgten doch Niederlagen auf Niederlagen, wo jene Feldherren nicht das Heer führten, und nur durch Geld konnten manche Feinde abgekauft werden. Die Gepiden beunruhigten die Gränzen, als die Gothen nach Italien zogen, die stolz und verachtend Justinians Unterthanen Griechen nannten, so tapfer diese auch oft mit ihnen kämpften. Eine Menge Gefangener schleppten die Sklavinen und Bulgaren mit fort, die bis zum Isthmus von Korinth vordrangen; Epirus ward vom Totila 549 geplündert. Justinian gab 558 den vor den Türken fliehenden Avaren Wohnplätze, und versprach jährlich eine gewisse Summe zu zahlen, damit auch sie die nördlichen Gränzen vertheidigen sollten; dennoch überschwemmten schon im

folgenden Jahre die Bulgaren aufs Neue im Winter Thracien und Macedonien. Justinian zitterte in seiner Hauptstadt und nur Belisarius rettete das Reich.

Im Jahre 565 starb Justinian, bekannt durch seine Sorge für die Gesetzsammlungen, die er veranstaltete. Die Provinzen seufzten unter der Last der Abgaben, die kaum zu erschwingen waren, und zum Theil zur Besoldung des Heeres verwendet wurden, das den Feind nicht abzuwehren vermochte. Immer weniger vermochten seine Nachfolger Ordnung und Sicherheit zu erhalten. Noch immer lieferten die Constantinopolitanischen Waffenschmiede die schönsten und besten Klingen, die treflichsten Schutz- und Angriffswaffen. In der Erbauung und Lenkung der Schiffe, in den Kriegsmaschinen und Bevestigungswerken bewunderten die Barbaren die überlegene Erfindungskraft und Geschicklichkeit eines Volkes, das sie im offenen Felde so oft besiegten. Die Taktik, die Stellungen, die Evolutionen, die Kriegslisten früherer Zeiten waren in den Büchern verzeichnet und man studirte diese; aber die verödeten Provinzen, deren Bewohner ausarteten, konnten nicht länger Menschen liefern, jene Waffen zu führen, diese Wälle zu bewachen, die Schiffe zu lenken und die Theorie kühn und glüklich anzuwenden. Ohne Lehrer hatten sich Belisar und Narses gebildet; sie starben, ohne Schüler zu hinterlassen. Durch keine Begierde nach Ehre, nicht durch Vaterlandsliebe oder

religiöse Ideen konnten die Schaaren der gemietheten Ausländer befeuert werden, aus welchen die Heere der griechischen Kaiser jetzt bestanden. Der Soldat muß gehorchen, und gerade das Heer folgte den Befehlen des Gebickers nicht; Siege wurden das Werk des Zufalls. Versuchte ein Kaiser die eingerissenen Uebel abzustellen, so empörte sich das Heer, das Verderben ward nur größer. Die Armeen erlaubten sich sogar Kaiser, die ihnen mißfielen, abzusetzen.

Die Avaren beunruhigten die nördlichen Provinzen des Reichs, im Westen breiteten sich die Perser immer weiter aus. Diese letztern glüklich zu bekämpfen, gelang erst dem Heraklius, 622, und nur sein Aberglaube hinderte ihn, allen Vortheil aus seinen siegreichen Unternehmungen zu ziehen. Religionsstreitigkeiten schwächen indeß das Griechische Reich im Innern, die christliche Tugend war erkaltet, Partheigeist und Sektenhaß entflammten alle gegen einander. Mißtrauen der Bürger desselben Staates entstand dadurch, die sich aufs heftigste anfeindeten und bekämpften. Einen der gefährlichsten Feinde verlohr indeß der Hof zu Constantinopel schnell, das Persische Reich eilte rasch seinem Untergange entgegen. Während der Ohnmacht dieses und des Byzantinischen Staates hoben sich frisch und kraftvoll die Araber. Längst im Morgenlande durch ihr hohes Alterthum, ihre Unbezwinglichkeit und ihre Dichtkunst berühmt, fehlte ihnen nur ein Mann, der

sie zu Einem Volke vereinte, und ihren Bund zu bevestigen verstand. Im siebenten Jahrhunderte trat er unter ihnen auf. Mohamed kündigte sich als Gesandten der Gottheit an, und nach vielen besiegten Schwierigkeiten gründete er ein großes Reich. Seine Nachfolger, Chaliphen, werden Eroberer, und die Schwäche der umliegenden Staaten erleichtert ihre Unternehmungen. Sie entrissen bald dem oströmischen Reiche die schönsten Provinzen in Asien.

Der Haß, der zwischen Römern und Griechen schon seit frühen Zeiten herrschte, ward um diese Zeit noch vermehrt, durch den Streit zwischen der Griechischen und Römischen Kirche, der schon vorher mit Heftigkeit bey den Unterhandlungen über das Ausgehen des heiligen Geistes, über die Bilder und über die Eingriffe des Griechischen Patriarchen in das Römische Kirchengebiet geführt war. Die Bekehrung der Bulgaren und Slavischen Völker in Epirus und Thessalien durch Griechen, verstärkte den Argwohn und das Mißvergnügen beider Patriarchen. Ungern sah der zu Rom den Zuwachs des griechischen Kirchengebietes, als die Gazaren, Böhmen und andere Völker die christliche Religion durch Griechen annahmen, auf einem Boden, den sie als ihr Erbtheil fast ansahen. Papst Nikolaus I. wußte den König der Bulgaren gegen den griechischen Patriarchen einzunehmen, und von der griechischen Religionsform abzubringen. Die

stille Eifersucht brach nun bald in eine völlige Trennung aus. Photius ward 858 Patriarch zu Constantinopel, Papst Nikolaus I. aber erklärte ihn für unrechtmäßig erwählt und that ihn mit seinen Anhängern in den Bann, 863. Photius vergalt Gleiches mit Gleichem, und wußte seine Angelegenheiten zu einem Lehrstreite und einer allgemeinen, kirchlichen Angelegenheit zu machen. Feindseligkeiten und Verdammungen wurden von beiden Seiten fortgesetzt, und der Haß wuchs immer mehr zwischen beiden kirchlichen Partheyen, so daß die Griechen sich über das Unglük der Römer freuten, diese jene gedemüthigt zu sehen, für einen Triumph ihrer Parthei hielten.

Im siebenten und achten Jahrhunderte war fast alle gelehrte Bildung verlohren. Im neunten finden wir wieder Spuren des neuen Aufblühens. Durch das Bemühen der Chaliphen Künste und Wissenschaften bei ihren Unterthanen empor zu bringen, war ein neuer Eifer auch unter den Griechen erwacht. Man suchte die Alten hervor, lernte die Philosophen hochschätzen und die schönste Zeit der Byzantinischen Litteratur war unter Leo dem Philosophen und Constantinus Porphyrogeneta. Man las die Schriften der Alten, aber das verdorbene Geschlecht konnte den Geist nicht fassen, ward dadurch nicht gehoben. Weil fast alle Nationen gesunken waren, bald in Barbarei da lagen, fehlte

der Sporn des Wetteifers, und so sanken die Griechen auch bald wieder zurük.

Unter Basilius I., 867—886, trat eine etwas glüklichere Periode für den Staat ein. Verwüstet, erschöpft und verarmt fand er denselben, und hinterließ ihn beruhigt, gesichert und kräftiger seinen Nachfolgern. Die Einkünfte wurden gut verwaltet, neue Kirchen, Straßen und Wasserleitungen wurden angelegt. Die griechische Sprache hatte auch in den Gerichten die lateinische verdrängt, Basilius ließ daher eine neue Durchsicht der Institutionen, der Pandekten, des Codex und der Novellen Justinians vornehmen, und die Basilika enthielten die wichtigsten Verordnungen aus jenen, ins Griechische übersezt. Unter den folgenden Kaisern aus dem Macedonischen Hause, die zur Regierung zu schwach waren, verfiel alles wieder. Nur im zehnten Jahrhunderte, in der kurzen Zeit als Nicephorus Phokas und Johann Tsimisces die Regierung übernahmen, 963—976, wurden die Angriffe der Feinde von den Gränzen abgewehrt, und Ruhe und Ordnung herrschte im Innern des Reichs. Johann Tsimisces schlug auch die Bulgaren völlig, die schon 888 Macedonien in Besitz genommen hatten, und zwang sie zum Gehorsam. Den Kaisern aus dem Hause der Comnenen gehorchten nur noch Thracien, Macedonien, Griechenland nebst den Inseln im Aegaeischen Meere, und einige Distrikte in Asien.

Die Europäischen Besitzungen waren in zwölf Themata abgetheilt, mit unbestimmten Gränzen. Constantinopel war die prächtigste Stadt, die ein christlicher Fürst beherrschte, sie war auch die reichste, und von ihren Mauern hatte man bis dahin alle Angriffe glüklich zurükgeschlagen. Die Provinzen waren in einem desto traurigern Zustande, doch waren die Griechen noch die geschiktesten und fleißigsten der damals bekannten Nationen. Die Natur hatte ihnen einen treflichen Boden, ein herrliches Clima, eine günstige Lage verliehen, und sie ließen noch nicht alle Künste und Gewerbe zu Grunde gehen; so daß sie nicht ganz verarmten. Bei allen Verheerungen wurden die Provinzen immer wieder bevölkert, durch das Unglük derer, die ganz vom Griechischen Reiche abgerissen wurden. Die Christen aus Aegypten, aus Syrien und anderen Asiatischen Ländern suchten im Griechischen Reiche Schutz und Freiheit und brachten ihre Haabe mit. Constantinopel ward der Haupthandelsplatz, als Alexandrien und Tyrus in die Hände der Saracenen fielen. Korinth und Argos zeichneten sich, wie im nördlichen Griechenlande Theben, durch ihre Manufakturen in Wolle und Seide aus, so wie durch ihre Leinwand.

Von den meisten Provinzen fehlen uns die vollständigen Nachrichten aus dieser Zeit, am genausten sind wir noch über den Peloponnesus berichtet. Skla=

vonier hatten im achten Jahrhunderte ihn verwüstet und sich dort niedergelassen. Sie waren zum Gehorsam gegen den Griechischen Kaiser gezwungen, aber oft brachen sie ihren Eid, vorzüglich zwei Stämme, die sich bei Helos und Lakedämon angesiedelt hatten. Man nannte sie zur Zeit des Constantinus Porphyrogeneta Mainotten. Sie erhielten ein Oberhaupt von dem Byzantinischen Prätor im Peloponnesus, und zahlten für ihre Unabhängigkeit jährlich 400 Goldstücke, die sie häufig von der bei ihren Gränznachbaren und auf den Inseln gemachten Beute bezahlten. Unter dem Basilius wurden sie Christen; aber sie bekränzten noch die Altäre der Aphrodite und des Poseidon, als sie in anderen Gegenden schon fünfhundert Jahre zerstört waren. Vierzig Städte waren damals im Peloponnesus, und Sparta, Argos und Korinth waren die wichtigsten.

Immer näher drangen nun die Hauptfeinde des Griechischen Reiches heran, die Türken. Lemnos eroberten sie im Jahre 900, plünderten 904 Thessalonich und verheerten 910 die Küsten und Inseln des Aegäischen Meeres. Im Norden empörten sich nach dem Tode des Johann Tsimisces die Bulgaren aufs Neue, drangen oft in Griechenland ein, eroberten selbst veste Städte und Flecken, und fanden bisweilen Unterstützung bei den Griechen, die durch hohe Auflagen zur Verzweiflung gebracht, sich zu den Feinden schlu-

gen. Erst im eilften Jahrhunderte wurden sie von Basilius 2 bezwungen. Zu diesen Feinden kamen noch im Jahre 1081 die Normänner. Robert Guiscard, in der Hoffnung, seine Tochter auf den Byzantinischen Kaiserthron zu bringen, getäuscht, beschloß sich dafür zu rächen. Er landete in Epirus, schlug den Kaiser Alexius Comnenus, drang in Thessalien ein, bedrohte Thessalonich und machte Constantinopel zittern. Als er durch Unruhen in Italien zurükgerufen ward, blieb sein Sohn bei dem Heere, kämpfte oft siegreich gegen die Griechen, mußte aber zulezt, mehr genöthigt durch die Unzufriedenheit der ihm untergebenen Ritter, als besiegt, Epirus räumen. 1084 segelte Robert Guiscard aufs Neue nach den Küsten Griechenlands, schlug die Byzantinische Flotte gänzlich, nach einem dreitägigen Kampfe, starb aber bald darauf. Sein Geist fehlte dem siegreichen Heere, es ward zerstreut und Griechenland war gerettet. Zu gleicher Zeit wurden einfallende Barbaren im Norden zurükgedrängt; mehrere Inseln aber geriethen in die Gewalt der Türken.

Bald aber brach ein neuer, verwüstender Sturm los, der den Untergang des oströmischen Reiches beschleunigte, obgleich das ganze Unternehmen gegen die Erbfeinde desselben, die Türken, gerichtet war. Die Kreuzfahrer durchzogen zum Theil die nördlichen Provinzen des Reichs und erschienen vor Constanti-

nopel. Griechen und Abendländer hatten kein Zutrauen gegen einander, es kam oft zu Streitigkeiten, zu kleinen Gefechten. In der folgenden Zeit nahm dieß Mißtrauen immer zu, und die Griechen suchten auf alle Weise den Kreuzfahrern zu schaden, obgleich sie öffentlich sich als Freunde stellten. So war der Same des Verderbens gestreut, der bald Unheil bringend aufging.

Die Normänner erschienen 1148 wieder vor Cephalonia, das sich ihnen ergab, eroberten und plünderten Korinth und Theben, und führten viele Seidenweber mit nach Sicilien. „Spindel und Webeschiff sind die einzigen Waffen, welche die Griechen führen müssen!" rief der Anführer der Normänner aus, als er den kunstvollen Fleiß der Seidenweber sah und die Feigheit und Trägheit der Soldaten. Selbst die Gegend um Constantinopel verheerten diese kecken Krieger, zu schwach die Stadt selbst anzugreifen. Endlich wurden sie vom Manuel Comnenus geschlagen und mußten Griechenland schnell räumen. Von Griechen und Lateinern wird Manuel als der Herkules und Alexander seiner Zeit gepriesen; er war auch der lezte Kaiser, der das Reich noch aufrecht erhielt. Schneller nahte nun das Verderben, im Innern herrschte Zerrüttung, um den Thron entstanden blutige Kämpfe, Provinzen empörten sich, Feinde drangen ein, immer schwächeren

Widerstand findend, und Griechenland duldete unsägliches Elend.

Einen vertriebenen Prinzen, Alexius, des Isaak Angelus Sohn wieder auf den Thron zu setzen, erschien im Jahr 1202 ein neues Heer von Kreuzfahrern, die sich in Venedig gesammelt hatten, vor Constantinopel, und eroberte die Stadt, 1203. Der Kaiser entfloh, Alexius nahm seine Stelle ein, behauptete sich jedoch nicht lange. Sein Nachfolger Murzuphlus beleidigte die Kreuzfahrer, sie belagerten, eroberten und plünderten die Stadt; ein großer Theil der dort aufgehäuften Kunstschätze ward vernichtet, viele Statuen von Erz wurden später eingeschmolzen, um Geld daraus zu prägen. So waren die Franken Herren des oströmischen Reiches, der Besitz der Hauptstadt entschied den Besitz des Reichs.

Noch im Jahre 1204 ward Balduin von Flandern zum Griechischen Kaiser erwählt, und belehnte nun die Vornehmsten des Heeres mit den einzelnen Provinzen des Byzantinischen Reichs, die aber zum Theil erst erobert werden sollten. Thracien bekam Balduin, mit einer Art von Oberherrschaft über die anderen Reiche. Der Markgraf von Montferrat erhielt Thessalonich und das umliegende Gebiet, als ein eigenes Königreich, nebst der Insel Candia. Die Venetianer erhielten das westliche Macedonien, (das sie bald gegen Candia an den Markgrafen von Montferrat eintausch-

ten,) so wie die Inseln im Archipelagus und einen Theil des Peloponnesus. Einzelne Städte mit einem kleinen umliegenden Gebiete wurden verschiedenen Anführern gegeben. In Rhodus, Korinth und Epirus traten Griechen als Herrscher auf, so auch in den Asiatischen Provinzen.

Streitigkeiten, die unter den Franken entstanden und gefährlich zu werden schienen, wurden beigelegt. Nach und nach eroberten sie Griechenland, behandelten aber ihre neuen Unterthanen mit empörendem Stolz, und erlaubten ihnen nicht, wie sie es wünschten, Kriegsdienste zu nehmen. Diese suchten daher Schutz bei dem Könige der Bulgaren, bildeten in den Städten Partheien gegen die Abendländer, und als ein Theil derselben nach Asien gegangen war, brach der Aufstand aus. Eine Zeitlang siegten die Griechen, aber die Grausamkeit des Königs der Bulgaren empörte seine Bundesgenossen, und im J. 1206 schlossen sie Frieden mit den Kreuzfahrern. Die Bulgaren wurden noch in demselben Jahre vom Kaiser Heinrich gänzlich geschlagen, der darauf den Despoten von Epirus bekriegte. Die Griechen seufzten indeß unter dem entsezlichsten Drucke, daher jeder Gegenkaiser Anhänger fand und Aufruhr an Aufruhr sich reihte. Die Kriege mit den Herrschern in Epirus und anderen den Griechen unterworfenen Staaten dauerten immer fort; die Griechen wollten sich als tapfere Gegner zeigen, da man

sie als Freunde verschmäht hatte. Der Haß zwischen ihnen und den Abendländern nahm stets zu, da die Scheidewand der verschiedenen Religion und Sprache unübersteiglich war. Die nach einander folgenden fränkischen Kaiser mußten daher mit ihren empörten Unterthanen, mit den Bulgaren, den Kaisern von Nicäa und den Türken kämpfen. Griechenland ward verheert, der Ackerbau lag danieder, das fruchtbarste Land blieb unbestellt.

Der gefährlichste Feind war Batatges der Kaiser von Nicäa, der immer größere Eroberungen in Griechenland selbst machte. Einer der Nachfolger desselben, Michael Paläologus, eroberte, durch Hülfe der Genuesen, Constantinopel 1261, und ward Herr des Lateinischen Reiches. Nach und nach wurden die ehemals zum griechischen Kaiserthume gehörigen Provinzen bezwungen, nur die Länder jenseits des Hellesponts gab man den Türken preiß. Balduin, der lezte fränkische Kaiser, war zum Papst geflohen, der einen Kreuzzug gegen die Griechen predigen ließ. Diesen Sturm zu beschwören, versprach Michael die Vereinigung der Lateinischeu und Griechischen Kirche zu bewürken. Päpstliche Gesandte gingen nach Griechenland, fanden aber eine Nation, die sie haßte und verabscheute. In Aetolien, Epirus und Thessalien herrschten Griechische Fürsten, vom Kaiser abhängig, die aber seinem Gebote, diese Neuerungen einzuführen, zu gehor-

chen sich weigerten. Bischöfe und Mönche flohen zu ihnen. Das Volk haßte den Kaiser, und kaum war er gestorben, so ward der Gedanke an eine Vereinigung ganz aufgegeben, 1282.

Eine Schaar von abendländischen Kriegern, bekannt unter dem Namen Catalonier, an deren Spitze Roger de Flor stand, war von Andronikus dem älteren in Sold genommen, 1303, um in Asien die Türken zu bekämpfen. Sie waren glüklich in ihren Unternehmungen, aber die Provinzen des Griechischen Reichs wurden von ihnen geplündert und verheert. Als der Kaiser kein Mittel sah, dem Unwesen Einhalt zu thun, da seine Befehle, seine Unterhandlungen nichts fruchteten, ließ er den Roger ermorden, und die in Constantinopel ansäßigen Catalonier wurden getödtet. Des Anführers Tod schreckte die ihm untergebenen Krieger, viele flohen, nur eine Schaar, die in Gallipoli stand, wollte Rogers Ermordung rächen. Sie schlugen die gegen sie geschickten Heere. Der Sieg lockte Abentheurer aller Art zu ihren Fahnen, und kek verwarfen sie alle Friedensvorschläge. Mangel an Lebensmitteln nöthigte sie endlich die Ufer des Hellesponts zu verlassen, sie trennten sich, und ein Haufe durchzog Macedonien und Thessalien, in Griechenland einen Wohnplatz zu erkämpfen. Athen war bei der Theilung des griechischen Reiches nebst Theben dem Otto de la Roche als Großherzogthum zugefallen, der bald seine Besitzung erweiterte. Einer

seiner Nachfolger Walther von Brienne bezwang durch Hülfe Catalonischer Söldner mehrere seiner Gränznachbaren; als aber jene Schaar sich seinen Gränzen nahte, zog er ihnen entgegen, ward am Cephissus in Böotien völlig geschlagen. Attika und Böotien fielen den Siegern zu, und vierzehn Jahre hindurch waren sie der Schrecken aller kleinen Staaten Griechenlands. Unter den Herrschern aus der Familie Accajoli, ward Athen, die Hauptstadt eines Staates, der Theben, Argos, Korinth, Delphi und einen Theil von Thessalien umfaßte, bis er in die Gewalt der Türken fiel.

Unter Osman drangen die Türken immer näher, und die Kaiser suchten durch fremde Söldner, und durch die Unterstützung der Genuesen (denen für ihre Hülfe bei der Eroberung Korinths die Vorstadt Pera bei Constantinopel eingeräumt war) ihren wankenden Thron zu sichern. Alle Kraft zum Widerstande gegen die Türken fehlte, der Friede mit ihnen war immer nur ein Waffenstillstand, und die Kaiser, die oft selbst Türken in Sold nahmen, zeigten ihnen den Weg ins Innre des Reiches. Indeß Macedonien aufs Neue durch Streifzüge der Barbaren litt, die Kaiser vergebens im Westen Hülfe suchten, eroberten die Türken 1355 Gallipoli und sezten sich in Europa fest. Bald griffen sie weiter um sich. Amurath, der seit 1360 herrschte, unterwarf sich die Provinz Romanien und schlug seinen

Sitz zu Adrianopel auf; und zufrieden, daß der Griechische Kaiser sich ihm demüthigte, trieb er die einstürmenden Servier, Bulgaren und Walachen zurück. Constantinopel selbst ward 1396 von den Türken belagert und nur Tamerlans Krieg mit Bajazet, der schon Thracien, Macedonien und Thessalien erobert hatte, rettete es. Streitigkeiten unter Bajazets Söhnen gaben dem Griechischen Reiche einige Ruhe, aber 1422 belagerte Amurath II. aufs Neue die Hauptstadt. Ein Aufruhr in Asien rief ihn ab, bald kehrte er indeß zurück, verheerte Macedonien, Aetolien, Phocis und Böotien, bekriegte den Skanderbeg in Epirus 1445, und ein Türkisches Heer drang in Morea ein. Amurath starb 1451, sein Nachfolger Mahomed II. belagert Constantinopel 1453. Vergebens suchte der Kaiser Hülfe im Abendlande, die Fürsten auf den griechischen Inseln, in der drohenden Gefahr der Hauptstadt ihr Geschick verkennend, wollten neutral bleiben, die Genueser in Pera hofften auch unter den Sultanen ihren Handel zu treiben. — Nach einer tapfern Gegenwehr erobern die Türken Constantinopel mit Sturm, wobei der lezte Kaiser, Constantin XI. Paläologus, fiel. Drei Tage lang ward die Stadt geplündert, dann hielt der Sultan seinen Einzug, und versprach allen, die in ihre Wohnungen zurückkehren wollten, Schutz, freie Religionsübung und freie Wahl ihres Patriarchen.

In Moréa herrschten noch Italiänische Fürsten und zwei Brüder des lezten griechischen Kaisers. Mohammed schloß mit ihnen einen Vergleich, daß sie, seine Oberherrschaft anerkennend, seine Vasallen werden sollten. Die beiden Brüder zerfielen, bald nachdem der Vertrag geschlossen war, mit einander und schwächten sich durch ihre Fehden. Als sie sich weigerten, den versprochenen Tribut zu bezahlen, fiel Mohamed in Moréa ein, 1457, und unterwarf sich diese Provinz, bis auf die Besitzungen der Venetianer. Auch die übrigen kleinen Staaten, die sich in Griechenland gebildet hatten, geriethen in die Gewalt der Türken, so wie späterhin die zum Theil von Italiänischen Fürsten beherrschten Inseln, von welchen viele Griechen nach Constantinopel geschickt wurden, die verödete Stadt zu bevölkern.

Nach vielen glüklichen Unternehmungen gegen die Türken starb Skanderbeg 1466, und Epirus bewältigten seine Erbfeinde. Die Venetianer, von denen er immer zum Kriege aufgereizt war, sezten den Kampf fort, verbanden sich mit mehreren Abendländischen Fürsten, denen die Macht der Türken gefährlich schien, und mehrere Jahre ward mit wechselndem Glücke gestritten, bis 1479 Friede geschlossen ward. Immer aufs Neue wiederholten die Venetianer ihre Versuche, die Fürsten des Abendlandes gegen die Feinde der Christenheit zu verbinden. Zur See und zu Lande schlug man sich

häufig, Sieg und Verlust war auf beiden Seiten, aber die Türken, wenn sie auch eine Zeitlang zu ruhen genöthigt waren, griffen bald wieder zum Schwerdt, um was verlohren war wieder zu erobern. Im Frieden zu Passarowitz, 1718, mußten die Venetianer Morea den Türken überlassen und behielten nur ihre Eroberungen in Dalmatien und Albanien.

Griechenland blieb nun in der Gewalt der Türken, deren Reich immer mehr sank, da alle Maaßregeln, um, was Mohamed und seine Nachfolger erobert hatten, zu beschützen, vernachläßigt wurden, ohne daß die Nachkommen der Hellenen sich zu erheben vermochten. Als 1769 Rußland mit der Pforte Krieg anfing, foderte es die Griechen auf, die Waffen zu ergreifen und die Muselmänner zu bekämpfen. Mit Eifer erhoben sie sich, und waren eine Zeitlang glüklich; aber die Russen konnten sie nicht genug unterstützen, schlossen 1774 Frieden und die Griechen waren ihrem Schicksal überlassen. Albanier wurden herbeigerufen, die Aufrührer zu züchtigen. Blutgierig und raubsüchtig eilten diese nach Moréa, mordeten, plünderten und verbreiteten Schrecken und Verwüstung. Seit der Zeit ward Moréa ganz entvölkert und verödet, bis erst in neueren Zeiten es allmählig anfing sich wieder zu erholen. Die Menschenmenge hat zugenommen. Der Unternehmungsgeist ist bei den Griechen erwacht, besonders bei den handeltreibenden Inselbewohnern, durch ihren

Verkehr mit fremden Nationen. Die französische Revolution, der Zug der Franzosen nach Aegypten, wekte die Theilnahme der Griechen, von dort erwarteten sie ihre Befreier. Napoleon schikte Gesandte zu den Mainotten, die mit Enthusiasmus aufgenommen wurden. Die Griechen haben eingesehen, daß ihre Unterdrücker nicht unüberwindlich sind, und die Begebenheiten in den nördlichen Provinzen können nicht ohne Einfluß auf diese leichtbewegliche, schnellempfängliche Nation bleiben.

Geographie.

Griechenland, in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, erstreckt sich über einen großen Theil der Balkanhalbinsel, vom 37° — 43° östl. Länge, und vom 36° — 42½° nördl. Breite. Der Flächeninhalt beträgt gegen 6150 Quadratmeilen. Im Osten bespült diese Halbinsel das Aegäische Meer, im Süden wogt das Mittelländische Meer, im Westen das Jonische und Adriatische. Gegen Norden erheben sich der Balkan (Hämus), Prisrendi (Skardus) und Despotodag (Skomius. Rhodope).

Die ganz Griechenland durchziehenden Gebirge, sind bald mit fruchtbarer Erde bedekt, bald kahl und nakt; einige tragen auf ihren Kuppen ewigen Schnee, den die Sonne nicht zu schmelzen vermag. Nur eine kleine Anzahl besteht aus Granit, die anderen sind Kalkberge, oder aus Schiefer aufgeschichtet. Spuren von Vulkanen trifft man hin und wieder, warm Quellen sprudeln in einigen Gegenden, und auf den Inseln stoßen mehrere Stellen heiße Dämpfe aus.

Den Mittelpunkt jener Bergketten findet man zwischen dem 42 und 43° der Breite. An den Orbelus, der 9000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, schließt sich westlich der Prisrendi oder Argentaro (Skardus), der zwischen Macedonien, Servien und Albanien hinzieht. Südöstlich vom Orbelus läuft der Despotodag und der Castagnatz (Pangaeus), zwischen welchen sich das Thal des Emboli (Strymon) befindet. Eine mit dem Castagnatz parallel hinziehende Bergreihe bildet die Halbinsel Chalcidice, die in drei kleinere Halbinseln endigt, auf deren nördlichster sich der Monte Santo (Hagion Oros, Athos) erhebt, wahrscheinlich gegen 900 Toisen hoch.

Zwischen Albanien und Macedonien läuft vom Skardus der große Driba hinab, der durch die Candavischen Berge, den Tomerit (Tomarus, Tmarus) und Dragonitza (die Cambunischen Berge) sich an den Olympus reiht. Südlich stößt an den Tomerit der Mezzovo (Pindus), Thessalien von Albanien trennend, der, mit mehreren Armen westlich auslaufend, die Gebirge von Zagora bildet, mit denen der Liakmon, die Berge von Souli und andere in Verbindung stehen.

Zwei, fast parallel laufende Bergreihen trennen Thessalien von Livadien, der Cumaïta (Oeta), auch bloß Vouni, Berg, genannt, und der niedrigere Othrys. Der Cumaïta läuft bis nahe ans Aegäische Meer und jäh abstürzend bildet er dort die berühmte Enge von

Thermopylä. In gleicher Richtung mit jenen Bergen zieht der Parnassus hin; zwischen ihnen ist das Thal des Cephissus; und mit ihm stehen die Livadien durchstreichenden Höhenzüge in Verbindung, unter welchen die bekanntesten sind, der Zagara (Helikon), Elatea (Cithaeron), Penteli (Pentelikus) durch seinen Marmor berühmt, und Lampra- und Telo-Vouni (der große und kleine Hymettus). Von Cithaeron ziehen sich südlich Bergreihen nach der Landenge von Korinth. Ganz Morea ist von vielen Gebirgen durchschnitten, zwischen denen die fruchtbarsten Thäler liegen. Von Tricara (Cyllene) herab, der sich zwischen Aegium und Sicyon aufthürmt, übersieht man zum Theil die neben einander hinziehenden oder einander durchkreuzenden Bergreihen. Folgende erscheinen als die bedeutendsten. Vom Tricara (Cyllene), dessen nördlicher Abhang das Ufer des Meerbusens von Lepanto bildet, gehen mehrere Arme durch Achaja, bis zum Dimizana (Pholoë), der südlich hinabläuft und östlich und westlich Nebenarme ausstrecket, von denen der Roïno (Mänalus) Morea in der Mitte durchschneidet. An ihn schließt sich der Chelmos (Boreas), der sich mit dem Pente-Daktylon in Lakonien (Taygetus) und dem Vourkano (Ithome) in Messenien vereinigt.

Auch die Inseln des Archipels sind voll von Bergen mit Muscheln und Versteinerungen. Hohe, steile Felsen, die am Ufer emporsteigen, umschließen auf eini-

gen die reichsten und fruchtbarsten Thäler, andere Inseln sind wüst und öde im Innern, wie sie vom Meere aus erscheinen. Verschiedene bestehen nur aus Haufen von ungeheuren Granitblöcken, einige aus Kalksteinen und mehrere liefern trefflichen Marmor. Durch Erdbeben und Ausbrüche von Vulkanen sind einige aus dem Grunde des Meeres hervorgestiegen.

Unter den Vorgebirgen sind die bekanntesten, gegen Osten der Monte Santo (Athos), Capo Colonni (Sunium), die südöstliche Spitze von Attika, steil und abgerissen, mit den Ruinen des berühmten Tempels der Athene. Im Süden findet man die Vorgebirge Malio oder St. Angelo (Maléa) und Matapan (Taenarium), im Westen Conello (Pr. Cyparissium).

Zu den bedeutendsten Meerbusen gehören auf der östlichen Seite der B. von Contessa (S. Strymonicus), der B. von Salonichi (S. Thermaicus,), von Engia (S. Saronicus), der B. von Nauplia oder Napoli di Romania (S. Argolicus); gegen Süden sind der B. von Kolokythia (S. Laconicus), der B. von Coron oder Calamatta (S. Messeniacus). Im Westen finden wir den B. von Arkadia (S. Cyparissius), den B. von Lepanto (S. Corinthiacus) und den B. von Arta (S. Ambracius). Kleine Buchten hat Griechenland in zahlloser Menge.

Unter der großen Zahl von Bächen und Flüssen in Griechenland sind nur wenige beträchtlich, die meisten

strömen nur voll in ihrem Bette, wenn Regengüsse sie schwellen, oder wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt; im Sommer versiegt die größere Zahl, besonders seitdem man die Bergwälder so häufig durch Brand verheert, um Weideplätze zu gewinnen, wodurch viele ergiebige Quellen ausgetrocknet sind. Die größten Flüsse sind, in Albanien der Drin oder Dril und Aspro (Achelous), in Macedonien der Emboli (Strymon), und der Vardar (Axius), in Thessalien der Salembria, oft auch nur der Fluß von Larissa genannt (Peneus), in Morea der Roufia (Alpheus) und der Vasilipotamos (Eurotas). Auffallend ist, daß, obgleich viele Städte in Griechenland ihren alten Namen vollkommen, oder auch nur wenig verändert erhalten haben, dies bei den Flüssen fast nie der Fall ist, so wie ebenfalls Quellen und Brunnen ihren Namen verlohren haben, oft ohne dafür einen neuen zu bekommen.

Seen trifft man in Griechenland häufig. Die größten sind, der See von Ochrida (Lac. Lychnitis), der See von Janina (Palus Acherusia), beide in Albanien, der See Topolias (Copaïs) in Livadien, und in Morea der See Voulsi (Stymphalus).

Bei einer stärkeren Bevölkerung, und wenn mehr Fleiß auf den Ackerbau gewendet würde, könnte Griechenland mit den von der Natur reichbegabtesten Ländern wetteifern, da der Boden fast allenthalben die

auf ihn verwendete Mühe reichlich belohnt, und, wo Korn nicht vorzüglich gedeiht, doch Gras und Kräuter üppig hervorsprossen. Ohne Pflege und Wartung wachsen überall Thymian, Salbei, Majoran und andere würzhafte Kräuter.

Macedonien hat einen guten, fetten Boden, die Luft ist dick und mit Salpetertheilchen geschwängert, ein feiner Nebel hüllt oft das Land ein und erhält alles feucht. Pflanzen und Thiere haben eine üppige Fülle, eine Lebenskraft, die man in anderen Gegenden nicht kennt. Am fruchtbarsten ist die Gegend von Athos. Auch Thessaliens herrliche, reiche Ebenen prangen mit einer frischen, kräftigen Vegetation. Albanien, dessen nördliche Gegenden felsig und zum Anbau weniger geschickt sind, hat in den übrigen Theilen große Strecken, die Getreide und Früchte aller Art reichlich liefern, und überall die schönsten Weideplätze. Der westliche Theil von Livadien ist wenig ergiebig, das ehemalige Phocis und Böotien sind reich an Erzeugnissen aller Art, in Attika erfodert der Boden viele Arbeit, am beßten gedeihen Gerste und Athenens Liebling, der Oelbaum. Moréa, so verschieden auch die einzelnen Provinzen sind, ist jeder Cultur fähig, die Ebenen sind zum Ackerbau geschickt und die Berge geben die besten Weiden. Arkadien ist auf der Ostseite weniger fruchtbar, desto mehr auf der westlichen. Unzählige kleine Bäche taumeln, bald rauschend, bald mur-

melnd von den Bergen herab. Die Vegetation ist reich und üppig und überall Frische und Kühlung. Die Matten und Wiesen sind selbst im Sommer, in der brennenden Hitze grün und unversengt. Je näher man dem Taygetus kommt, um so mehr ändert sich alles. Die Berge werden steiler, die Schaafheerden werden seltener, dafür schweifen Ziegen, einzeln oder in ganzen Heerden, auf den Felsen umher.

Auf vielen Inseln des Archipelagus ist der Boden gut und zum Ackerbau und Weinbau tauglich, andere sind felsig und unfruchtbar, einige sind ganz zum Anbau unpassend. Von vielen Inseln sang Antipater von Thessalonich mit vollem Rechte:

Traurige Trümmer des Land's, verwaisete Inseln des Pontus,
die des ägäischen Meer's brausender Gürtel umfängt,
Siphnos gleicht ihr anjezt, unglükliche, und Pholegandros
dürren Gefilden, der Glanz voriger Zeiten erlosch.
Delos führte den Reih'n der Vorzeit, strahlendes Eiland,
welches zur Wüste zuerst feindliche Götter verkehrt.

So verschieden der Boden ist in Griechenland, eben so verschieden ist auch das Klima, je nachdem höhere

oder niedere Gebirge eine Gegend durchziehen, dieser oder jener Wind einstürmen kann oder abgehalten wird, oder das Meer näher oder entfernter ist. Kälter als Italien, bietet es uns, wie die Schweiz, auf einem nicht großen Raume, die Kälte des Winters dar und des Sommers Gluten. Am Fuß des Olympus drükt die Sonnenhitze den Wanderer, indeß Schneelasten auf seinem Gipfel ungeschmolzen liegen. Die meisten Thäler sind gegen Süden und Osten gerichtet, was großen Einfluß auf das Klima hat. Sehr häufig sind schnelle Uebergänge von Hitze zur Kälte und umgekehrt.

Macedonien, ein weites, herrliches Thal, gegen Nord-, Nordost- und Westwinde durch Bergreihen geschüzt, ist warm und hat milde Winter. Albanien, dem schnellsten und auffallendsten Wechsel der Temperatur der Luft ausgesezt, hat einen reinen Himmel, und große Dürre ist eben so selten als anhaltende Regengüsse. Die Jahreszeiten sind scharf geschieden, und späte Fröste täuschen selten im Frühjahre die Erwartung des Landmanns. Nur bisweilen sieht man, wenn der Winter herannaht, dicken Nebel in den Thälern, nach den lezten Regengüssen des Herbstes tritt Kälte ein, man findet des Morgens Eis, das aber die Mittagssonne wegschmelzt. Die Berge werden mit Schnee bedekt; bald auch die Ebenen, die Winter sind gewöhnlich strenge und die Kälte hält ohngefähr zwei Monate an. Dann verschwindet der Schnee, Lavinen

stürzen verheerend von den Gebirgen; Ströme und Flüsse schwellen an, treten aus und befeuchten das Land. Die Sommerhitze wird selbst in den engsten Thälern durch Bergwinde gemäßigt. — Thessalien hat einen gleich schönen Himmel, die Winter sind nicht so strenge als in Albanien, aber länger. Livadien ist milde, jedoch häufigen Stoßwinden, von den Gebirgen herab, ausgesezt. Noch mitten im Sommer trifft man Schnee auf den Bergen. In Attika findet man, das Gefilde von Marathon ausgenommen, die reinste und gesundeste Luft. Die Ruinen sind wunderbar dort erhalten. Der Hymettus bleibt den ganzen Winter über mit rothblühendem Haidekraute bedekt.

Nebel, die wochenlang alles wie mit einem düsteren Schleier verhüllen, kennt man in Moréa nicht; auch hat es nicht den ehernen Himmel Aegyptens, wo kein Tropfen Regen fällt und die Sonnenstralen alles versengen. Wenn kein Regen die Erde erquikt, werden, wie im nördlichen Griechenlande, durch einen starken Thau die Pflanzen erquikt. Nur kurze Zeit liegt die Natur wie todt und erstorben, und fast jede Nacht prangt der gestirnte Himmel im reinsten Glanze. Der Winter verkündigt seine Ankunft in Moréa, durch starke Regengüsse und heftigen Donner, gewöhnlich im Anfang des December. Nord- und Ostwinde bringen dann Schnee, der selten lange liegen bleibt. Im

Februar kehrt neues Leben zurük, die Bäume prangen mit Blüten, Kräuter und Blumen duften überall. Hin und wieder fühlt man leichte Erdstöße, wie in Albanien, als ob die Natur bei ihrem Erwachen sich regte, und die Griechen halten diese für günstige Anzeigen einer gesegneten Erndte. Nachtfröste schaden indeß häufig den Blüten und Keimen. Im März kehren die Zugvögel zurük und alles grünt und blüht. Mit dem Mai fängt der Sommer an und endigt mit dem Oktober. Die Hitze nimmt zu, in Lakonien steigt das Thermometer bis auf 34, auch 36°. Dann erhebt sich bisweilen der Sirocco, ein röthlicher Nebel bedekt den Horizont, alles ist still, und die ganze Atmosphäre glüht. Die Vögel fliehen in die dickſten Gebüsche, die Grotten sogar gewähren keine Kühlung. Gewöhnlich hält diese Hitze nicht lange an, ein frischer Nordostwind giebt bald Erquickung und frische Spannung. Elis wird durch Seewinde gekühlt, Argolis ist zum Ersticken heiß. Gegen das Ende des Maies wird das Getreide gemäht, und im Julius und August ziehen auf den verbrannten Feldern nur heisere Cikaden, die Vögel haben sich in die schattigen Bergwälder zurükgezogen. Im Oktober naht mit Regen der Herbst, und neues Grün bedekt wieder die Fluren. Der Winzer eilt seine Trauben zu lesen, von Berg zu Berg hallt der Jubel. Störche und Schwalben ziehen fort. Stürme erwachen in der Mitte des Novembers und entblättern den Wald

und von Gewitterregen angeschwollen, überströmen die Flüsse ihre Ufer.

Auf den Inseln im Aegäischen Meere ist die Witterung sehr abwechselnd. Die Winter verkünden sich durch heftige Windstöße, wodurch die Schiffahrt dann zwischen den Klippen und Eilanden so gefährlich wird, gewöhnlich dauern sie von der Mitte des Decembers bis zum Ende des Februars. Eis sieht man selten. Im Sommer herrscht der Nordwind, und in den Inseln, die diesem Winde ausgesezt sind, ändert sich die Temperatur der Luft vorzüglich schnell. Im August sieht man allenthalben nur dürre, versengte Felder, die im Frühjahr mit grünem Rasen und Blumen aller Art prangten, erst im Herbste, gegen den September, wenn die Regenzeit eintritt, bekleidet sich die Erde mit neuem Grün. Der Nordwind bringt im Winter oft Nebel und Schnee, der aber selten liegen bleibt. Kälte und Nässe halten indeß hier oft lange an, und die Winde richten häufig große Verwüstungen an. Einzelnen schönen Tagen darf man in dieser Jahreszeit nicht trauen, sie sind gewöhnlich Vorboten von Stürmen. — Scio und Metelin, Cos und Naxos sind ihrer herrlichen und frühen Erzeugnisse wegen berühmt. Mehrere Inseln sind als ungesund berüchtigt, wie die sumpfigen Gegenden in Elis, Korinth und Pateä, das, der ungeheuren Sterblichkeit wegen, nur das Grab der Europäer genannt wurde; doch hat sich seit einigen

Jahren die Luft verbessert, da die Gegend umher sorgfältiger angebaut wird.

Griechenland besteht aus vier großen Provinzen, die wieder in mehrere kleine Distrikte eingetheilt werden. Die Gränzen der Provinzen sind indeß nicht genau bestimmt, noch weniger die zahlreichen Unterabtheilungen, die häufig wechseln.

1) Macedonien, auch Filiba = Vilaieti, Makdonia, Comenopolitari genannt, wird jezt auf folgende Weise eingetheilt: a) der nördliche Theil, den mehrere Beys beherrschen; b) das Paschalick von Salonichi; es umfaßt den südlichen Theil von Macedonien und einige Distrikte im nördlichen Thessalien. c) Das ehemalige Pierien, wo jezt der Aga von Katherin herrscht.

2) Das Paschalick von Janina; es umfaßt Albanien und das südliche Thessalien.

3) Livadien, das eigentliche Griechenland, enthält folgende Distrikte: a) das Paschalik von Egripo; dazu gehört Negropont, Boeotien und Phocis. b) das Paschalick von Lepanto; c) Athen und einige andere Distrikte, die unter Woywoden stehen; d) Zagora (Magnesia), das seinen eigenen Primaten hat; e) Larissa, wo ein Mousselim regiert.

4) Moréa (Peloponnesus) steht unter einem Pascha von drei Roßschweifen.

Die Inseln des Archipelagus haben ihre eigenen Beys, Woywoden, Primaten, und sind dem Capudan Pascha untergeben.

1. Macedonien.

Macedonien ist an drei Seiten von Bergen umgeben, an der vierten begränzt es das Meer. Auch das Innere des Landes wird von mehreren Höhenzügen durchschnitten, die große, fruchtbare Ebenen einschließen, unter denen die gepriesensten sind, die von Philippi im Osten, und die von Seres im Norden. Der Flächeninhalt beträgt gegen 2000 Quadratmeilen.

Der Strymon entspringt auf dem Skomius, und nach einem Laufe von zwanzig franz. Meilen fällt er in den Meerbusen von Contessa. Der Platamona (Aliacmon) strömt in den Busen von Salonichi; der Vardar (Axius) entspringt auf dem Prisrendi und ergießt sich in den ebengenannten Meerbusen.

Die Hauptstadt Salonichi (Therma, Thessalonika) liegt am Abhange des Berges Kourtiach, an dem von ihr benannten Meerbusen. Sie ist rings mit einer Mauer eingefaßt, die aus Ziegelsteinen und Bruchstücken von Säulen und Statuen besteht. Die im Halbkreise liegenden Häuser, mit hohen Cypressen umgeben, fallen von ferne gut ins Auge; so wie man aber näher

kommt, erblikt man nur enge und krumme Straßen, schlechtgebaute Häuser und schmutzige Höfe. Als Handelsstadt ist Salonichi eine der wichtigsten im Türkischen Reiche, weniger bedeutet sie als Vestung. Das Castell, die sieben Thürme genannt, enthält nichts Merkwürdiges. Nach Athen ist Salonichi eine der sehenswürdigsten Städte in Griechenland, wo noch viele Ruinen sich finden. Zu diesen gehören das Thor des Verdar, ein schöner Triumphbogen, den die Bürger von Thessalonich dem Oktavianus und Markus Antonius nach der Schlacht bey Aktium errichteten. Der Triumphbogen des Constantin ist noch ganz erhalten, nur die Bekleidung von Marmor fehlt. Auf einem Basrelief ist Constantin vorgestellt, zu Pferde, in kriegerischer Rüstung, wie er seine Soldaten, die ihn umringen, anredet. Schon die Arbeit zeigt, daß dieß Denkmahl in die Zeit gehört, wo die Kunst in Verfall gerieth. Die Rotunde liegt nördlich von diesem Triumphbogen; sie ist ganz nach dem Muster des Pantheons in Rom gebaut. Einige Reihen korinthischer Säulen, die noch von der unter Nero, auf einem öffentlichen Platze, zum Sitz für die Kampfrichter bei den feierlichen Spielen errichteten Halle stehen geblieben sind, nennen die Juden jetzt bezauberte Säulen, die Türken Surethmalleh. Mehrere Statuen, in Lebensgröße, stehen auf denselben, und sie sollen den schönsten des Alterthums an Vortreflichkeit der Arbeit gleichkommen.

Aus den Zeiten der griechischen Kaiser finden sich mehrere Kirchen, die jezt in Moscheen verwandelt sind. Die von den Türken Esky-Djumma genannte Moschee, war früher ein Venustempel, dann eine christliche Kirche, bis die Mohamedaner sie einnahmen.

Salonichi ist der Siz eines Pascha von drei Roßschweifen und eines Mollah, der im Rang denen von Mekka und Damaskus gleich kommt. Die Zahl der Einwohner beträgt 60000, darunter sind 30000 Türken, 16000 Griechen, 12000 Juden, 2000 Franken, Mannies (halb Türken und halb Juden), Cingaros (Zigeuner) und schwarze Sklaven, die man Araber nennt.

Serrae oder Seres nordöstlich von Salonichi, berühmt durch seine Messe. Der Aga daselbst nennt sich Bey und ist der angesehenste in Macedonien. Die 30000 Einwohner, unter denen nur wenige Juden sind, treiben beträchtlichen Handel. In dem ganzen umliegenden Thale wird Baumwolle angepflanzt. Man übersieht vom Berge Cercinae einige hundert Dörfer, die, von dort aus gesehen, einander zu berühren, und eine ungeheure Stadt zu bilden scheinen. Sie sind zu dreißig bis vierzig immer einem Aga unterworfen.

Philippi oder Filibah, ein armseliges Dorf, unter den Ruinen der gleichnamigen Stadt, wo Brutus und Cassius fielen. Siz eines Metropoliten.

Contessa oder Stermona, östlich von Salonichi, am Emboli, der hier in den von der Stadt benannten Meerbusen fällt.

Der Monte Santo (Athos) ist von vielen Mönchen bewohnt; die Gegend umher ist, wie oben bemerkt ward, ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmt.

In den Dörfern in Macedonien liegen die Häuser einzeln, weit von einander getrennt. Jedes ist mit einer Einfassung von Pallisaden oder mit lebendigen Hecken umgeben. Das dadurch eingeschlossene Land dient zum Baum- und Küchengarten. Große Hunde bewachen jedes Haus, es Tag und Nacht umgehend. Das Innere des Landes ist von Macedonien so wenig als von Thessalien bekannt, wir haben nur bestimmtere Nachrichten von den Gränzgegenden und den Hauptzügen der Gebirge.

2. Thessalien.

Thessalien wird von den Türken Jenischer Villajeti genannt. Von Macedonien trennt es der Olympus, im Süden gränzt es an Livadien, wo der Cumaita (Oeta) und der Othrys hinziehen. Im Innern des Landes sind die im Alterthum berühmten Berge: Patras (Pelion), 1250 Schritt hoch, und der Ossa. Der Hauptstrom ist der Salambria (Peneus, Sylabria) der ganz Thessalien durchströmt, und jenseits des Thals

Tempe ins Meer fällt, nach einem Laufe von mehr als 70 franz. Meilen. So ergiebig der Boden auch ist, so schlecht ist das Land bevölkert und angebaut, nur Hirten mit ihren Heerden durchziehen die reizenden, zum Kornbau treflichen Gegenden. 300000 Menschen wohnen auf 225 Quadratmeilen.

Larissa, Türkisch: Jenhi-Cheheir ist die wichtigste Stadt, sie treibt beträchtlichen Handel und hat 20000 Einwohner. Sie ist der Sitz eines Mousselim und eines griechischen Erzbischofs.

Ambelakia, östlich von Larissa, in einer schönen, gut angebauten Gegend. Ein freundlicher, betriebsamer Ort, dessen 6000 Einwohner, durch ihre Färbereien und ihre Gastfreiheit berühmt sind. Es sind nur Griechen, die keinen Türken unter sich dulden. Eine Stunde von der Stadt ist das im Alterthum so berühmte Thal Tempe. Die Berge rücken auf dem Wege dahin immer näher zusammen, aber die Vegetation ist frisch, von munteren Bergwassern stets befeuchtet. Mit großem Fleiße sind an den steilen Felsen kleine Gärtchen angelegt, und die Cultur zeugt von dem Wohlstande und der Sorgsamkeit der Anbauer. Von der Verengung bei Baba an heißt jezt das Thal Bogazo. Der Olympus und Ossa, zwischen denen es liegt, steigen allmählig in die Höhe, und zwischen durch rauscht der Peneus, bald in einem erweiterten, bald in einem engeren Bette. Das Ufer ist mit Agnus

castus, wilden Myrten und Rosenlorbeer bewachsen, an anderen Stellen mit Rasen, viele Stellen sind kahl. Am Olympus hin ist das Gestade schmal, es giebt dort auch keine Straße, sondern diese läuft am rechten Ufer des Penéus hin, von den Reisenden, die von Larissa nach Salonichi wollen, häufig besucht. Beinahe in der Mitte derselben bilden senkrechte Felsen ein Amphitheater, auf welchen Ruinen einer kleinen Vestung, jezt Oreas-Castron genannt, liegen. Wenige Schritte davon kommt man zu dem schmalsten Passe des Thales, der über einen Hügel führt, und, wie man sieht, durch Kunst angelegt ist. Die Landleute nennen ihn Grammenon Alas (beschriebenes Salz), wegen einer Inschrift in der Nähe. Eine starke Viertelstunde davon erweitert sich das Thal, und man erblikt eine mit Oelbäumen bepflanzte und wohlangebaute Ebene, durch welche sich der Penéus schlängelt, auch den Meerbusen von Salonichi und die jenseits desselben liegenden blauen Berge. Die Beschreibungen dieses Thales, die wir bei den Alten finden, passen durchaus nicht auf den jetzigen Zustand.

Baba, ein Flecken im Thal Tempe, ist fast ganz von Türken bewohnt. Eine berühmte Moschee, von einem gewissen Osman erbaut, liegt, zwischen Ulmen und Cypressen verstekt, überaus anmuthig in der durch Platanenhaine und schöne Spatziergänge berühmten Gegend, und Andächtige wallfahrten häufig zu ihr.

Fast jeder Vorübergehende macht den Imans und Derwischen ein Geschenk. Jedes Jahr feiern dort die Moslem:im ein herrliches Fest. Unter den Platanen, auf steinernen Tischen, wird ein großes Mahl bereitet, jeder hat Zutritt, er mag ein Türke seyn oder nicht, und empfängt, mehrere Tage hindurch, Speise und Trank, soviel er will, da er von dem aufgehäuften Fleisch, Pillaw und Brod nach Belieben nehmen darf. So hat sich der heilige Gebrauch der Pelorien erhalten, ohne daß die Türken etwas davon ahnen.

Farsa, Türkisch: Tschabachta (Pharsalus) am Enipeus, nahe am Berge Pras, mit 6000 Einwohnern, die einen beträchtlichen Handel treiben, bekannt durch den Sieg, den Cäsar in der weiten Ebene über Pompejus erfocht.

Zeitoun, (Lamia), einer großen Messe wegen fleißig besucht. 4000 Einwohner.

Volo oder Golos (Jolkos) mit 3000 Einwohnern, an dem von ihr benannten Meerbusen, unter dem 39° 23′ N. Br. Die Luft ist ungesund, da die Gegend umher tief und morastig ist.

3. Albanien.

Albanien umfaßt das ehemalige griechische Illyrien und Epirus; es erstreckt sich, von Bosnien, Servien und Dalmatien im Norden, bis zum Meerbusen von

Arta und zum Inachus im Süden. Es ist eines der am wenigsten bekannten Länder in Europa, da es gefährlich ist dort zu reisen. Ruinen findet man selten, nur in einigen Distrikten sollen Mauern von Tempeln noch stehen. Statt der alten Städte und Flecken sind neue entstanden, und die Stelle jener erkennt man selten mehr. Eine hohe, Staunen und Entsetzen erregende Natur, umfängt, wohin er kommt, den Wanderer. Tiefe Seen, steile waldgekrönte Felsen, kahle Berge erblikt man allenthalben, zwischen ihnen bisweilen lachende Thäler. Malerische Aussichten bieten sich in Menge dar.

Unter den Bergen sind die bekanntesten die Monti della Chimaera (Acro-Ceraunii) und der Dzoumerka (Tomarus). Von den Flüssen ist der nördlichste der Drin oder Dril, der aus der Vereinigung von zwei kleinen Bächen, des schwarzen und weißen Drin, entsteht, von denen der schwarze durch den See von Ochrida (Lac. Lychnitis) fließt. Die Boyana, erweitert sich zum See Iskoudar (L. Labeatis). Der Fluß von Arta (Arethon) entspringt auf dem kleinen Pindus. Am Südende der Elysäischen Felder, bei Janina, ist der See Acherusia, 4½ franz. Meilen von N. nach S. lang. In ihn fällt der Cocytus. Mitten in diesem See ist eine Insel, worauf zwei von Griechen bewohnte Dörfer und ein Kloster liegen. So wie der Oktober her-

ankommt, wird sie täglich von Erdbeben erschüttert, die mit unterirdischem Getöse verbunden sind. Das Wasser des Sees ist übelriechend und schlecht, der Cocytus hingegen ist hell und trinkbar. Von Fischen und Krebsen wimmelt der See, der auch seine eigenen Stoßwinde, Ungewitter und eine Art von Wirbel hat. Aus ihm strömt der Acheron, der ¾ Meilen nach Süden fließt, und dann in den Schlund Avernus, unter dem Berge Cassiope hinabstürzt. Zwölf Meilen davon kommt er, bei dem Dorfe Velistei, wieder hervor und fällt darauf in den Busen von Arta.

Albanien wird in mehrere Paschalicks eingetheilt; da aber die Gränzen derselben sehr schwankend sind, so begnügen wir uns, die wichtigsten Gegenden und Oerter zu beschreiben, ohne jene Anordnung zu berücksichtigen.

In Oberalbanien, dem nördlichen Theile, finden wir Skutari, Türk. Iscoudar (Skodra), an der Ostseite des von ihr benannten Sees und am Flusse Bojana, mit 12000 Einwohnern, der Siz eines Pascha und eines Griechischen Erzbischoffs. Die Gegend um die Stadt ist schön, fruchtbar und gut angebaut, weiter nördlich hinauf, nach der Gränze von Servien, wird alles öde und wild, die Berge sind kahl und steil und in vielen Gegenden scheint alle Vegetation erstorben. Die wenigen Bewohner dieser Distrikte leben vom

Raube und von der Jagd, die meisten sollen griechische Christen seyn.

Antivari, der Hafenort von Skutari.

Durazzo (Epidamnus, Dyrrachium), eine Handelsstadt mit einem Hafen.

Auf dem Gebirge Chimaera liegen 19 Dörfer, von Griechen bewohnt, die tapfer ihre Unabhängigkeit vertheidigen.

Butrinto (Buthrotum) am Flusse Paula, in der Nähe des Sees Pelodi (Anchises), der Siz eines Bischofs. Der Handel ist, wegen der Nähe von Corfu, beträchtlich.

Parga auf einem vorspringenden Felsen mit zwei Häfen und 8000 Einwohnern, die durch ihre Tapferkeit und ihren Freiheitssinn berühmt sind.

Prevesa, im Norden des Meerbusens von Arta, mit 14000 Einwohnern. In der Nähe sind die Ruinen von Nikopolis.

Der südliche Theil von Albanien ist fruchtbarer als die beschriebenen Küstengegenden und treibt einen lebhafteren Handel.

Arta an dem von ihr benannten Meerbusen, mit 6000 Einwohnern, die Wein, Getreide und Tabak bauen und ausführen.

Trikala in dem fruchtbarsten Distrikte. Maulbeerbäume, Oelbäume findet man in Menge, und auf den fetten Weiden ziehen Heerden von Ochsen her-

um, die jezt, wie schon ehemals, berühmt sind. Auch liefert diese Gegend Pferde, die zum Krieg in den Gebirgen sehr gesucht werden.

Vom Innern des Landes fehlen genauere Nachrichten. Der nördliche Theil ist rauh, unfruchtbar und wenig bewohnt. Weiter südlich werden die Thäler größer und fruchtbarer, viele Bäche bewässern das Land und überall trifft man gute Weideplätze.

Ochrida, am See gleiches Namens, Siz eines Pascha. Der ganze Distrikt ist von kühnen Leuten bewohnt; sie gehen beständig bewaffnet, und sind Hirten oder Krieger. Ihr Reichthum besteht in Heerden, Oel und Honig.

Der Distrikt Zagora liegt in der Mitte des Landes, und hat im Osten die Gebirge von Dodona, das im Alterthum durch sein Orakel so berühmt war. Die Thäler sind fruchtbar, die Einwohner arm, weil Gelegenheit fehlt die Produkte auszuführen, aber gastfrei. Klöster trifft man in großer Menge.

Janina oder Joannina, die man als die Hauptstadt ansehen kann, in einer reichen, gut angebauten Ebene, die den Namen der Elysäischen Felder führt. Die 40000 Einwohner, fast alle Griechen, sind sehr arbeitsam und treiben einen bedeutenden Handel.

Südlich von den Elysäischen Feldern liegt der Distrikt von Souli, ganz von Bergen und Felsen durch-

schnitten. Der Hauptort ist Paramithia, der Siz eines Aga, dem die auf den Felsen liegenden kleinen Ortschaften untergeben sind.

4. Livadien.

Livadien umfaßt das ehemalige Attika, Megara, Böotien, Phocis, Doris das Gebiet der Lokrer, Aetolien und Akarnanien. Es ist durch die Landenge Hexamili mit Morea verbunden, die östlich vom Busen von Engia, im Westen vom Meerbusen von Lepanto begränzt wird.

Die ganze Provinz ist sehr gebirgig. Wir haben oben schon die wichtigsten Berge angeführt. Unter den Flüssen sind die größten, der Sinapro oder Aspropotamos (Achelous), der Carlelien und Xeromeros scheidet; der Cephissus, der auf dem Mezzovo entspringt und in den See Topolias (Copaïs) fällt.

Attika.

Athini (Athen), unter dem 21° 25′ 59″ östlich vom Meridian von Paris und unter dem 37° 58′ 1″ N. Br. Eine Stadt von beträchtlichem Umfange, ziemlich bevölkert und mit einer Mauer umgeben. Die Häuser sind schlecht und stehen ohne Ordnung in den engen Straßen. Die Türken haben mehrere Moscheen und öffentliche Bäder, die Griechen viele Kirchen, Klöster und Kapellen. Bruchstücke von Säulen, Statuen,

Inschriften findet man überall, zum Theil in den Mauern. Urnen, Geräthschaften u. s. w. werden täglich ausgegraben, und gut erhaltene Säulen, Capitäler u. s. w. liegen noch auf einzelnen Höfen und auf den Begräbnißplätzen. Vieles ist erst in neueren Zeiten durch die Türken zerstört, die aus den schönsten Säulen und Statuen Kalk brennen.

Die ehemalige Akropolis ist jezt eine Vestung. Die Garnison besteht aus einigen Türken, die dort mit ihren Familien leben, und Castriani, das ist Burgsoldaten, genannt werden. Die Vestungswerke sind schlecht. Ehemals war die Akropolis mit Denkmälern der Größe und Pracht Athens angefüllt, jezt ist fast alles verschwunden, und liest man die Erzählungen der Alten, so scheinen es Berichte eines Traumgesichts zu seyn.

Von den Propyläen, dem Werke des Perikles, stehen noch Säulen und Mauern, sie dienen jezt nicht mehr zum Eingang und allenthalben sieht man Spuren von den Beschädigungen, die durch die Kanonenkugeln der Venetianer und Türken angerichtet wurden. Der berühmte Minerventempel, der 1687 noch stand, ist seit der Zeit fast ganz zerstört, nur einzelne Mauern, an denen noch verwischte Spuren von Gemälden zu sehen sind, und Säulentrümmer findet man. An der einen Seite haben sich Vorstellungen in halberhabener [...]heit erhalten. Am Fuß des Berges trifft man noch

Ruinen vom Theater, und vom Odeum. Der Tempel des Theseus, der unter Cimon erbaut ward, steht noch, nur das Dach ist in neueren Zeiten gewölbt. Man hat ihn zu einer griechischen Kirche eingerichtet und dem heil. Georg geweiht. Innerhalb der Ringmauern von Neu-Athen sieht man die Ruinen von dem Tempel des Jupiter Olympius, mit ungeheuer hohen Säulen von Korinthischer Ordnung. An einer anderen Seite erblikt man den sogenannten Thurm der Winde, oder des Andronikus Cyrrhestes, ein kleines achteckiges Gebäude, mit acht Skulpturen geschmükt, welche die Winde vorstellen. Gegenwärtig ist er ein Tekeh, oder ein Bethaus der Derwische. Die Laterne des Demosthenes, ein kleines auf Säulen ruhendes Gebäude, ist ziemlich gut erhalten.

Die Gegend um Athen ist dürre und kahl. Die Stadt selbst steht unter dem Schutze des Kislar Aga und wird milde von den Türken behandelt. Von den drei Häfen, die Athen hatte, wird jezt noch der Porto Leone oder Porto Drako (Pireaeus) besucht. Statt der prächtigen Tempel und Hallen, die sonst der Schiffer dort fand, sieht man nur elende Hütten, eine verfallene Zollbude, ein dem heiligen Spiridion geweihtes Kloster und wenige Ruinen vom Theater.

Sechs franz. Meilen nordöstlich von Athen liegt Marathon, ein elendes Dorf, mit verfallenen Hütten. Die Ebene dabei ist lang und schmal, aber

fruchtbar, sie wird gegen Mittag vom Penthelikus begränzt. Einen Hügel mitten in der Ebene zeigt man als das Grab der gegen die Perser gefallenen Athener.

Eleusis, iezt ein kleines Dorf von einigen Albanischen Familien bewohnt. Man findet noch Marmorstücke an der Stelle, wo der Tempel stand, und Säulen.

Megara, mit dem Hafen Dodeka Ekklesiaïs (Misaea), ein unbedeutendes Dorf. Reiset man von Megara am Ufer des Meeres nach Korinth, so kommt man zu der berüchtigten Stelle Kakiskala (die Scironischen Felsen), wo der Weg an fürchterlichen Abgründen hinläuft, tief unten die Wogen schäumend sich brechen, nakte Felsen von oben herüberhängen. Die Türken gestatten aber nicht leicht auf dieser Seite nach Korinth zu gehen, da sie auf dem andern Wege einen Zoll einfodern.

Böotien

wird durch den Helikon und Parnaß von Phocis getrennt. Der Helikon, ehemals so berühmt und der Siz der Musen, ist jezt nicht mehr der Wohnort dieser Göttinnen; aber seine Thäler sind reizend, und prangen im Frühjahre mit dem frischesten Grün und den mannigfaltigsten Blumen. Kleine Wasserfälle rauschen von Felsadern herab, die Quellen Aganippe und Hippokrene kennt indeß keiner mehr.

Livadien (Lebadéa), eine große, wohlbevölkerte Stadt, wird von einem Woiwoden beherrscht, ist der Siz eines Erzbischofs und treibt Handel.

Thiva oder Stives (Theben), auf einer Anhöhe am Fluß Ismenus, ist der Siz eines Erzbischofes. Man sieht nur unbedeutende Ruinen.

Caproena (Chaeronea), jezt in Trümmern, unter denen man viele Inschriften findet.

Neo-Chorio, ein Dorf, in dessen Nähe sich Ruinen von Ascra finden.

Phocis und Locris.

Castri (Delphi), in der Gegend der ehemaligen Stadt, ein schlechtes Dorf. Man trifft noch Ruinen von Gebäuden, Trümmer von Säulen und Statuen, Grabmäler, Inschriften. Das von wenigen Albaniern bewohnte Dorf liegt an einem steilen, kahlen Felsen, rings von Felsen umgeben; es besteht aus 60 Häusern, und drei kleinen Kirchen, mit schlechten Freskogemälden. Der Parnaß mit seinen zwei Gipfeln erhebt sich über Delphi. Eine Stunde über der Stadt ist die Coryciſche Höle, am Ende einer fruchtbaren Ebene. Aus den Felsen, wodurch diese im Westen eingeschlossen wird, quillt eine starke, klare Quelle, die durch eine Oeffnung, Kata-Bathra genannt, hinabfließt, in der Corycischen Höle wieder zum Vorschein kommt und dann den Pleistus bildet, der, in einem sehr tiefen Thale hinströmend, den Parnassus vom Kirphis trennt.

Salona (Amphissa), am Parnassus, in einem schönen, gut angebauten Thale; es hat gute Bäder und treibt Handel mit Oel und Maroquin.

Lepanto, Epaktus (Naupactus), bei den Türken Enebechte, eine Stadt von 2000 Einwohnern, an einem Berge und dem von ihr benannten Meerbusen, mit einem kleinen und seichten Hafen, der Siz eines Pascha. Die Gegend umher ist fruchtbar, aber ungesund. Der Handel ist nicht bedeutend. Seit einigen Jahren wird Maroquin von vorzüglicher Güte verfertigt.

Aetolien,

iezt Xeromeros oder Rumelien, besteht aus kahlen Bergen, Wäldern, Seen und Heiden. Angenehme, fruchtbare Gegenden findet man nur in der Nähe des Aspropotamos (Achelous), der auf dem Mezzovo entspringt, die Gränze zwischen Xeromeros und Carlelien (Akarnanien) macht, und bei dem Flecken Trigardar (Oeniadar) ins Meer fällt. Bei seinem Ausflusse liegen die Inseln Skrofais (Echinaden), auch bloß Nisia genannt.

Anatolico, der Hauptort, liegt auf mehreren Echinadischen Inseln, wird von Griechen bewohnt, die sich größtentheils vom Fischfang nähren, und steht unter einem Bey.

Messalonghi, Hauptort eines Paschalicks, treibt Handel.

Von Calydon findet man nur wenige Ruinen.

Akarnanien,

jezt Carlelien, erstreckt sich vom Aspropotamos bis zum Meerbusen von Arta und dem Jonischen Meere. Das Innere des stark bevölkerten Landes ist wenig bekannt. Das ganze südliche Ufer des Meerbusens von Arta gehörte ehemals an Venedig, und dies scheint diese Gegend als Verbannungsort für das liederlichste Gesindel benuzt zu haben, daher findet man, bei anscheinend milderen Sitten als in dem benachbarten Albanien, Mord und Hinterlist allenthalben und der Reisende ist tausend Gefahren ausgesezt.

Vonitza (Anaktorium), mit einem wenig besuchten Hafen. In der Gegend wird Sklavonisch gesprochen.

Porto Candili, ein Hafenort, vor welchem die Insel Sta. Maura liegt.

Moréa.

Moréa (Peloponnesus), von den Türken Morah oder Morah-Vilajeti genannt, eine Halbinsel, die mit dem vesten Lande, dem eigentlichen Griechenland, durch eine Landenge, welche die Griechen Hexamili nennen, (Isthmus von Korinth) zusammenhängt. Ehemals ward Morea in acht Provinzen getheilt, Argolis, Korinth, Sicyonia, Achaia, Messenien, Elis, Lakonien, Arkadien. Schon zur Zeit des oströmischen Rei-

ches verlohr es den Namen Peloponnesus und ward Morea genannt. Ein Pascha von drei Roßschweifen beherscht diese Halbinsel, dem die Befehlshaber der verschiedenen Villaietis und Sangiaks untergeben sind.

Jezt theilt man es in mehrere größere und kleinere Distrikte, deren Gränzen ebenfalls schwanken.

Arkadien.

Tripolitza, die Hauptstadt und Residenz des Pascha, ist aus den Ruinen von Megalopolis, Tegea und Mantinea erbaut, ohne doch gerade auf der Stelle einer dieser Städte zu liegen, in einem Thale, westlich vom Roïno (Mänalus). Sie ist mit einer hohen Mauer umgeben und hat eine Citadelle. Mitten in der Stadt liegt der Bazar, von hohen Platanen beschattet. Eine große, gepflasterte Straße, mit ansehnlichen Häusern, durchschneidet die Stadt, die anderen Gassen sind schmutzig, enge und häßlich. Ueberall findet man Springbrunnen, und fast jedes Haus hat seinen Schöpfbrunnen, das Wasser ist aber schlecht. Einzelne Große haben schöne Häuser, die meisten Einwohner leben in kleinen, niedrigen Hütten; das Feuer wird auf dem Fußboden angezündet und der Rauch zieht durch das Dach hinaus. Der Khan ist das einzige feste Haus, von Werkstücken gebaut und mit eisernen Thüren versehen, die man des Abends verschließt und mit eisernen Ketten sperrt.

Das Thal von Tripolitza ist sehr fruchtbar und ziemlich gut angebaut; in demselben liegen die Ruinen von Mantinea in einem Sumpf. Man erkennt noch die länglichrunde Form der Stadt; und findet beim Nachgraben noch Statuen, Inschriften u. s. w. An der Stelle, wo Tegéa lag, sieht man jezt eine verfallene Kirche, einige Häuser, einen umgestürzten Thurm und Stücken von einer Mauer. Die Neugriechen nennen diese Mauern Palaeopolis. In einem Umkreise von einer halben Meile findet man allenthalben große behauene Steine, mächtige Blöcke von Granit, Marmorstücken, und der Pflug wühlt häufig Statuen, Urnen, Ziegelsteine u. s. w. aus der Erde.

Wo Megalopolis lag, erblikt man nichts mehr, als Ruinen des Theaters und Mauern von dem Stadium; in der Nähe liegt die Stadt Sinano.

Londari (Leuctra) mit 250 Häusern, ist ein freundlicher Ort, von fleißigen Leuten bewohnt.

Argolis, Korinth, Sicyonia.

Milos (Lerna), am Ufer des Meeres, besteht aus ohngefähr 30 Häusern. An der Südseite von Milos ist ein See, Stymphalus; die Ufer umher bestehen aus Torf, und man kann sich dem Wasser nicht nähern, ohne in Gefahr zu seyn einzusinken. Die Einwohner erzählen, daß jeder, der es wage, sich in dem See zu

baden, oder daraus zu trinken, das Fieber bekäme. Pouquerelle that beides, ohne Schaden zu nehmen; ein längerer Aufenthalt in der Gegend scheint jedoch ungesund zu seyn, denn alle Einwohner von Lerna sind bleich und aufgedunsen, auch pflegt dort die Pest gewöhnlich am heftigsten zu wüthen. Für das Thal von Tripolitza ist Milos ein wichtiger Ort, da von dort die Produkte nach Napoli di Romania geschafft werden.

Argos, ehemals so berühmt und so verherrlicht, ist jezt ein nicht sehr bedeutender Ort, mit 300 Häusern, die ohne Ordnung, oft weit aus einander stehen, an der Planitza (Inachus). Die meisten Einwohner sind Fuhrleute, denn Argos ist noch, wie schon Pindar es nennt, die Rossenährende, aber keine Rennpferde werden jezt dort gezogen.

Carvathi (Mycenä), ein Dorf mit dem Grabmale der Atriden, das noch erhalten ist. Es besteht aus erstaunlich großen Marmorstücken mit Basreliefs und Verzierungen aller Art. Die Bewohner jener Gegend gebrauchen es zum Schaafstall. Die Stelle der alten Stadt ist mit Maulbeer- und Feigenbäumen bewachsen; nahe dabei liegt das jetzige Dorf.

St. Georg, ein Dorf, das alte Neméa, mit Ruinen von einem Tempel.

Napoli di Romania (Nauplia) am Fuße des Berges Palamides, eine schöne Stadt, wo Luxus und Wohlstand herrschen. Sie ist der Siz eines Erzbischofs

und zur Kriegszeit hält sich dort ein Pascha von zwei Roßschweifen auf. Der Hafen ist geräumig und sicher.

Demala, Dematta, nahe bey dem ehemaligen Trözene.

Pidauron (Epidaurus) hat die Aussicht über den ganzen Meerbusen vor Engia. Die Stelle der alten Stadt ist nur mit Mühe aufzufinden, da sie theils besäet, theils mit Büschen bepflanzt ist. Einer Quelle in den Ruinen schreibt man große Heilkräfte zu.

Korinth, Kortho, Türkisch: Germen, (40° 48′ 15″ nach Chabert) ehemals so gewerbfleißig, so berühmt und volkreich, ist jezt ein elender Flecken, dessen Einwohner arm und kränklich sind. Kaum findet man Spuren der ehemaligen Stadt, man sieht nur noch 11 Säulen und einige Mauern; aber ringsumher in den Bergschluchten liegen viele Capitäler, Statuen u. s. w. Die Citadelle soll noch merkwürdige Alterthümer enthalten.

Achaja.

Patrae (Aroë) (39° 41′ 15″ nach Chabert), nicht weit vom Meere, steht unter einem Bey, und soll 15000 Einwohner haben. Es ist der Siz eines Metropoliten, und die Einkünfte gehören einer Sultanin und dem Dragoman der Pforte. Ruinen findet man nur wenige. Die Rhede ist groß und sicher. Die Luft ist

ungesund. Die Gegend umher ist mit Oelbäumen und Weinreben bepflanzt, und die Gärten sind ihrer Orangen und Citronen wegen berühmt.

Vostitza (Egium), ein unbedeutender Ort, ohne Merkwürdigkeiten aus dem Alterthume. Der Hafen wird von vielen Schiffen besucht, die hier rohe Seide, Käse, Wein, Corinthen abholen und nach Paträ bringen, wo diese Produkte auf größere Schiffe gebracht und versendet werden.

Gastouni am rechten Ufer des Igliako (Peneus) mit 3000 Einwohnern, steht unter einem Bey, und ist, nach Verhältniß, die reichste Stadt in Morea. Die Gegend umher ist schön, die Felder sind gut bestellt, und große Schaafheerden finden trefliche Weiden.

Elis.

Elis heißt jezt Kaloscopi oder Belvedere.

Miraka ist ein Dorf in der Gegend von Olympia; nur wenige Ruinen bezeichnen dem Wanderer die Stelle, wo alle Hellenen zusammenströmten, um den Spielen zuzusehen. Trümmer von Mauern liegen unter Gesträuchen versteckt; Dachziegeln, Bruchstücke von Säulen und Urnen findet man unter dem Sande. Man erkennt noch die Stelle des Hippodromos. Der heilige Hain ist jezt ein undurchdringliches Dickigt, von Insekten umschwärmt und häufig von Wölfen

durchstrichen, die, vom Hunger getrieben, den Pholoe und Erymanthus verlassen und Beute suchen.

Arkadia (Cyparissa), der Hauptort eines Villajeti und Siz eines Metropoliten, dessen Diöcese unter dem Namen Christianopolis bekannt ist. Der Hafen wird ziemlich viel besucht.

Messenien.

Andreossa, Siz eines Aga, in einem schönen Thale, worin viele Dörfer liegen.

Navarin, Avarin, Neo- oder Agno-Castron, am Fuße des Berges St. Nikolas (Temathia), auf einem Vorgebirge, mit dem geräumigsten Hafen in ganz Morea. Die Straßen sind ungleich, eng und schmuzig.

Esky-Navarin, das ehemals so herrliche Pylos, ist jezt ein Dorf, von ungefähr 60 Häusern, von Griechen bewohnt.

Modon (Methone), in einer schönen, fruchtbaren Gegend.

Coron (Coronéa oder Colonides), eine der angesehensten Seestädte in Moréa, in der Nähe der fruchtbaren Ebene Nissy.

Calamatta (Calame) hat 5000 Einwohner, die Handel treiben.

Lakonien.

Die ganze Provinz hat ein wildes, rauhes Ansehen, aber zwischen dem Pente-Daktylon, Tornika und der Kette des Parthenius findet man reizende Thäler. Der Taygetus erstrekt sich von den Quellen des Eurotas bis zum Cap Tänarum; die Griechen nennen ihn, seiner fünf höchsten Kuppen wegen, Pente-Daktylon; bei Mistra heißt er Vouni tis Mistras (Berg von Mistra). Die höchste Höhe ist dem H. Elias geweiht. Der Vasilipotamos (Eurotas) durchströmt das ganze Land, versiegt aber im Sommer fast gänzlich.

Sparta liegt ganz in Ruinen, und nur mit Mühe erkennt man am Steinhaufen noch die Stelle, wo es lag. Ein ganz neuer Ort ist Mistra, aus den Ruinen von Sparta gebaut, aber eine halbe Stunde davon entfernt. Die Stadt besteht aus drei Theilen, der Citadelle, dem eigentlichen Mistra und zwei Vorstädten, Mesochorion und Exochorion oder Maratche, auch Evreo-Castron genannt. Die Straßen sind enge und schmutzig. Die Häuser haben mehrere Stokwerke, und sind von Platanen, Orangen- und Cypressenbäumen umgeben. Nördlich und westlich von Mistra sind schöne, mit Reben bepflanzte Hügel, die einen treflichen Wein geben.

Napoli di Malvasia oder Monembasia (Epidaurus Kimera), auf einer kleinen Insel, Siz eines Beys und eines Metropoliten, mit 2000 Einw. Der Hafen wird wenig besucht, weil man ihn nicht für sicher hält.

Bei Sklavo-Chori (Amiklä) hört die Herrschaft der Türken auf; man kommt in das Gebiet der Mainotten oder Maniaten, das sich fast bis zum Vorgebirge Matapan hinunter erstrekt.

Citries, fast ganz zerstört, Siz eines Beys und angeblicher Hauptort von Magna oder Maina, eigentlich der Hafenort von Dolous, das in einem fruchtbaren Thale des Taygetus liegt. Dies leztere hat über 500 schöne Häuser.

Varousi, Siz des Erzbischoffs von Zarnate, eines reichen Distrikts in Magna.

Cardamyla mit 100 Häusern; man merkt an dem Klima, daß man im Pente-Daktylon ist; man sieht keine Oelbäume mehr, und Fichten und Tannen stehen auf den Höhen.

Vitilon (Oetylos) oder Porto Vitulo mit 250 Häusern, der tiefste und sicherste Hafen auf dieser Küste.

Marathonisi ein Busen von Kolokythia auf der Insel Finocchi (Cranaë).

Den südlichsten Theil dieser Halbinsel, bis zum Cap Matapan, bewohnen die Cacovounioten oder Cacovoulioten. Die hohen, kahlen Felsen, mit den tiefen Schluchten und engen Thälern, gewähren einen unfreundlichen, fürchterlichen Anblik. Hie und da stehen einzelne Häuser und die Dörfer liegen hinter Felsen oder in tiefen Buchten verstekt. Das Land ist unfruchtbar und arm an Holz. Wasser liefern Quellen oder Cisternen in den Felsen.

Kolokythia am Ausfluß des Vasilipotamos.

Porto Caillo am Fluß Skyras, dem einzigen in dieser Gegend.

Die Inseln.

Man theilte die südlichen Inseln des Archipelagus ehemals ein in Cykladen und Sporaden; jezt ist dieser Name verschwunden. Die vorzüglichsten unter den Eilanden im Aegäischen Meere sind folgende.

Tenedos, nicht weit von der Asiatischen Küste, ist gut angebaut, und ihr Reichthum besteht in Wein, der in dem nicht sehr fruchtbaren Boden gut gedeiht. Die ganze Insel ist voll von Hügeln, die aus Kalk und Kreide, mit Schnecken- und Muschelschalen vermischt, bestehen. Bäume sieht man nur wenige, hie und da einzeln stehende Feigenbäume und niedrige Gesträuche. Die schlecht gebaute Stadt liegt an einer Anhöhe, und wird von 6000 Türken und Griechen bewohnt. Ein Woiwode ist der Befehlshaber der Insel. Der Hafen ist klein und schlecht. Alterthümer findet man selten, nur einzelne Trümmer von Säulen, und Sarkophage, die zu Wasserbehältern dienen.

Mitylene (Lesbos), südlich von Tenedos, wegen ihrer Lage und ihres Reichthums eine der wichtigsten Inseln des Archipelagus. Sie steht unter einem Aga oder Mousselim, der in der Stadt Mitylene sich aufhält, die an der westlichen Küste liegt, fast an der Stelle der ehemaligen Stadt, und von 2 — 3000 Griechen, 3 — 4000 Türken und 30 — 40 Judenfamilien bewohnt wird. Im südlichen Theile der Insel ist der Hafen Jero oder der Olivenhafen, einer der größten im Archipelagus, reich an Fischen und Austern. Am nördlichen Ufer desselben ist eine mineralische Quelle, die wegen ihrer Heilkräfte berühmt ist. Wo sonst Methymna stand, liegt jezt der Flecken Molivo, auf Basaltfelsen, mit 3000 Einwohnern, die noch jezt, wie ehemals, als Musiker und Sänger berühmt sind.

Die Insel ist von Bergen durchschnitten, aber der Boden ist fruchtbar, die Luft rein, das Klima milde, und unter einer weniger despotischen Regierung würde die Zahl der Einwohner bald zunehmen. Jezt leben nur 25000 Menschen in Mitylene. Flüsse findet man nicht, aber viele Quellen, die gutes Trinkwasser geben, und das Land hinreichend bewässern. Die Insulaner vernachlässigen den Ackerbau und sind meistentheils Seeleute; daher auch Mitylene die besten Matrosen für die Türkische Flotte liefert. Getreide muß noch aus

Asien eingeführt werden, so wie Schlachtvieh; Oel wird dagegen verschifft.

Scio (Chios) an der Küste von Klein-Asien, vom Gebirge Pelinoeus durchschnitten, das aus steilen, kahlen Felsen besteht, an deren Fuße fruchtbare Thäler liegen. Man baut alle Arten von Gemüse; Citronen, Pommeranzen wachsen ohne sonderliche Pflege, eben so Pfirsiche, Aprikosen und Mandeln. Durch Quellen, die auf den nahgelegenen Bergen entspringen, oder aus Brunnen wässert man sorgfältig die Gärten. Der ganze südliche Theil der Insel ist äußerst fruchtbar, weniger der nördliche.

Die neue Stadt liegt am Fuße des Berges, auf welchem die alte, jezt zerstörte, stand. Sie ist ziemlich groß, die Straßen sind enge, aber gut gepflastert und reinlich. Die geräumigen Bagnes reichlich mit Waaren versehen. Die hohen, von Steinen aufgeführten Häuser, mit spitzen Dächern, sind noch aus den Zeiten der Genueser, die neuerbauten haben Terrassen. Auch im Innern sind die Häuser schön und gut möblirt. Die Stadt soll 25000 Einwohner haben.

Fünf franz. Meilen von der Stadt liegt das berühmte, von Constantin dem Großen angelegte Kloster Neamoni, das reich ist und von 300 Personen bewohnt wird, unter denen 40 Priester sind, die Messe lesen.

Auf der Westseite der Stadt ist ein großes Hospital für Aussätzige, worin einige Hundert Kranke zu seyn pflegen, alle Erwachsene, da sich das Uebel erst im funfzehnten Jahre zu zeigen anfängt.

Scio hat 100000 Einwohner, worunter gegen 4000 Türken sind. 68 Dörfer sind bloß von Griechen bewohnt, die überhaupt auf dieser Insel weniger gedrükt sind, als in anderen Gegenden. Nach und nach wird jedes Pläzchen urbar gemacht und der Handel hebt sich. Eine Sultanin ist Eigenthümerin von Scio und schüzt sie gegen harten Druk. Die Mastixdörfer haben große Privilegien, und der ihnen vorgesezte Aga darf nicht tyrannisch verfahren. Die Abgaben wurden seit der ersten Besiznehmung nicht erhöht, und sind äußerst gering, so wie auch die von Zeit zu Zeit ausgeschriebenen willkührlichen Steuern.

Die Griechen haben in Scio 700 Kirchen und drei Klöster. Glocken findet man nur in den Mastixdörfern, deren 21 sind.

Ruinen findet man fast gar nicht. Homers Schule ist eine der berühmtesten Pläze dieser Insel. Sie liegt vier Meilen nördlich von der Stadt, am Fuß des Berges Epos, nahe am Meere. Es ist ein oben geebneter Kalkfelsen, von zwanzig Fuß im Durchmesser. Um eine viereckige Erhöhung in der Mitte laufen ausgehauene Size herum. Wahrscheinlich stand dort ein Tempel

der Cybele. Die Scioten behaupten, dort habe Homer die horchende Menge belehrt.

Negroponte (Euboea) ist schlecht angebaut und wenig besucht. Herrliche Wiesen sind überall und der Boden bringt fast ohne Bestellung schönes Getreide, Wein und Oel. Die Berge sind mit Wäldern bedekt, die gutes Bauholz liefern. Das Klima ist milde. Der Druk des Despotismus hat aber alles vernichtet, und was die Natur mit reicher Hand darbietet, kann keiner genießen.

Die Insel liegt zum Handel bequem, die östliche Küste bietet keine Häfen dem Schiffer, der dafür auf der Westseite allenthalben Landungsplätze findet. Die Hauptstadt Negroponte ist dem festen Lande gegenüber an der Küste erbaut; eine Brücke von fünf Bogen führt über die schmale Meerenge. Die Stadt ist schlecht bevestigt, sie hat 16000 Einwohner. Die ganze Insel soll nur von 40000 Seelen bewohnt werden.

Andros südlich von Euboea, von Felsen und Bergen nach allen Richtungen durchschnitten. Der Boden ist fruchtbar. Die Insel steht unter einem Woywoden und ist einer Sultanin angewiesen. Man zählt 50 Dörfer mit 12000 Einw. Seide ist das Hauptprodukt von Andros.

Tine (Tenos), unter dem 22° 50′ Länge von Paris und 37° 35′ nördlicher Breite. Man zählt über 23000 Einwohner, die in 40 Flecken und Dörfern woh-

Bayerische Staatsbibliothek München

nen. Die Insel ist gebirgig, und scheint dem aus der See kommenden Schiffer ein Haufen wilder, nakter Felsen zu seyn. Fruchtbare Thäler liegen zwischen den Bergen, das Klima ist sehr milde, und der Himmel fast beständig heiter. Die Luft ist im Allgemeinen gesund.

Der wichtigste Ort für den Handel, der Siz des Erzbischoffs und des Proesti ist St. Nikolo, an der Westküste, mit 7—800 Einwohnern; sie hat enge Gassen, aber gutgebaute Häuser und eine schöne Kirche. Die Stadt hat nur eine Rhede, aber eine halbe franz. Meile davon ist der sichere Hafen St. Joan.

Egina, Engia (Aegina), ist rings von blinden Klippen umgeben, daher es gefährlich ist sich der Insel zu nähern. Der Boden ist steinig und kahl, doch an einigen Stellen fruchtbar. Die Flüsse versiegen im Sommer alle. Unter den vielen Bergen ist der mit Bäumen bewachsene Panhellenius merkwürdig; man findet auf demselben einen Tempel des Jupiter Panhellenius, zwar beschädigt, aber seine Lage, seine Entfernung vom Meere hat ihn gegen die gänzliche Zerstörung geschüzt.

Die jezige Stadt liegt an der Stelle des alten Oea, am Hange eines steilen Felsens, und besteht aus ohngefähr 400 schlechten Häusern. Der Plaz, wo ehemals die Stadt Aegina lag, ist mit Feigenbäumen bewachsen, man findet noch Steinhaufen, einige

dorische Säulen und mehrere Kirchen. Die Aeginaten behaupten, daß in ihrer Insel 365 Kirchen sind.

Klein- und Groß-Kolouri (Salamis). Klein-Kolouri liegt unbebaut. Groß-Kolouri hat Mangel an Wasser und Holz. Ohngefähr 700 Einwohner leben in einigen schlechten Dörfern. Das Dorf Ambelakia wird von Albaniern bewohnt. Die Stelle der ehemaligen Stadt erkennt man an einigen Ruinen.

Hydra unter dem 37° 20′ 33″ N. Br. ein steiler, kahler Felsen, ohne Holz und Gärten, aber der Siz des griechischen Handels und der Betriebsamkeit. Die Stadt liegt auf mehreren Hügeln am Hafen, und sie gewährt, vom Meere aus gesehen, einen angenehmen Anblik. Die Häuser sind fast alle von Stein, und mit Kalk beworfen. Auf den Felsen, die den Hafen umgeben, stehen Windmühlen, mit sechs oder acht Flügeln. Der Hafen ist klein, aber tief und gegen alle Winde gesichert. Die Hauptkirche der Stadt zeichnet sich durch ihre Pracht und Schönheit aus.

Mykone, unter dem 37° 26′ N. Br. Die Insel hat einen guten Boden, es fehlt aber Wasser. Die Einwohner legen sich auf die Schiffahrt und vernachlässigen den Handel. Die Stadt hat 4000 Einwohner. Auf der Westseite ist der Hafen Tourlon.

Delos, das ehemals so gepriesen und reich war, ist jezt eine Einöde, voll von Trümmern der alten Herrlichkeit, die aber von Jahr zu Jahr abnehmen.

da die Griechen und Türken von den benachbarten Inseln hieher kommen, um Baumaterialien zu holen. Corsaren und Räuber sind fast die einzigen Menschen, die dort sich aufhalten, ihre Beute zu theilen und Plane zu neuen Raubzügen zu entwerfen.

Rhenea wird durch eine Meerenge, die eine Meile breit ist, von Delos getrennt. Auch diese Insel ist öde. Die Bewohner von Mykoni schicken jährlich einige Heerden hinüber, und bestellen die fruchtbarsten Plätze.

Siphanto, Siphnos, eine der schönsten und lachendsten Inseln des Archipelagus. Die Luft ist rein und gesund, der Boden fruchtbar, und die Einwohner sind gutmüthig und fleißig. Der Hauptort, Seraï, liegt auf einem Felsen. Einen Hafen hat Siphanto nicht. Ehemals war die Insel durch ihre Bergwerke bekannt.

Paros, unter dem 37° 8′ N. Br., ist ziemlich fruchtbar. Die einst so berühmten Marmorbrüche liegen unbenuzt. Der höchste Berg ist der Marpesus. Ohngefähr 700 Griechen wohnen in 7 Dörfern, kein Türke lebt unter ihnen. Der Hauptort ist Parechia, auf der Westseite, auf den Ruinen der alten Stadt.

Der beste Hafen ist auf der nordöstlichen Küste, Naussa. In dem Hafen Trio liegt der Capudan Pascha jährlich einen Monat mit seiner Flotte, wann er den Archipelagus durchkreuzt, um die Abgaben einzusammeln, und von Paros schickt er Schiffe nach den übrigen Inseln.

Antiparos, eine lange und schmale Insel, hat einen sehr fruchtbaren Boden, aber der Ackerbau, wie alle Zweige der Industrie, liegt ganz darnieder. Elend und Jammer herrschen überall. Berühmt ist Antiparos durch die große Höhle, die einen ungeheueren Umfang hat, und noch nicht ganz in allen Theilen untersucht ist. Sie liegt zwei Stunden von dem auf der Insel befindlichen Dorfe, eine halbe Stunde vom Meere entfernt. Durch eine von der Natur gewölbte Halle tritt man in einen schmalen, niedrigen Gang. Am Ende derselben muß man sich mit einem Seile tief hinablassen. Geht man alsdann einige Schritte fort, so steht man abermals am Rande eines neuen Absturzes, der nicht so senkrecht, aber tiefer als der erste, hinabgeht. Hier sezt man sich nieder und gleitet, mit der Fackel in der Hand, auf dem Felsen hinab. Man ruht in dieser Halle aus, deren ungeheure Wände aus rothgesprengtem Marmor bestehen. Die Decke ist so hoch, daß man sie kaum unterscheiden kann; der Fußboden ist von grauer Farbe und voll von versteinerten Muscheln und Ammonshörnern. Ein dunkler und enger Weg führt zu einem neuen Abhange, der völlig senkrecht ist. Durch Hülfe einer Leiter steigt man hinab, und hat auf der einen Seite fürchterliche Abgründe, auf der anderen die Felsenwand. Nachdem man noch durch mehrere düstere, niedrige Wege sich durchgewunden, noch mehrere Mal sich in ungeheure Tiefen hinab-

gelassen hat, neben Schlünden, in denen man unten Wasser rauschen hört, kommt man endlich zu der großen Grotte, die 80 Fuß hoch, 100 Fuß breit und 300 Fuß lang ist. Die ganze Höhle ist mit sonderbar gestalteten Tropfsteinen, von einer ganz eigenen Art, welche die Durchsichtigkeit von Krystallen, nur nicht den Glanz haben, überzogen. Zwischen den wunderseltsamsten Verzierungen hängen krystallhelle Röhren von 10 — 30 Fuß Länge herab. Aus dem Boden ragen Sträuche und Bäume, phantastisch gebildet und schimmernd, hervor, die von 2 — 10 Fuß hoch sind. An anderen Stellen findet man kleine Hügel von diesen Krystallen. Große Platten, die hell und durchsichtig sind, stehen oft weit von den Wänden ab, oder schweben vom Gewölbe herunter. Fast in der Mitte der Grotte erhebt sich eine vier Fuß hohe, oben flache Pyramide von Krystallen, an ihrem Fußgestelle findet man folgende Inschrift: Hic Ipse Christus Adfuit Ejus Natali Die Media Nocte Celebrato MDCLXXIII. Der Marquis von Nointel, Französischer Gesandter am Türkischen Hofe, hatte nämlich in diesem Jahre die drei Weihnachtsfeiertage mit einem großen Gefolge in dieser Höhle zugebracht, und ließ in der Christnacht dort Messe lesen. Er hatte damals erst mit vieler Mühe die Einwohner bewogen, in die Grotte hinabzusteigen, und sie mit dieser Naturmerkwürdigkeit wieder bekannt gemacht. Die Grotte soll, nach der Be-

hauptung der Inselbewohner, mit noch mehreren anderen in Verbindung stehen, die man aber bis jezt nicht näher untersucht hat.

Naxia (Naxos), östlich von Paros, die größte, angenehmste und fruchtbarste von allen Cykladen, von eigenen Magistratspersonen beherrscht. Alterthümer findet man wenige, von dem berühmten Bacchustempel stehen nur noch die Thürpfosten und die Oberschwelle. Die ungeheure Größe der Steine hat sie gerettet. Die ganze Insel soll 10000 Einwohner haben. Die Hauptstadt Naxos, mit 2000 Einw., hat einen guten Hafen, aber der Handel ist unbedeutend.

Milo (Melos) ist äußerst ungesund, bis auf einige, hochliegende Gegenden, und die wenigen Bewohner ähneln in manchen Distrikten wandelnden Leichen. Die 500 Einwohner, denn mehr hat die Insel nicht, würden bald aussterben, wenn nicht jährlich Flüchtlinge aus Moréa ankämen, und die Abgegangenen ersezten. Bei dem Berge Calamo, ist der ganze Boden heiß, dem übelriechende Dämpfe entsteigen. Das Dorf Sifours oder Castro liegt auf einem Berge, ist schlecht gebaut, die Gassen sind enge und steil und voll von Schmuz, aber die Luft ist dort gesund. Der Hafen, an der Nordwestseite, ist einer der besten im ganzen Archipel. Man findet noch Ruinen einer alten Stadt, von den jezigen Griechen Clima genannt, und in der Nähe Katakompen, den Aegyptischen gleich.

Santorin (Thera) ist, nach Verhältniß ihrer Größe, sehr reich und gut bevölkert. Man rechnet 12000 Einwohner, die in mehreren Flecken und Dörfern leben, und arbeitsam und mäßig sind. Die Küsten sind allenthalben steil und bestehen aus mehreren Lagen vulkanischer Materien. Der Boden ist vorzüglich zum Weinbau gut. Die Häuser sind zum Theil in Felsen ausgehauen; es sind Höhlen, woran man vorne Kammern angebaut hat. Santorin ist häufigen Erdbeben ausgesezt, und in der Nähe sind mehrere kleine Inseln, die durch unterirdische Vulkane emporgehoben sind.

Stanchio (Cos), eine schöne, fruchtbare Insel, reich an Wein, Getreide und Viehheerden. Die Stadt hat enge, aber reinliche Gassen und freundliche Häuser. Man gibt die Zahl der Einwohner auf 4000 an. Der Hafen bei der Stadt ist bequem, und ein Hain von Citronen- und Pommeranzenbäumen bedekt das Ufer. Auf dem Bazar steht eine ungeheure, weitberühmte Platane, die ihre Aeste umher verbreitet. Sie würde unter ihrer eigenen Last brechen, wenn nicht die Einwohner Sorge trügen, sie zu stüzen, und als ob an die große Vergangenheit alles erinnern sollte, haben sie schöne Marmorsäulen dazu gewählt. Eine frische Quelle, die in der Nähe hervorsprudelt, macht den Plaz um so angenehmer.

Patmos, ein Haufen dürrer Felsen, mit einem trefflichen Hafen, bei der Stadt, die hoch auf einem

Felsen liegt, und gut gebaut ist. In dem Kloster des heiligen Johannes zeigt man noch die Grotte, wo der Heilige, als er hier in der Verbannung lebte, seine Offenbarung geschrieben haben soll, und selbst das Loch in der Wand, wodurch er von dem heiligen Geist inspirirt ward. — Die Männer leben den Sommer über von der Schiffahrt und besuchen fremde Häfen. Der Ackerbau wird vernachlässigt, und die Volksmenge nimmt ab.

Samos hat 14000 Einwohner, lauter Griechen, unter denen sich nur wenige Türken aufhalten. Die Ländereien in Samos gehören der Moschee zu Top-hanah. Das Land ist fruchtbar, doch schlecht bestellt, aber unter einer anderen Regierung könnte diese Insel sehr blühend werden. Die Ruinen der alten Stadt liegen auf einem großen Raume zerstreut umher. Von einem Tempel der Juno findet man noch zu Miles Säulen und Capitäler. Der Türkische Aga und der Griechische Bischoff residiren in Kara, dem bedeutendsten Flecken der Insel.

Cerigo (Cythere), ein Meerbusen von Kolokythia, ist ziemlich fruchtbar und gut bebaut. In den Bergen findet man viele Hölen mit Stalaktiten, auch alte Katakomben, tief in den Felsen gehauen. Die Wände derselben sind mit einer firnißartigen Materie überzogen, worauf man Spuren von schwarzer und rother Materie findet, wie auf den sogenannten Etrurischen Vasen.

Jezt dienen sie den Heerden und Hirten zum Zufluchtsort gegen Wind und Regen.

Die alte Stadt Cythere lag am Strande; mehrere noch stehende Thürme und Bruchstücke der Mauern bezeichnen den Umfang. Die Häuser sind zusammengestürzt, mit Sand überschüttet, ein Theil ist auch vom Meere überströmt. Auf einem Berge nahe bei der Stadt, stehen noch beschädigte Säulen von dem Tempel der Venus und einzelne Werkstücke liegen umher. Die Einwohner nennen diese Ruinen, den Pallast des Menelaus.

Griechenland hat Einwohner von verschiedenen Nationen, die in verschiedenen Verhältnissen neben einander leben. Die Türken sind die gebietenden, indeß wird ihre Zahl weit von der Menge der Griechen übertroffen. Zerstreut, als Hirten oder Krieger, durchziehen Albanier das Land, oder haben sich in einzelnen Dörfern angesiedelt. Franken findet man vorzüglich in den See- und Handelsstädten, so wie Juden und Armenier. In einigen Provinzen leben noch wenige Zigeuner, die als Bettler und Wahrsager herumschweifen.

Die Griechen selbst rechnen ihre Anzahl im ganzen Türkischen Reiche auf sieben Millionen. Schwerer, als in jedem anderen Europäischen Staate, hält es in der Türkey, bestimmte Nachrichten über die Volksmenge sich zu verschaffen. Nicht unwahrscheinlich schätzt man

indeß die Anzahl der Griechen in den Staaten des Sultans in Europa, ohne die Inseln, auf 1,920,000 Seelen.

Macedonien hat	700000	Einwohner.		
Thessalien	:	300000	:	:
Albanien	:	400000	:	:
Livadien	:	220000	:	:
Morea	:	300000	:	:
		1,920000.		

Der Distrikt Zagora (Magnesia) ist am besten bevölkert, dort leben auf einer Quadratmeile 613 Menschen. Morea und Albanien sind am menschenleersten; auf einer Quadratmeile findet man kaum 300 Seelen.

Wie sich der Zustand des Landes geändert hat, und nur Ruinen die Stelle mit Tempeln und Prachtgebäuden prangender Städte anzeigen, oder der Wanderer oft umsonst diesen und jenen Ort aufsucht; so unähnlich sind auch die jetzigen Griechen ihren großen Vorfahren. Mit ihrer Freiheit, ihrem Glanze haben sie selbst ihren Namen verlohren, und auch jezt werden sie von den stolzen Muselmännern nur Romei, Römer, genannt, die mit diesem Namen Vasallen, Sklaven bezeichnen wollen.

Herabgesunken von der Höhe, die Athener und Spartaner und die anderen Völkerschaften Griechenlands erreicht hatten, in dem langen Laufe von Jahrhunderten, kamen sie, wie wir gesehen haben, unter

das eiserne Joch der Türken, und die Kraft zum neuen Emporstreben ward ihnen fast geraubt. Die Erinnerung an die großen Vorfahren, an die schöne Vergangenheit, ist noch lebendig unter dem gesunkenen Geschlechte, und wie Steine und Ruinen, als stumme Zeugen, von dem Glanze der Vorwelt und der Herrlichkeit des Hingeschwundenen reden, so findet der aufmerksame Beobachter auch in dem jetzigen Griechen vieles, was seine Abstammung von dem kultivirtesten Volke der Vorwelt beurkundet und für die Folge zu frohen Erwartungen berechtigt. Noch ist sie nicht da die erwartete, und von einigen schon verkündete Zeit der Erneuerung; aber vorbereitet ist sie, und hie und da erwachen einige aus dem langen Traume, und ahnen Verbesserung. Wehmüthig wendet man den Blik ab von den Ruinen, von dem Volke, das unter ihnen wandelt, trauernd, daß das Große zerfiel und auch das Schöne ein Raub der Vernichtung ward. Alles ruft hier dem Reisenden zu:

Lieben Freunde, es gab beßre Zeiten,
Als die unsern, das ist nicht zu läugnen,
Und ein edleres Geschlecht hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Aber bei der Vernichtung und Entweihung hoffen wir, daß aus dem Schlummer neues, gestärktes Leben

hervorgehen könne, daß der Funke unter der Asche fortglühe, und auf diese oder jene Art angefacht zur hellen Flamme auflodern werde.

Schon in der Zeit des Peloponnesischen Krieges, und noch mehr, während der Dauer des oströmischen Kaiserthums, fanden wir, wie die Griechen allmählig ausarteten, und von der Hauptstadt das Verderben sich den Provinzen mittheilte. Barbaren drangen zu verschiedenen Zeiten ein, ließen sich nieder in Morea und in den nördlichen Provinzen, Flüchtlinge aus asiatischen Provinzen siedelten sich an in Griechenland, alle verbanden sich mit den alten Bewohnern, und von ihnen stammen die jetzigen her. Als nun die Türken sich des oströmischen Kaiserthums bemächtigten, ward den Griechen ihre Selbstständigkeit geraubt, ihr Bürgerrecht, sie wurden von allen Staatsämtern ausgeschlossen, und eben so wenig war ihnen erlaubt, Kriegsdienste zu leisten. Stets in Gefahr, ihr Leben, ihr Vermögen zu verlieren, wurden sie als verachtete Sklaven behandelt, und bei allen Bedrückungen, Erpressungen und Verfolgungen fanden sie nirgends Hülfe und thätigen Beistand. Unter einander waren sie uneins, wie schon in früheren Zeiten, und wie damals der Macht und Herrschaft wegen, so jezt über kirchliche Angelegenheiten. Man darf sich wundern, wenn man noch bedenkt, daß ihre Lebensart ganz an-

ders ward als ehemals, daß ein Volk, wie die alten Griechen, zu dem jetzigen Zustande herabsinken konnte.

Der Druk, unter welchem die Griechen leben, ist fürchterlich. In den meisten Gegenden, wo er geringer ist, finden wir sie auch besser und ihren Vorfahren ähnlicher, wie überhaupt noch jezt in Griechenland die Bewohner der verschiedenen Provinzen so verschieden sind wie ehemals. Aetolien und Akarnanien hatten Einwohner, rauh und wild wie die Natur in diesen gebirgigen Gegenden. Arkadien stand in der Cultur den umliegenden Ländern weit nach, Lacedämons Bürger waren kriegerisch und rauh, wie Athens Bewohner milde Sitten mit der höchsten Ausbildung der Kräfte der Seele verbanden. Dieselben Unterschiede finden noch Statt; wir können daher nur wenige allgemein charakteristische Züge anführen, und müssen die Bewohner der einzelnen Provinzen kennen lernen.

Im Allgemeinen sind die Griechen lebendig, gewandt, und von der Natur mit vielen Anlagen ausgestattet. So wie sie aber zur Welt kommen, lernen sie schon, um dem Drucke zu entgehen, und sich der Gewalt zu entziehen, sich zu verstellen, daher sind sie im Allgemeinen falsch, listig, betrügerisch und kriechend. Dem augenbliklichen Vortheil alles aufopfernd, denken sie an keine Zukunft, ihr aufloderndes Feuer schlägt ein Unglüksfall gleich nieder, und im Glücke sind sie aufgebläht und stolz. Das Feuer des Südens zeigt sich in

ihren Gebehrden, in ihrer Sprache, und wo sie nur können, überlassen sie sich ihrem Hange zu rauschenden Freuden. Sie sind fröhliche Gesellschafter, ohne Zutrauen einzuflößen. Bei ihrer lebhaften, raschbeweglichen Phantasie ist ihre Sprache reich an Gleichnissen, an Bildern, an Figuren, und dem Bewohner des Nordens fällt es auf, wie sie in ihren Schilderungen, in ihren Erzählungen so wenig das Maaß zu beobachten suchen. Kaum sprechen sie ein Wort, so rufen sie alle Heiligen zu Zeugen ihrer Wahrhaftigkeit an, und betheuren ihre Ehrlichkeit. Oft wird der kältere Nordländer getäuscht, wenn er ihren Worten buchstäblich traut, und ihre übertriebenen Ausdrücke nicht zu würdigen versteht. Meistentheils sind sie gute Väter, gute Ehemänner, so wie die Weiber ihrer Pflicht getreu bleiben. Sie können Anstrengungen ertragen, leben mäßig, wenn es seyn muß, so wie sie im Ueberfluß kein Maaß zu halten wissen. Wenig bekümmert um Reinlichkeit in ihren Kleidern, lieben sie alle den Putz, und, wie überhaupt die Südländer, lebhafte, brennende Farben. Abergläubisch und unwissend sind sie alle, obgleich sie ihren Unterdrückern, den Türken, an Kenntnissen weit vorgehen. Eitel in einem hohen Grade, suchen sie gefährliche Ehrenstellen zu erlangen, oder durch irgend eine erkaufte Begünstigung sich auszuzeichnen, und sehen dann stolz auf ihre Mitbürger herab.

In Constantinopel, in dem fast ganz von Griechen bewohnten Quartiere Fanal, ist eine Klasse, die sich Adliche nennt, und mit Verachtung die anderen Griechen behandelt. Es sind gewisse wohlhabende Familien, aus welchen gewöhnlich die Dollmetscher der Pforte und die Hospodaren der Wallachei und Moldau ausgewählt werden. Sie haben diese Stellen an sich gerissen, da sie meistentheils zusammenhalten, und beständig in Verbindung mit den Türkischen Beamten stehen. Kaum hat aber einer aus ihrer Mitte eine solche Stelle angetreten, so bemühen sich schon die übrigen, ihn zu verdrängen, um sie für sich zu erhalten. Der Sohn stiftet Kabalen gegen den Vater, ein Bruder gegen den anderen. Man findet unter ihnen viele gut erzogene und manierliche Leute; aber sie sind hochmüthig, eitel und ehrgeizig in einem hohen Grade. Ihre edle Abkunft ist sehr ungewiß, und wenige Familien möchten ihre Abstammung von den berühmten Geschlechtern, deren sie sich als Vorfahren rühmen, ordentlich beweisen können. Die Laster der Türken im Serail findet man auch bei ihnen, Verrath, Undankbarkeit, Grausamkeit und Intriguengeist, der nie zu stillen ist. Vorsichtig und klug bei jedem Schritte, so lange sie Dollmetscher der Pforte sind, werden sie Tyrannen, und ärger als die Türkischen Paschas, wenn sie Hospodare geworden sind. Ohne Sehnsucht nach Freiheit, prunkend mit dem Vorrechte sich wie Türken kleiden zu dür-

fen, verachten sie ihre Landsleute und halten sich für Wesen besserer Art. Als der Hospodar Ghika enthauptet worden war, gingen mehrere griechische Damen zu seiner Mutter in Pera, um ihr Beileid zu bezeugen. Man fand sie ganz gefaßt und ruhig. Als jene äußerten, wie sehr ihr Unglük sie schmerze, „Sollte ich denn wünschen," versezte sie rasch, „daß mein Sohn als einer vom Pöbel gestorben wäre?"

In Macedonien sind die Griechen stark, thätig und betriebsam. Ihr Land ladet sie zum Ackerbau ein, und sie benutzen diese Anlage. In mehreren Gegenden sind alle mit Färbereien beschäftigt und treiben bedeutenden Handel. In dem nördlichsten Theile sind sie wilder, rauher und barbarischer als alle anderen Griechen, da die in den südlichen Distrikten wohnenden, durch ihren lebhaften Verkehr mit Fremden und den benachbarten Ländern weiter fortgeschritten sind. Die Thessalier sind brav, ohne wild zu seyn, kühn und überlegend. Sie schätzen die Künste, treiben Ackerbau und einen weit verbreiteten Handel. Vielleicht sind sie nicht so freimüthig, so ehrlich als ihre Nachbaren, die Albanier, aber sie haben mildere Sitten und einen gefälligern Charakter. Der Bewohner des Pindus ist weniger gebildet, als die in den Ebenen wohnenden, unter denen vorzüglich die um Larissa und Pharsalus durch ihren Handel mit Ausländern Kenntnisse mancher Art erworben haben.

Die Akarnarier und Aetolier sind wild und roh, ewige Fehden nöthigen alle beständig bewaffnet zu seyn, und Fremde können nur mit Gefahr ins Innere des Landes eindringen. Besonders berüchtigt sind die Bewohner des Distrikts im Süden des Meerbusens von Arta. Der Böotier ist milder und gesitteter, treibt Ackerbau und Handel. Noch izet unterscheiden sich die Athener von den übrigen Griechen durch ihr gefälligeres Aeußere, ihre Kleidung und Sprache, die wohlklingender und reiner ist als anderswo. Ihre Artigkeit nimmt ein, ihr zuvorkommendes, gastfreundliches Betragen gefällt und zieht an, obgleich sie ihrer Verschlagenheit wegen verrufen sind. Selbst die Türken zu Athen haben etwas von ihrer Rohheit abgelegt, sie sind höflicher, geselliger und gesprächiger als in anderen Gegenden. Wie bekannt die Bewohner Attikas durch ihr schnelles Auffassen und ihre Gewandheit in Antworten sind, zeigt folgende Anekdote, die Chandler zu Smyrna und Athen hörte: „Ein Reisender begegnete einem armen Hirten mit seiner Heerde und fragte, im Vorbeigehen: Woher? Wohin? Wie heißt du? Wie stark die Heerde? — Ohne zu zaudern versezte der Hirte: „von Athen; nach Lebadia; Theodoros; es sind fünfhundert.“ Diese glükliche Anlage artet oft in Betrug aus, und man hat nicht mit Unrecht gesagt: „es sey unmöglich, daß die Juden mit den Athenern leben könnten, weil sie immer von ihnen überlistet würden.“

Die Arkadier, in grobes, wollenes Zeuch gehüllt, welches die Frauen und Töchter weben, flechten Matten, pressen Oel, melken ihre Ziegen und Schafe. Sie besuchen die Stadt nur, um, was sie geerndtet, was sie gefertigt haben, zu verkaufen, und, zufrieden mit dem kleinen Erwerbe, kehren sie fröhlich zu ihren Bäumen, ihren Wiesen zurük. Abgesondert von anderen, in keinem Verkehr mit Fremden, stehen sie den übrigen Griechen an Cultur nach. Die Tegeaten leben meistentheils von Früchten, sind weniger bedrükt als die anderen Bewohner Morea's, und haben etwas Edles in ihren Formen. Der Messenier lebt mehr von Fleisch und Fischen, ist lebendig und thätig, vorzüglich der Küstenbewohner, der auch einen freieren, muntereren Blik hat als die im Innern des Landes lebenden. Vertraut mit der Gefahr, wenn er auf den Wellen umhertreibt, auch die Ferne für seine Heimat haltend, verläßt er früh die Ufer des Pamisus und der Neda, da hingegen der Arkadier sich ungern von den Umgebungen entfernt, die seiner Kindheit und Jugend schon befreundet waren. Wie den Schweizer ergreift ihn die Sehnsucht nach seinen Bergen, wenn er in der Ferne die Melodie eines beliebten Reigens hört.

Des Taygetus Bewohner schmieden Waffen, kleiden sich in Zeuche, deren düstere, finstere Farben ihren Charakter zu bezeichnen scheinen. Frei und unabhängig leben die Maniaten oder Mainotten, lernen

von Jugend auf die Waffen führen, sind mit der Gefahr vertraut und immer bereit sich mit den Türken zu messen, die sie als ihre Erbfeinde bekriegen. Oft wird bei einem Schmause der Plan zu einer Unternehmung entworfen. Freudig und unerschrocken eilen sie zum Kampfe, dem Tode entgegen, und fast immer sind sie Obsieger, da sie List mit Tapferkeit vereinen. Die Griechen in den Ebenen freuen sich, wenn diese kecken Bergbewohner die Muselmänner demüthigen, und unterstützen sie wo sie können. Oft haben verwegene Streifparteien den Pascha selbst in Tripolitza in Schrecken gesetzt, der dann einen schimpflichen Frieden durch Geld erkaufen mußte. Oft nehmen sogar die Weiber am Kampfe Theil: gewöhnlich sind sie in der Nähe, Lebensmittel und Munition herbeizubringen und die Verwundeten zu besorgen.

Auf den ersten Blik unterscheidet man den Cacovounioten von dem Mainotten. Der leztere ist gut gewachsen, frisch von Farbe und hat einen heiteren, freien Blik; der Cacovouniote hat ein schwarzes, finsteres Auge, ist kurz und untergesezt, wie die Bäume in seinem Lande. Sein Gesicht ist braungebrannt und er scheint nur auf Verbrechen zu sinnen. Der Ton der Stimme des Mainotten ist voll und wohlklingend, der Cacovouniote spricht heiser; jener geht schnell und leicht einher, dieser springt wild und scheu. Der erstere greift seinen Erbfeind, den Türken, mit

Wut an und plündert ihn mit Lust, dieser ist der Feind des ganzen Menschengeschlechts, das er in seiner blinden Wut zerreißen möchte.

Der Lakonier besiegt Kampf und Tod, ist rasch und geräth leicht in Hitze. Stolzer, kraftvoller und regsamer als der Arkadier unterwirft er sich unwilliger dem Türken, und verläßt oft sein Vaterland, um in fremden Heeren ihn zu bekriegen. Stolz darauf, ein Spartaner zu seyn, rühmt er sich auch in der Fremde damit.

Verschieden von allen diesen Griechen sind die Bewohner der Inseln des Archipelagus, die auch unter einander sehr abweichen. Ein Hauptzug in ihrem Charakter ist ihre Vaterlandsliebe, die am leidenschaftlichsten sich bei den Bewohnern von Tine äußert. Die Mägde, die von dort auswandern, und in der ganzen Levante durch ihre Tracht, Klugheit und Treue bekannt sind, hegen doch immer, auch wenn es ihnen in der Fremde noch so gut geht, den Wunsch, in ihr Vaterland zurükzukehren. Obgleich so viele Inseln nur dürre, unfruchtbare Felsen sind, ziehen doch die Bewohner sie jedem andern Eilande vor, wie Odysseus sein Ithaka über alle anderen erhob. Nichts Schönes findet sich, ihrer Meinung nach, außerhalb ihres Gesichtskreises, und wo sie sich aufhalten mögen, allenthalben lenken sie das Gespräch auf ihre Geburtsinsel und erheben sie über Alles. Jede Insel behält auch

immer ihre Eigenheiten in Kleidung und Gebräuchen, da die Griechen auf dem festen Lande darin einander sehr gleich kommen.

Euböas Bewohner stehen im schlimmsten Rufe der Falschheit und Betrügerei, und die Janitscharen sind tapfer, aber auch als boshaft und zur Empörung geneigt verschrien, daher das Sprichwort sagt: „Gott behüte uns vor den Juden von Salonichi, den Griechen von Athen und den Türken von Negropont." Noch übler berüchtigt sind die Naxioten, die man als die treulosesten unter allen ansieht. Nirgends finden sie Kredit und beim Handel muß man sehr sorgfältig Acht geben, nicht übervortheilt zu werden. An Rachsucht und aufbrausender Leidenschaft übertreffen sie, und die Griechen aus Stampalia die anderen. Villoison sah einen Schwiegervater und seinen Schwiegersohn, die sich mit Messer und Dolch durch mehrere Straßen verfolgten. Keiner durfte es wagen, sie aufzuhalten, er würde selbst ermordet worden seyn.

Den Einfluß, welchen Regierung, Gesetze und Gebräuche auf Sitten und Charakter haben, kann man nirgends besser beobachten als in Griechenland, wo man nahe bei einander die größten Verschiedenheiten findet. Scio hat einen Schatten von Freiheit und die Griechen sind rechtschaffen, höflich, ohne kriechend zu seyn, dreist, arbeitsam, geistreich, unterrichtet und wohlhabend. Die Scioten treiben Handel, lieben die

Künste und haben Trieb etwas zu unternehmen. Ihr fröhlicher, heiterer Sinn, der sie niemals verläßt, hat Gelegenheit zu dem Sprichworte gegeben: „Es ist leichter ein grünes Pferd zu finden, als einen klugen Scioten." Stolz sind sie, wie alle übrigen Griechen, auf ihre Vorfahren, und prangen mit den großen Namen derselben, wo eigenes Verdienst fehlt.

Seit einiger Zeit treiben die Griechen einen bedeutenden Handel mit mehreren Nationen, was nicht ohne Einfluß auf ihre Bildung bleiben kann. Ein neuer Geist ist dadurch in ihnen erregt, sie interessiren sich für Alles, was im Auslande geschieht, haben einsehen gelernt, daß ihre Unterdrücker nicht unüberwindlich sind, und gewinnen Vertrauen zu sich. Den ausgebreitetsten Handel treibt Hydra. Alles lebt und regt sich auf dieser Insel, Wohlstand und Sicherheit des Eigenthums geben den Insulanern Muth, immer mehr zu unternehmen, und was Freiheit und Sicherheit vermögen, zeigt dieses kleine Eiland. Der Hydriote ist ehrlich; das ihm Anvertraute liefert er richtig ab, und oft schon haben bedeutende Summen Geldes bei einem Schiffer lange Zeit gelegen, ohne abgefodert zu werden, wie aber der Eigenthümer sich zeigte, erhielt er sie ohne Aufschub und richtig. Man hat Schulen angelegt und sucht auf alle Weise den gebildeteren Nationen, mit denen man Verkehr treibt, nachzueifern. Ungestört zeigt hier jeder seinen Reichthum und genießt ihn, ohne

Avanien zu befürchten. Ganz anders ist es in Tenedos. Weil Türken in Menge sich dort aufhalten, findet man bei den Griechen nicht den Frohsinn, die Munterkeit, die ihnen sonst eigenthümlich sind. Stille und ernst in den Gassen, wagen sie es kaum in ihren Häusern sich zu erholen. Sie vermeiden alle lärmenden Feste, die der Türken Aufmerksamkeit erregen und ihre Geldgier reizen könnten. Sobald sie nur dürfen, überlassen sie sich einer Art von Vergessenheit und Tollheit. Die Ebene von Troja ist oft der Plaz, wo sie ihre Orgien feiern, dort bringen sie ganze Tage hin, tanzend, singend und schmausend, im Schatten einer Platane oder Eiche.

Die Albanier sind an Sprache, Charakter und Sitten ganz von den Griechen verschieden, so wie von den Türken. Der Bergbewohner ähnelt dem Albanier in der Ebene nicht, und der Bewohner der Küsten unterscheidet sich von denen, die im Innern des Landes leben.

Der Arnaute oder Albanier ist kriegerisch, muthig, freiheitliebend; wild und roh, ohne Cultur, frohgesinnt und Liebhaber von Tanz und Gesang. Krieg ist ihre Lust. Die Waffen zu führen, scheint ihnen ehrenvoller als den Acker zu bauen. Da sie in beständigen Fehden unter einander, oder mit ihren Nachbaren leben, als Räuber die benachbarten Länder durchschwärmen, auf der See umherschweifen, oder

als Krieger im Türkischen Solde stehen; so ist ihr vorzüglichstes Bestreben, ihren Körper zu üben und abzuhärten. Tapferkeit wird am höchsten bei ihnen geachtet, ehrlos ist wer im Handgemenge zurükwich, oder im Augenblik der Schlacht sich verbarg. Auch die Weiber nehmen Antheil am Kampfe, bringen den Streitenden Munition und Nahrung und ermuntern sie zum tapfern Widerstand. Mäßig und mit Mühseligkeiten vertraut, trozt der Albanier allen Beschwerden, prahlt mit den empfangenen Wunden und seiner abgerissenen Kleidung. Nur im Kriege fühlen sie sich wohl. „Man ist nur glüklich, wenn man jung ist, sagte ein betagter Albanischer Heerführer, zu Bessieres, für mich ist nun Alles dahin. Ich will mich zur Ruhe setzen, da ich mein Leben gut angewendet habe. Erst war ich Anführer der Haïdouts, denkt euch meine Freude, als ich in Rumelien plünderte! dann zog ich in den Krieg. Nun ist Alles vorbei!“

Voll Enthusiasmus für ihr Land erheben sie es über alle anderen, und wo sie auch seyn mögen, zieht die Sehnsucht sie dennoch stets nach ihren Thälern, ihren Bergen zurük.

Die Bewohner des nördlichen Albaniens sind die wildesten. Alle gehen beständig bewaffnet, und stets sind sie unabhängig geblieben. Sie sind Hirten oder Krieger.

Kein Volk ist, nach Pouqueville, milder und harmloser als die Sagoriaten. Fröhlich vergeht ihnen in genügsamer Armuth ihr Leben, freundlich wird der Fremdling von ihnen aufgenommen, und nirgends hört man von Räubereien oder Mordthaten. Rasch und lebhaft, wie alle Albanier, sind sie weniger jähzornig und rachsüchtig.

Unabhängig leben die Bewohner der Akroceraunischen Gebirge, in steten Fehden, oft als Seeräuber, oder sie dienen in den Russischen Heeren. Roh und wild sind sie, wie ihre Berge; der Fremdling findet bei ihnen keinen Schuz, und die Schiffbrüchigen führen sie als Sklaven fort.

Die Soulioten sind tapfere Krieger, die oft ganze Distrikte Albaniens mit Feuer und Schwerdt verwüsteten. Im Kampfe für ihre Unabhängigkeit fochten sie wie Helden, und starben lieber, als daß sie sich ergaben.

Viele Albanier leben, wie schon angeführt ward, in Griechenland zerstreut; man findet sie in allen Provinzen, als Soldaten, Hirten und Bauern. Die lezteren wohnen in einzelnen Dörfern, so in Attika, wo sie den Ackerbau treiben, in Morea und Thessalien.

Juden trifft man häufig in Griechenland, besonders in den Handelsstädten. Sie wohnen häufig in den Türkischen Citadellen, was keinem Christen verstattet wird. Sie bleiben ihren Sitten und ihrem National-

charakter treu, nähren sich vom Handel, sind die Mäkler, Zolleinnehmer, Visitatoren u. s. w. Zugleich mit ihnen trifft man in den Seestädten des nördlichen Griechenlandes auch Armenier, die ebenfalls Handel treiben, und ihre Sitten und ihren Charakter nicht verleugnen *). Zigeuner durchziehen das Land, nähren sich vom Wahrsagen und Viehhandel.

Die Türken, das gebietende Volk, sind schön und kräftig. Ausdruksvolle, bedeutende Physiognomien findet man fast durchgehends. Sie sind stolz auf ihre Vorfahren, von deren Eroberungen sie noch immer die Früchte genießen, und stolz auf ihre alleinseligmachende Religion, die ihnen gebietet Anhänger zu bilden, zinsbar zu machen, oder die Widerstrebenden zu tödten. Die unterwürfige Demuth der Griechen, Juden und Armenier dient noch dazu, ihren Stolz zu erhöhen. Als Gebieter sind sie strenge und despotisch, und erlauben sich alle Mittel Geld zu erpressen, aber dabei sind sie treu und bewahren sorgfältig das Anvertraute. Man erlaubt sich jede Hinterlist, einen Feind zu berücken,

*) Sie sind die Mäkler, haben allenthalben Correspondenten, treiben Handwerke, leben als Banquiers, Geldwechsler und Agenten der Paschas und Großen des Reichs. Geduldig, sparsam, unermüdlich, zufrieden mit kleinem Gewinn, erwerben sie sich oft ein ansehnliches Vermögen.

wie man jeder Aufopferung fähig ist, einen Freund zu retten, Jeder Türke glaubt sich der höchsten Würde fähig, und der gemeinste Janitschar, wie der Lastträger, nehmen es ernstlich auf und danken höflich, wenn man ihnen den Posten des Großveziers wünscht. Daher vom Vornehmsten bis zum Geringsten eine gewisse Ruhe und Würde, die sich durch nichts überrascht findet; es ist, wie Göthe von den alten Venetianern sagt:

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden, das macht ihn
Gleich als Knaben so fein, eigen, bedächtig und stolz.

Hierdurch erklärt sich auch der Gleichmuth, mit welchem der Türke jeden Schlag des Schiksals erträgt. Was er heute verliehrt, giebt der morgende Tag vielleicht wieder zurük. Der Wechsel von Reichthum und Macht zur Armuth und Unbedeutendheit ist auch bei ihnen über alle Beschreibung schnell. — Wir grübeln viel über unser Schiksal, der Morgenländer ergiebt sich willig. Das Blut, das fließen soll, bleibt nicht in den Adern, ist seine Lehre. Das Paradieß ist gewiß, die Hölle auch. — Jeder hat seinen Todestag an der Stirne geschrieben, unleserlich für die Menschen, aber mit dem Finger Gottes verzeichnet.

Gegen die Griechen erlauben sie sich alles. Begegnet ein Muselmann einem Griechen zu Pferde, so muß dieser absteigen und warten, bis jener vorbeigeritten ist.

Sobald es einem Türken einfällt, hat er jeden Griechen, er mag so unbescholten leben als er will, in seiner Gewalt. Er nimmt zwei Türken mit, geht zum Richter, und betheuert, daß in ihrer Gegenwart der Ungläubige gesagt habe: er wolle Muselmann werden, nun habe er aber seinen Vorsaz nicht ausgeführt. Der Unglükliche muß erscheinen, und hat nur die Wahl, ein Muselmann zu werden, sich der Beschneidung zu unterwerfen, oder zu sterben. Auf der Stelle muß er sich entschließen, und wird entweder gleich beschnitten oder hingerichtet. In Candia wird der Grieche nach jener Operation dennoch gleich enthauptet, um nicht wieder abtrünnig zu werden. In anderen Provinzen müssen solche Proselyten dennoch das jährliche Kopfgeld bezahlen, damit die Abgaben nicht geschmälert werden.

Mehreremal haben die Türken schon ernstlich daran gedacht, alle Griechen niederzumetzeln. Als die Bewohner Moréas zu Rußlands Gunsten die Waffen ergriffen hatten, im Jahre 1769, und zulezt wieder unterjocht wurden, schlug man im Divan vor, alle ohne Ausnahme ermorden zu lassen. Gazzi-Hassan widersezte sich und drang durch. Der Hauptgrund, den er anführte, war, daß die Kopfsteuer dann nicht entrichtet würde.

In Salonichi verkaufte ein Inselgrieche aus seinem Fahrzeuge Getreide. Als er eben das lezte in einen Sak füllen wollte, befahl ihm ein auf dem Damme

stehender Türke hinzugehen und Feuer zu holen, damit er seine Pfeife anzünden könne. Der Grieche leerte nur erst sein Maaß aus, ein Pistolenschuß des Türken aber, der über die Zögerung aufgebracht war, strekte ihn todt zu Boden. „So! nun hast Du Deinen Sak voll!“ rief hohnlachend der Barbar, und entfernte sich kaltblütig.

Ihren Reichthum müssen die Griechen aufs sorgfältigste verbergen, weil sie sonst immer der Gefahr ausgesezt sind, ihn und ihr Leben zu verliehren. Nur auf den Augenblik kann jeder rechnen, daher nichts Großes unternommen wird. Selbst in ihren Häusern sind sie nicht sicher vor Mißhandlungen, daher in manchen Gegenden die Hausthüren und Kirchenthüren so niedrig sind, daß man nur gebükt hineingehen kann, damit nicht die Türken hineinreiten und Unfug treiben.

Wenn in Morea ein Trupp Albanier, im Dienste des Pascha, das Land durchzieht, um, wie es heißt, die Sicherheit der Straßen zu erhalten, und Ruhe und Ordnung zu befördern, fliehen die Griechen aus den Dörfern und einzeln stehenden Häusern in die Wälder, um nur nicht mißhandelt zu werden. Allenthalben leben diese Soldaten auf Kosten der Einwohner, die nur durch Bestechungen sich einigermaßen Ruhe verschaffen können. Auf den Inseln, die dem Capudan Pascha untergeben sind, und die er jährlich mit einem Theile der Flotte besucht, den Tribut einzufodern,

herrscht um diese Zeit Furcht und Entsetzen. Was fliehen kann, eilt in die Gebirge, sobald ein Schiff von der Flotte sich zeigt; andere verschließen und verrammeln ihre thurmähnlichen Wohnungen, die sie nicht eher zu verlassen wagen, bis jenes Raubgesindel sich wieder entfernt hat. Soldaten und Matrosen plündern wo sie nur können; wer nicht verwundet oder beschimpft wird, schätzt sich glüklich. Knaben, Mädchen und Weiber werden mißhandelt, oft sogar öffentlich. Häufig werden diese Inseln auch von Seeräubern heimgesucht, vorzüglich die kleineren, daher die Einwohner auch, wenn sie ein Schiff ansichtig werden, mit ihren besten Sachen sich zu flüchten pflegen.

Wir pflegen uns die Griechen gerne idealisch schön zu denken, weil wir unter ihnen die Originale zu jenen Statuen suchen, die unser Auge entzücken. Einzelne hohe Schönheiten findet man in Griechenland, aber im Allgemeinen trifft man doch diese Formen nicht. Unter dem reinen Himmel, in dem milden Klima haben die Griechen überhaupt eine, wenn auch nicht schöne, doch nicht unangenehme, oft edle Gestalt. Sie tragen den Kopf hoch, den Körper gerade, mehr nach hinten als vorn übergebeugt. Ihre Haltung ist frey, ihr Betragen gewandt, und der Gang leicht. Verwachsene Personen und Krüppel findet man in Griechenland äußerst selten. Schöne Augen, voll Leben und Feuer, sind fast allgemein. Die Bewohner der Insel Mikoni sind dadurch,

und wegen ihrer langen, seidenen Augenwimpern vorzüglich berühmt. Die Augenbraunen liebt man stark gewölbt und über der Nase zusammenlaufend. Eine Nationalschönheit Athens ist die Grazie des Halses und seiner Bewegungen, und die Art wie sich der Kopf demselben anfügt; daher die Weiber dort oft einen königlichen Anstand haben, wie sie denn durch anmuthige, freundliche Mienen entzücken.

Wunderschön ist bei den Frauen oft der Bau der Brust, und der Busen in gehöriger Größe und Lage, nur schwindet seine Schönheit gar zu schnell, selbst bei frischen siebzehn- bis achtzehnjährigen Mädchen. Man sucht, wiewohl nicht ganz mit Recht, die Schuld allein in dem zu häufigen Gebrauche der warmen Bäder. Auch herrscht in vielen Gegenden eine Anlage zum Fettwerden, wozu das Phlegma und die Unthätigkeit der weniger dürftigen Klasse mit beitragen mag. Man liebt eine gewisse Nachgiebigkeit und Weichheit des Fleisches.

Ausgezeichnet durch ihre Schönheit sind die Weiber in Böotien, weniger in Attika. In Scio und Patmos haben fast alle Frauenzimmer eine schöne Bildung, da man hingegen auf dem nicht weit entfernten Samos Mühe hat, nur ein erträgliches Gesicht aufzufinden. Tine und Cos, das, den Alten zufolge, Göttergestalten hervorbrachte, sind auch noch jezt dadurch berühmt. In Morea findet man im Allgemeinen schöne

Frauenzimmer; sie sind groß, ihre Züge edel, ihr Auge ist voll Feuer und ihr Mund ist mit schönen weißen Zähnen geziert. Nach den Provinzen trifft man auch hier Verschiedenheiten, aber die schönen Grundzüge bleiben. Das Spartanische Mädchen ist blond, ihr Wuchs frei und stark, ihr Gang ist edel. Größer ist die Bewohnerin des Taygetus und männlicher. Die Messenierin ist klein und stark, ihre Züge sind gefälliger, blaue Augen verschönern das reizende Oval des Gesichts, das von schwarzen Locken umwallt wird. Die Arkadischen Weiber haben schöne Köpfe, ihre grobe Tracht verhüllt aber ihre Figur fast gänzlich.

Die Albanier sind gut gewachsen, haben starke Züge, ein längliches, frisches Gesicht und ein helles, feuriges Auge. Meistentheils sind sie über fünf Fuß groß, stark und gewandt. Der gut gestaltete Mund zeigt zwei Reihen blendendweißer Zähne, die Stirn ist schmal, die Brust frei und breit. Gewöhnlich sind sie nicht dik, sondern schlank und beweglich. Ihre Weiber sind stark und muskulös, und ihre Lebensart schüzt sie gegen manche Krankheiten der übrigen Griechinnen. Sie reifen auch später heran als diese, behalten aber dafür auch ihre Frische länger. Sie besorgen das Haus und den Feldbau, schon früh gewöhnt man sie zur Arbeit, und die Mädchen werden unter strenger Aufsicht gehalten, damit ihre Tugend nicht Gefahr laufe. Die Ehe wird heilig gehalten, eifersüchtig

bewacht der Mann seine Frau, und eine Beleidigung derselben kann nur mit Blut abgewaschen werden, wie bei den Mainotten. Auch bei diesen werden die Weiber sehr geachtet, sie wissen sich selbst Ansehn und Ehrerbietung zu verschaffen, und das Betragen der Mutter ist die beste Lehre für die Töchter. Nicht oft sieht man sie ausgehen und nur immer in häuslichen Angelegenheiten. In ganz Morea sind die Mädchen im Allgemeinen keusch und sittsam, die Weiber treu und beständig, und ihr Betragen hat etwas Ernstes und Zurükstoßendes. Selten verheirathet sich dort eine Wittwe wieder. Im nördlichen Griechenlande sind die Weiber, wegen des häufigen Verkehrs mit Fremden, weniger zurükhaltend. Ueberhaupt sind die Griechischen Frauen gewöhnlich die herrschenden im Hause, und besitzen mehr Gewandtheit als ihre Männer. Ihnen wird von diesen mit weniger Achtung begegnet als von den Türken, die jederzeit einer schwangeren Frau auf der Straße ausweichen, und ihr anbieten, was sie nur zu wünschen scheint. Die Griechen lassen sich, wie alle Morgenländer, von ihren Weibern als Sklavinnen bedienen, sie müssen ihnen die Pfeife, Pantoffeln und Kaffe bringen. Auf einigen Inseln hielten sie sich für entehrt, wenn sie mit einem Fremden äßen, und in Stampalia würden sie die Achtung gegen ihre Männer aus den Augen zu setzen glauben, wenn sie mit ihnen zu Tische säßen, selbst wenn kein Fremder zugegen ist.

Gewöhnlich leben sie noch, wie schon zu Homers Zeit, mit ihren Mädchen zusammen, spinnen Baumwolle, sticken, verfertigen Mützen und Strümpfe, und stehen mit ihnen in vertrautem Verhältnisse, da auch in der Erziehung der vornehmen und geringen Frauenzimmer und in ihrer Bildung kein großer Unterschied Statt findet. In vielen Gegenden halten sie sich äußerst eingezogen und arbeiten nur im Hause, oder wenn sie draußen sind, entfliehen sie, sobald ein Fremder sich zeigt; auf manchen Inseln hingegen, sitzen sie mit ihren Arbeiten vor den Thüren, schwatzen und lachen zusammen, reden die Vorübergehenden an, necken sie, und laden sie ein mit ihnen ins Haus zu gehen, und von ihren Arbeiten zu kaufen. So frei und zutraulich sie scheinen, so wenig werden sie irgend etwas erlauben, was gegen den Anstand ist, und man würde sich sehr irren, wenn man, ihrer einladenden Freundlichkeit wegen, sie bald besiegen zu können hoffte.

Wenn eine vornehme Griechin ausgeht, läßt sie sich immer von ihren Sklavinnen begleiten, unter denen man auch häufig schwarze Mädchen findet, so wie schwarze Sklaven nicht selten sind, die, wenn sie ihre Freiheit erhalten, sich gern in Korinth und Athen ansiedeln. Junge Mädchen werden sehr eingezogen gehalten, und dürfen nur mit ihren Eltern ausgehen. Gewöhnlich sind auch die Mädchen in der Levante sehr auf ihrer Hut, denn der geringste Argwohn gegen ihre

Aufführung würde ihnen hinderlich seyn, einen Mann zu bekommen. Etwas weniger beschränkt sind die Frauen, besonders auf einigen Inseln, wo auch die Männer weniger eifersüchtig sind.

Die Griechischen Frauen sind in der Regel sehr fruchtbar und leichter ist bei ihnen gewöhnlich die Entbindung, als bei anderen Europäerinnen. Noch ehe der Zeitpunkt der Geburt herannaht, achtet man auf Alles sorgfältig, was der Schwangeren begegnet; ihre Träume, ihre Einfälle werden erwogen und gedeutet.

Sobald die ersten Schmerzen sich einstellen, erscheint die Hebamme mit einer Alten, als Gehülfin, denn Geburtshelfer kennt und duldet man nicht. Kein Schloß im ganzen Hause darf uneröffnet bleiben, damit nichts die Geburt hemme, alle Mädchen müssen sich entfernen, nur Frauen dürfen in der Nähe bleiben. Wer einmal im Zimmer der Kreisenden ist, darf es nicht verlassen, bis das Kind da ist, auch darf keiner mehr hereinkommen, sobald die Wehen eingetreten sind. Die Natur muß alles thun, höchstens nimmt man, in schwierig scheinenden Fällen, zu abergläubischen Mitteln seine Zuflucht. Dem Mann schreibt man eine magische Kraft zu, die Entbindung zu befördern; drei Schläge, die er mit seinem Pantoffel der Frau auf den Rücken giebt, mit den Worten: „ich habe dich beladen, jezt will ich dich entladen,“ hält man für ein kräftiges Mittel. Die Lampe brennt indeß vor dem Bilde der heiligen

Jungfrau, der Weihrauch dampft — das Kind ist da, man bedekt es mit einem Schleier, legt allerhand Amulete darauf, und thut Gelübde für sein Wohl. Es wird dann mit Salz bestreut und mit lauem Wasser abgewaschen. Wenn es nachher eingewickelt ist, legt man es hin, und neben demselben ein Brod und eine hölzerne Keule, diese, damit es ruhig bleibe, jenes, damit es nie vom Hunger geplagt werde. Mit etwas Schlamm, vom Boden eines Gefäßes, worin eine Zeitlang Wasser gestanden hat, macht man ihm ein Kreuz an der Stirne, um den bösen, neidischen Blik abzuwenden. Auf einigen Inseln wird das Kind in Wein gebadet. Ist ein Sohn gebohren, so verkündet der Vater seine Freude durch einen Flintenschuß, und alle Verwandten und Freunde bezeugen ihre Theilnahme durch das Abfeuern ihrer Gewehre. In verschiedenen Gegenden wird gleich nach der Geburt des Kindes ein Priester geholt, der gewisse Gebetformeln über die Mutter und ihr Kind hermurmelt.

Die Wiege besteht bei den Mainotten in einem buntgefärbten Schaffelle, das Niaka heißt. Länger als breit, hat es an beiden Seiten eine Stange mit Ringen an den Enden, wodurch man ein Band zieht. Der Kopf ruht auf einem Küssen von Leder. Die Mutter hängt diese Wiege mit dem Kinde an einen Nagel an die Wand; geht sie aus, so trägt sie es auf dem Rücken. Nichts ist gewöhnlicher als eine Mainottin auf dem

Felde herumgehen zu sehn, mit einem Bündel Holz und oben darauf ihr Kind.

Wenn das Kind eingewickelt oder zum Schlafen hingelegt wird, darf keiner das Zimmer verlassen, noch hereinkommen: auch darf in dem Hause, wo ein neugebohrnes Kind ist, niemand Feuer noch Licht holen, damit es nicht die Nacht hindurch unruhig sey und schreie. Selbst während des Einwickelns darf man sich nicht zu viel bewegen, noch unvorsichtig sprechen, weil alles als Glük oder Unglük vorbedeutend angesehen wird. Sonnini sah ein hübsches Kind ankleiden: „Ein niedliches Kind!" sagte er. Schnell wendete sich die Wärterin zu ihm: „Knoblauch in deine Augen!" rief sie, spukte drei Mal auf das Kind, und glaubte so den schädlichen Einfluß jener harmlosen Worte abgewendet zu haben. Um die Kinder zum Schlafen zu bringen, und gegen jede Unpäßlichkeit giebt man ihnen Theriak aus Venedig; eine Universalmedizin für die Säuglinge, bei den reichen Griechen. Die Aermeren nehmen statt dessen Kümmel, woraus sie kleine Pastillen machen.

Die Wöchnerin hütet vier oder fünf Tage das Haus, nachher darf sie ausgehen, muß aber jedesmal zurükkommen, ehe Sterne am Himmel sichtbar sind, und um diese ja nicht zu sehen, werden Fenster und Thüren wohl verwahrt. Das erste Mal, wenn sie das Bett verläßt, läßt man sie auf ein Eisen treten, damit sie

stark und fest werde, wie dieses Metall. Um keinen Schaden dem Hause zu bringen, das sie nachher betritt, muß sie auf der Schwelle einen Schlüssel fallen lassen und den Fuß darauf setzen, dann hat der böse Dämon keine Macht. Erst nach Verlauf der in den Mosaischen Gesetzen bestimmten Zeit darf die Wöchnerin wieder die Kirche besuchen.

Die Mutter trägt selbst Sorge für ihr Kind, wartet und säugt es, und Ammen finden sich selten. Machen Umstände es nöthig, eine solche zu halten, so bleibt sie für ihre Lebenszeit im Hause, und wird mit Auszeichnung behandelt. Reiche nehmen eine Wärterin, die vorzüglich des Nachts für das Kleine Sorge tragen muß. Aber die Mutter entsagt nie den süßen Pflichten; in ihren Armen, auf ihrem Schooße wächst und gedeiht das Kleine; und jede Griechin preißt sich glüklich, Mutter vieler Kinder zu seyn. Unfruchtbarkeit hält man für eine Schande, und sucht durch Gebete und Geschenke an die Panagia (d. heil. Jungfrau) und allerlei Mittel, oft schädliche, dieses Unglük abzuwenden.

Die Taufe wird bei einigen lange verschoben, bei anderen bringt man das Kind bald zur Kirche, oder läßt den Geistlichen ins Haus kommen, der den Täufling, den er unter den Armen hält, drei Mal ganz untertaucht. Bei dem ersten Eintauchen sagt der Geistliche: „N. N., ein Diener Gottes, wird getauft im Namen des Vaters, jezt, für immer, und in alle

Ewigkeit." Dieß wird bei jedem Untertauchen wiederholt, nur daß statt „im Namen des Vaters" gesagt wird: „im Namen des Sohnes," und zum dritten Mal: „im Namen des heiligen Geistes." Der Pathe erwiedert jedesmal: „So sey es!" Das Taufwasser wird vorher von dem Geistlichen eingesegnet und heiliges Oel darauf gegossen, womit auch das Kind über und über gesalbt wird. Nach der Taufhandlung wird das Wasser in eine Oeffnung unter dem Altare ausgegossen. Daß bloßes Begießen des Kopfs bei der Taufe nicht hinlänglich sey, ist ein bei den Griechen allgemein herrschender Glaube, daher sie oft die Römischkatholischen, die zu ihnen übertreten, wieder taufen.

Gleich nach der Taufe werden einige Gebete hergesagt, und alsdann wird das Kind gefirmelt. „Hier ist das Siegel der Gabe des heiligen Geistes," sagt der Papa, während er dem Kinde mit dem heilige Oele die Stirne bestreicht, die Augen, die Nase, den Mund, die Ohren, die Brust, Hände und Füße. Darauf erhält der Neugebohrene das Abendmahl, indem man ihm Brod und Wein einflößt. Sieben Tage nach der Taufe bringt man die Kinder wieder zur Kirche, um sie abwaschen zu lassen. Der Geistliche spricht die vorgeschriebenen Gebete, wäscht das Hemde des Kleinen und endlich das Kind selbst mit einem Schwamme, und giebt es dann zurük, mit den

Worten: „Nun bist du getauft, erleuchtet mit dem himmlischen Lichte, gekräftigt durch das Sakrament der Firmelung, geheiligt und gewaschen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Frei und ohne Zwang, ja man möchte sagen ganz ungebunden, wächst der Grieche heran, sobald er von den einzwängenden Windeln befreit wird, worin die Kinder, oft zum Schaden ihrer Gesundheit, eingepreßt liegen. Die Mutter trägt nur Sorge, daß sich das Kleine nicht Schaden thue, alle Unarten werden ihm nachgesehen, und die Albernheiten und tollen Streiche erfreuen die Eltern, die das Schwatzen und Toben für Beweise von Genie und Kraft halten. Harte Züchtigungen erhalten die Kinder selten, weder vom Vater, noch von der Mutter. Wenn die Kleinen so weit herangewachsen sind, daß sie unterrichtet werden müssen, schikt man sie in die Schule, damit sie Lesen lernen, zu einem griechischen Geistlichen, Papa oder Didaskalos. Die meisten dieser Lehrer sind indeß so roh, so unwissend, und ihre Methode ist so arg, daß man sich wundern muß, wie noch die Kinder bei ihnen die Buchstaben kennen lernen. In verschiedenen Städten hat man indeß seit einiger Zeit darauf gesehen, bessere Lehrer zu erhalten, vorzüglich für solche unter den Schülern, die schon weiter gekommen sind.

Nach den Leseübungen geht es ans Schreiben, was indeß nur wenige geläufig lernen. Auch mit den ersten

Anfangsgründen der Religion werden die Kinder in diesen Schulen bekannt gemacht, wenn anders der Lehrer dazu im Stande ist, wenigstens zeigt er ihnen, wie sie beim Gebet die Arme gehörig ausstrecken müssen, wie sie das Kreuz machen und sich verneigen sollen. Auch erfahren die Kleinen, daß die Türken Hunde sind, Verdammte, die zur Hölle fahren, daß aber auf sie, wofern sie den Geistlichen die schuldige Hochachtung beweisen und sie gut bezahlen, das Himmelreich warte.

Um die Kinder in der schnellen und doch bestimmten Aussprache zu üben, wozu sie schon vorher angehalten werden, da einer vorliest und die anderen alle nachsprechen müssen, sagt ihnen der Lehrer gewisse Verse vor, die, keinen Sinn habend, nur dazu dienen sollen, ihnen eine geläufige Zunge zu verschaffen. Man kann sie mit denen vergleichen, die auch wir den Kindern zum Nachsprechen vorsagen, um sie auf die richtige Betonung, die scharfe oder gelinde Aussprache gewisser Buchstaben aufmerksam zu machen.

Ecclesia molubocantaelopelecomene,
Hopon taem molubocantaelopelekaesen,
Ho hujos tou molubocantaelopelekaetae.

Die jungen Mädchen erhalten fast gar keinen Unterricht, außer daß sie einige häusliche Arbeiten lernen, spinnen, stricken, weben. Von einem Frauenzimmer, das schreiben kann, spricht man wie von einem

Wunder. Tanzen lernen alle, so wie die Handtrommel zu schlagen. Da sie von Natur Anlage zur Musik haben, so singen auch die meisten zu einer Art von Guitarre; aber ihre Lieder verherrlichen nicht erhörte Liebe, sie klagen nicht über Unbeständigkeit und Kälte ihrer Geliebten: sie schildern einen Jüngling, den die Liebe verzehrt, wie des Sommers dörrende Hitze eine Blume, der sich über die Grausamkeit seiner unerbittlichen Geliebten beklagt, sich mit einer Turteltaube vergleicht, der man die Geliebte geraubt hat. Alle Mädchen, die im Kreise die Sängerin umgeben, hören aufmerksam diese Schilderung der Angst und Quaal, sie werden gerührt, die Thränen fließen und wenn sie sich trennen, so freuen sie sich, einen so vergnügten Abend gehabt zu haben.

Wie bei den alten Griechen üben sich die Jünglinge im Wettlauf, Ringen und Diskuswerfen. Die Wettrennenden wählen gewöhnlich einen Papa oder Alten zum Schiedsrichter, der dem Sieger den Preis zuerkennt. Die Aelteren ringen mit einander. Die Kämpfer erscheinen dabei fast nakt, nur mit ledernen Beinkleidern. Sobald die Musik das Zeichen gegeben hat, schreiten sie nach dem Takte vor, und nehmen allerhand Stellungen an, wie Fechtmeister. Nach oft wiederholtem Händeklatschen ermuntern sie sich, indem sie einige Melodien hersummen, dann reizen sie einander zum Angriff und beginnen den Kampf, dadurch

daß einer dem anderen tüchtig auf die Schultern schlägt, um dem Gegner seine Kraft zu zeigen. Bald fassen sie einander, umschlingen den Hals des Gegners, und nun kommt es darauf an, alle Geschiklichkeit, was Kraft und Gewandtheit nur vermögen, aufzubieten, den Gegner auf den Rücken zu werfen, so daß er genöthigt wird, durch das Ausstrecken der Hand, sich für besiegt zu erklären. Stolz über seinen Sieg erhält der eine den Preis, indeß der andere schnell forteilt, sich den Blicken der Menge zu entziehen. Es giebt Leute in Griechenland, die für Geld mit einander ringen, wobei sie sich mit Oel zu bestreichen pflegen, um desto besser den Angriffen des Gegners entschlüpfen zu können. Sie hüten sich einander zu beschädigen; ihre mannigfaltigen Stellungen und ihre raschen Bewegungen gewähren indeß ein interessantes Schauspiel.

Wie die Türken sich im Dsgerid-werfen üben, schleudern die Griechen ihren Diskus zum Ziel. Man muß dabei einen Stein von zwanzig Pfund mit der rechten Hand in die Höhe halten, dann von einem bezeichneten Orte nach dem gesezten Ziele laufen und den Stein fortschnellen. Wer ihn am weitesten geworfen hat, ist der Sieger.

Unter dem freundlicheren, milderen Himmel Griechenlands erhält der Körper ehe seine Reife, als in unserm nördlichen Klima. Es ist im Archipel nicht

selten, Mädchen von eilf oder zwölf Jahren zu sehen, die schon mannbar sind, und im funfzehnten oder sechzehnten Jahre sind alle schon vollkommen erwachsen und ausgebildet. Frühzeitig erwachen daher auch die sanftern Gefühle, mit der schnelleren Reife des Körpers, bald sehnt sich der Jüngling nach einer Geliebten, und des Mädchens Brust fühlt sich bewegt; aber ernst und strenge im Aeußern, verbirgt sie die in ihrem Busen lodernde Glut. Die meisten heirathen frühzeitig, und wenn nicht die Eltern, wie häufig zu geschehen pflegt, schon im zarten Alter die beiden jungen Leute verlobten, gewöhnlich aus Liebe. Bei den Mainotten warten die Mannspersonen fast immer bis zum fünf und zwanzigsten Jahre, ehe sie sich verehelichen, weil sie glauben, daß man erst in diesem Alter gesunde und starke Kinder zeugen könne. Bis dahin suchen diese kriegliebenden Jünglinge Ruhm und Ehre im Kampfe, wozu ihnen nie Gelegenheit fehlt, da jeder neu ankommende Pascha mit den Mainotten Krieg anfängt.

Wenn die Eltern der jungen Leute ihre Einwilligung gegeben haben, wird der Tag der Hochzeit bestimmt. Am Vorabend desselben wird die Braut ins Bad gebracht. Während der Zeit wird ihre Ausstattung im feierlichen Zuge durch die Stadt geführt. Die Pferde, welche man dazu gebraucht, sind prächtig geschmükt; die Mähnen, den Schweif, puzt man mit Bändern

und gestikten Schnupftüchern. Einige Kinder tragen die Kleider der Braut in mit Blumen gezierten Körben auf den Köpfen durch die Gassen. So hält man es in Morea, in anderen Gegenden wird das Haus der Verlobten festlich geschmükt, und die Sachen hängt man in den Zimmern zur Schau aus. Die versammelten Freunde und Freundinnen tanzen indeß, und der Ton der Handtrommeln, die weit umherschallen, lokt Zuschauer von allen Seiten herbei.

Am Hochzeittage werden Braut und Bräutigam feierlich nach der Kirche geführt. Man streut, wenn sie aus dem Hause treten und bei der Kirchenthüre, Samen von Baumwolle oder Getreide über sie, anzudeuten, daß man ihnen Glük und Segen, und so viele Lebensjahre als Körner ausgeworfen sind, wünsche. Wohlhabende Leute mischen Paras darunter, die reichsten gar Zechinen. An der Kirchthüre empfängt sie der Geistliche, führt sie zum Altare und fragt: ob beide in die Verbindung einwilligen. Erhält er eine bejahende Antwort, so sezt er ihnen einen Kranz auf von Myrten oder Weinlaub, mit Bändern und Spitzen geziert. Er hohlt dann vom Altare zwei Ringe, und stekt der Braut einen silbernen an, dem Bräutigam einen goldenen, mit den Worten: „N. N. ein Knecht Gottes, heirathet die N. N., im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, iezt, für immer und in alle Ewigkeit.“ Er wiederholt dann diese Worte

bei der Braut, indem er die Ringe mehrere Mal verwechselt. Darauf treten die Zeugen dieser Handlung herbei, und vertauschen einer nach dem anderen die Ringe und Kränze der beiden Getrauten, wodurch die ganze Ceremonie äußerst langwierig wird. Zulezt gehen sie im Kreise um das junge Paar herum. Der Geistliche nimmt dann eine Schale mit Wein, schneidet Stükchen Brod hinein, ißt zuerst davon und giebt darauf dem Bräutigam und der Braut einen Löffel voll, nachher auch den Brautführern. Im festlichen Aufzuge kehren dann alle nach dem Hause der Braut zurük, wo hoch geschmaust wird, und gewöhnlich dauern solche Feste mehrere Tage, da Verwandte und Freunde Fleisch, Fische und Kuchen schenken.

Am Abend des Hochzeittages führt man die Braut jubelnd nach dem Hause ihres Bräutigams, der ihr mit seinen Begleitern auf dem halben Wege entgegenkömmt, sie einzuholen. Vor seiner Thüre stellt er sich zur linken Seite seiner künftigen Frau und unter Musik und Gesang regnen Blumen, Früchte, Nüsse und Zuckerwerk von allen Seiten, Ueberfluß vorbedeutend, auf das junge Paar. Man hebt die Braut empor und trägt sie über die Schwelle, damit ihr Fuß sie nicht berühre, was für ein unglükliches Zeichen gelten würde. Vorher oder auch ehe sie ins Schlafgemach geführt wird, muß sie noch, zum Zeichen ihrer Unschuld, ein mit Leder bespanntes Sieb eintreten.

Kleine Abänderungen finden natürlich Statt bei diesen Gebräuchen in den verschiedenen Gegenden. So wird in Arkadien die Braut auf einem mit Ochsen bespannten Wagen nach dem Hause des Bräutigams geführt. Wenn bei den Mainotten ein junger Mensch ein Mädchen sieht, die ihm gefällt, so sagt er es seinen Eltern, die dann mit der künftigen Braut Eltern reden. Billigen diese den Vorschlag, so wird er der Erwählten bekannt gemacht, und der Bräutigam darf nicht ehe, als bis die Hochzeit gefeiert werden soll, das Haus seiner Schwiegereltern betreten. Am Hochzeittage versammeln sich die Verwandten und Freunde der Braut in ihrem Hause, die des Bräutigams in seiner Wohnung und führen ihn zu seiner Verlobten. So wie der junge Mann ins Haus treten will, hält einer der Anverwandten der Braut ihn auf: „Was suchst du?“ — „Meine Braut, um mich mit ihr nach der vorgeschriebenen Weise zu verehelichen.“ — „Hast du Vermögen genug, um die Gattin zu ernähren?“ — „Würden ihre Eltern sie mir gegeben haben, wenn ich das nicht hätte?“ — Sogleich wird der Vater der Braut gerufen und ihm gemeldet, daß sein künftiger Schwiegersohn vor der Thüre sey; er geht ihm entgegen und begrüßt ihn mit den Worten: „Sey gegrüßt, mein Schwiegersohn, Gott gebe dir glükliche Tage! Friede und Eintracht mit deiner Gefährtin, und Erfüllung aller deiner

Wünsche." Hierauf umarmt er ihn und führt ihn ins Haus. Dort treten die Brüder der Braut zu ihm, dieselben Wünsche wiederholend, und ein Geschenk überreichend, das sie, nach der Umarmung, einem Frauenzimmer übergeben, das dazu bestellt ist, es in Empfang zu nehmen; gewöhnlich ist es die Schwester oder eine nahe Verwandte der Braut. Den Brüdern folgen auf dieselbe Art alle Angehörigen der Braut und dann die Mutter mit den Schwestern. Sie wiederholen dieselben Wünsche und Umarmungen, statt der Geschenke aber hängen sie ein Schnupftuch über die Schulter des Bräutigams.

Nach diesem Empfang faßt ein kleines Kind, ein Bruder oder Vetter der Braut, höchstens sechs Jahre alt, den Bräutigam bei der Hand und führt ihn in die Kammer, wo seine Verlobte auf ihn wartet. Die beiden jungen Leute begrüßen sich und bleiben zusammen mit den Verwandten, die sich versammeln und mit trockenen Früchten, Wein u. dgl. bewirthet werden, und fröhliche Lieder anstimmen. Gegen Abend brechen alle auf und ziehen nach der Kirche. Den Zug eröffnen des Bräutigams Verwandte, dann folgt dieser selbst, mit einem Begleiter, der in der Kirche die Ringe und Kränze umwechseln muß. Ihm folgt die Braut, von allen Frauen umgeben. In der Mitte der Kirche ist ein eigener Altar errichtet, mit einem Kreuze, das zwischen sechs Lichtern steht. Der Geist-

[illegible] in Kleidung und Gebräuchen,
[illegible] dem [illegible] Lande darin einander
[illegible]

[illegible] im schlimmsten Rufe der
[illegible] und die Janitscharen sind
[illegible] und zur Empörung ge-
[illegible] das Sprichwort sagt: „Gott
[illegible] von Salonichi, den Grie-
[illegible] von Negropont."
[illegible] die Albaner, die man als
[illegible] Nirgends finden sie
[illegible] man sehr sorgfältig Acht
[illegible] An Rachsucht
[illegible] zu werden. [illegible] übertreffen sie, und die
[illegible] die andern. Villoison sah
[illegible] seinen Schwiegersohn, die
[illegible] mehreren Straßen ver-
[illegible] sie aufzuhalten, er
[illegible]
[illegible]

[illegible] Regierung, Gesetze und Ge-
[illegible] haben, kann man
[illegible] Charakter in Griechenland, wo
[illegible] die größten Verschiedenheiten
[illegible] Freiheit und die
[illegible] ohne kriechend zu
[illegible] unterrichtet und
[illegible] Handel, lieben die
[illegible]
[illegible]

Theil des
wird ge=
einander

um Mitt=
er Frau,
zu den
Familie
erzehren.
nd weg=
Spindel,
er junge
ch wech=
e jungen
sie noch
häfte des
s jungen
ages alle
neue Ehe=
nach dem
und nach
tanzt, und
hen, und
em Vater
rüchte in
die ganze
e Kirche,

liche in seinen Festkleidern stellt das Mädchen zur Rechten des Bräutigams und bei ihr eine Jungfrau, sie zu unterstützen.

Die Gebräuche in der Kirche sind den oben erwähnten ähnlich. In vielen Gegenden geschieht die Trauung unter freiem Himmel. Nach vollendeter Einsegnung kehrt der Zug in derselben Ordnung zurük und man feuert mit Flinten und Pistolen. In allen Straßen, durch welche das junge Ehepaar geht, streuen die Frauen ihnen Korn und Hirse aus den Fenstern auf den Weg, als vorbedeutendes Zeichen der Fruchtbarkeit. Beim Schalle der Instrumente kommt man zum Hause des jungen Mannes, das aber von der Neuvermählten nicht eher betreten werden darf, als bis sie ähnliche Fragen, wie die dem Bräutigam früher vorgelegten, beantwortet hat. Ein kleines Kind führt sie dann hinein, die Schwiegermutter empfängt sie und bringt sie in den Saal, wo ihr zum Siz ein Küssen angewiesen wird, das auf einem Wollsacke liegt, und bei ihr steht ebenfalls ein großer Sak mit Nüssen, Mandeln und anderen trockenen Früchten, welche sie unter alle Anverwandte vertheilt, die der Reihe nach kommen, ihr Glük zu wünschen.

Die Mutter des jungen Mannes sezt sich ans Fenster, um Geld, trockene Früchte u. dgl. unter das Volk zu werfen. Sobald die junge Frau mit ihrer Austheilung fertig ist, wird sie in den festlich ge-

schmükten Saal zurükgeführt; den übrigen Theil des Tages verschmaust man, und die Nacht durch wird getanzt, da die neuen Eheleute sie nicht mit einander zubringen dürfen.

Drei Tage nach der Hochzeit, gewöhnlich am Mittwoch, begiebt sich der junge Mann mit seiner Frau, von einem siebenjährigen Kinde geführt, zu den Schwiegereltern, um mit ihnen und der ganzen Familie ein Mahl, welches er angeschafft hat, zu verzehren. Wenn sie nach dem Schmause im Begriff sind wegzugehen, schenkt die Mutter der Tochter eine Spindel, als Emblem ihrer künftigen Beschäftigung, der junge Mann erhält Geräthe zur Landwirthschaft. Nach wechselseitigen Umarmungen trennt man sich, die jungen Leute gehen nach ihrer Wohnung zurük, wo sie noch acht Tage verleben, ohne sich um die Geschäfte des Hauses zu kümmern. Die Verwandten des jungen Ehemannes laden am Abend des siebenten Tages alle zur Familie der Braut Gehörigen ein, das neue Ehepaar nach der Kirche zu begleiten, und dann nach dem Hause des Brautvaters. Alle stellen sich ein, und nach der Begrüßung der beyden Neuvermählten tanzt und singt man, bis es Zeit ist zur Kirche zu gehen, und der Vater des jungen Mannes erhält von dem Vater der jungen Frau, Käse, Brod, Wein, Früchte in solcher Menge, daß es zum Frühstück für die ganze Gesellschaft hinreicht. Man zieht alsdann zur Kirche,

und nach der Messe zu den Eltern der jungen Frau, die, so wie am ersten Abend, Nüsse austheilt. Dem Schmause folgt Gesang und Tanz, und nachher wird dem jungen Mann die Ausstattung übergeben, die in Kleidern und Hausgeräthe besteht. Das Verzeichniß derselben unterschreiben beide Partheien; denn sollte die Frau ohne Kinder sterben, so fällt alles an ihre Familie zurük. Stirbt im Gegentheil der Mann, so hat die Frau den Genuß der Güter während ihrer Wittwenschaft. Niemals entstehen darüber Prozesse, denn alle Streitigkeiten der Art werden sogleich von zwei Schiedsrichtern geschlichtet, von deren Ausspruche keine Appellation weiter angenommen wird.

Die Ehescheidung ist bei den Mainotten erlaubt, ist indeß nur bei zwei Ursachen gewöhnlich: wegen Unverträglichkeit der Ehegatten und wenn der Mann sieben Jahre entfernt ist, ohne seiner Frau irgend Nachricht zu geben. Es macht keine Umstände und verursacht keine Kosten. Der Bischoff, dem die Sache vorgetragen wird, untersucht, ob alles gegründet sey, und trennt dann die Ehe, indem er beiden Partheien erlaubt, eine andere Verbindung einzugehen. Sind Kinder da, so fallen diese dem Vater zu. In ganz Griechenland sind die Entscheidungen in Ehesachen den Geistlichen überlassen, doch sind Trennungen nicht häufig und vorzüglich nur in den größeren Städten.

Die in den Mosaischen Gesetzen verbotenen Ehegrade werden strenge gehalten. Auch allen den Personen, welche bei einem Kinde zugleich Pathen gewesen sind, ist für sich und ihre Nachkommen bis zu gewissen Graden alle eheliche Verbindung verboten. Die türkischen Gerichte dispensiren wohl für Geld von diesen Gesetzen, aber die Griechische Kirche pflegt dann solche Leute zu exkommuniciren.

Dallaway erzählt von einem Verlobungsfeste der Griechen, wobei er zugegen war. „Der Bräutigam lud uns ein, den Abend zu ihm zu kommen, bewirthete uns mit Kaffe und Konfituren, und nahm uns, mit mehreren seiner Verwandten und Freunde, mit sich in das Haus seiner Braut. Durch die Straßen zogen zwei Musikanten vor uns her, die mit langausgehaltenen Tönen unsere Ankunft so laut als möglich verkündigten. Nach dem Bewillkommungskomplimente wurden wir in das Zimmer geführt, wo die Braut festlich geschmükt saß, um Glükwünsche und Geschenke anzunehmen. Das Zimmer war eng und voll von unverheiratheten Frauenzimmern, deren jede eine Gabe brachte. Mit dem Reichthum der Braut prunkte man nicht wenig; große Schubfächer und Schränke standen offen, um ihre Garderobe zur Schau zu stellen, und auf Leinen, die an der Decke des Zimmers gezogen waren, hingen gestikte Halstücher und andere Puzsachen. Die Verlobte saß unbeweglich, ein wenig höher

als die übrige Gesellschaft, roth geschminkt, und hatte ihr Haar mit einem rothen Schleier bedekt, an welchem Zechinen, der wohlbewahrte Schatz der Familie, hingen. Vor dem Ende dieses Besuches sangen die Mädchen einen Brautgesang, der nicht unangenehm war. Wir gaben indeß der Neuverlobten unsere Geschenke, sie nahm dieselben in die eine Hand, in der anderen hielt sie ein Büchschen mit Henna, womit einige Matronen uns den Nagel eines Fingers roth färbten. Läßt man die Farbe über Nacht sitzen, so bleibt der Nagel monatelang rosenroth, was für ein glükliches Omen gehalten wird. Bei allen Wünschen und Gaben, die man ihr brachte, saß die Braut so still und stumm, als ob sie gar keine Empfindung und Bewegung hätte. — Nachher ward eine mäßige Mahlzeit, aus Pillav und Früchten bestehend, aufgetragen, woran Männer und verheirathete Frauen Theil nahmen."

Bei den Albaniern werden die Kinder noch in der Wiege verlobt und nur wegen einer sehr wichtigen Ursache können in der Folge solche Verbindungen getrennt werden. Wenn der Bräutigam die Braut heimführen will, begleiten ihn Freunde und Bekannte mit Gesang und Jubel. Alles sieht einer Entführung ähnlich. Die Eltern der Braut weigern sich die Thüre zu öffnen, und die Verlobte wird nur mit großer Mühe den Armen ihrer Verwandten entrissen. Die Frau

erhält keine Aussteuer, sondern der Mann muß sie dem Vater abkaufen. Selten hat einer mehrere Frauen, und bei den Vornehmen findet man diese Sitte bisweilen. Das Schiksal der Frauen ist höchst traurig; selbst verheirathet sind sie der Gewalt des Vaters nicht entgangen, und der Mann ist der Despot im Hause. Er kann sich scheiden lassen, kann, wenn er Grund dazu hat, seine Frau verstoßen. Bei der Scheidung halten Mann und Frau einen Bindfaden, der nachher zerschnitten wird.

Wie bei der Geburt des Kindes und bei der Verlobung und Hochzeit allenthalben abergläubische Gebräuche herrschen, und Worte und Bewegungen als vorbedeutend angesehen werden, so äußert sich der Hang der Griechen aus allen Ständen zum Aberglauben bei jeder Gelegenheit, auf mannichfaltige Weise, wodurch sie, wie natürlich, oft das Spielwerk arglistiger Betrüger, oft selbst Betrogner werden. Alte Sibyllen, hohläugige Wahrsagerinnen und Zauberinnen trifft man überall, sie legen Träume aus, und deuten Vorzeichen und Ahnungen, denn wie sonst, glaubt auch noch jezt der Grieche, alles als sein Schiksal ihm anzeigend betrachten zu müssen, und den Hang, die Zukunft zu erspähen, sucht man auf alle Art zu befriedigen. Jene alten Mütterchen, schon ehemals in Thessalien vorzüglich berühmt, fürchtet jeder und behandelt sie mit Ehrerbietung, und man kann

sich leicht denken, welchen Einfluß sie auf die glühende Phantasie der griechischen Mädchen und Weiber haben. Fühlt ein junges Mädchen plözlich Unruhe, ist sie bewegt beim Anblik eines Jünglings, scheint er aber sie nicht zu achten, gleich nimmt sie ihre Zuflucht zu einer Zauberin, und erhält einen Liebestrank, ein unfehlbares Mittel, sich Gegenliebe zu verschaffen. Ist das Mädchen reich, so darf man an dem glüklichen Erfolge nicht zweifeln; die Alte macht heimlich die Unterhändlerin, und verschafft der Liebenden, was sie wünscht.

Sehnt eine andere sich zu erfahren, was für einen Mann das Geschik ihr bestimmt hat, so muß sie, auf Geheiß der Wahrsagerin, einen Kuchen backen mit würzhaften Kräutern, und ihn, ehe sie schlafen geht, essen, ohne dabei zu trinken. Gleich darauf muß sie sich zu Bette legen, vorher aber drei Blumen, eine weiße, eine rothe und eine gelbe, in einem Säkchen um den Hals hängen. Die erste, die sie beim Erwachen herauszieht, verkündigt ihr, wenn es die weiße ist, einen jungen Mann, die rothe verspricht ihr einen guten, braven Gatten in den Mitteljahren, einen Wittwer bedeutet die gelbe. Die Träume dieser verhängnißvollen Nacht werden ebenfalls erklärt und gedeutet, um zu wissen, ob die Ehe glüklich seyn wird, ob der Bräutigam reich ist oder nicht. Treffen des Mütterchens Prophezeihungen nicht ein, so hütet man

sich wohl, sie deswegen anzuklagen, immer entschuldigt sie sich, daß ihre Befehle nicht pünktlich genug befolgt sind, daß man nicht alles Vorgeschriebene beachtet hat. Der Unglük-bringende Blik, das böse Auge ist Schuld an dem Mißlingen. Ein schadenfrohes, heimtückisches Wesen, neidisch über der Menschen Glük, sucht, nach ihren Vorstellungen, überall gegenwärtig, sie ins Verderben zu bringen. Es mißgönnt ihnen zahlreiche, fruchtbare Heerden, reiche Erndten, und zürnt mit dem Himmel, selbst wenn er einem Mädchen ausgezeichnete Schönheit giebt. Jeder hütet sich daher, ein schönes Gesicht zu loben, oder seine stattlichen, trefflichen Pferde zu rühmen, der Aussaz verunstaltete das Gesicht, von jenem verderblichen Wesen gesendet, es würde die Pferde tödten.

Ein Mittel findet sich indeß, den schadenfrohen Dämon, den die Neugriechen fürchten, wie ihre Ahnen die Empuse, zu verscheuchen, und seine Macht zu vernichten, man darf nur, wenn man jemand lobt, von Knoblauch sprechen und ausspucken; auch trägt man Amulete mancher Art bei sich. Um jedes Unglük abzuwenden, hängt man daher auch in jedem neugebauten Hause Knoblauchszehen auf. Jedes auslaufende griechische Schiff nimmt in einem Säkchen Knoblauch mit, als Zaubermittel gegen Sturm und Ungewitter, und sobald der Kapitain, zum Zeichen daß das Schiff sein Eigenthum ist, einen Kranz aufhängt, darf dieß wun-

derkräftige Säkchen nicht fehlen. „Knoblauch! Knoblauch!“ ruft man, wenn man ein Unglük befürchtet, es abzulenken. Niemals glaubt man selbst Schuld an irgend einem Unfall zu seyn, der verderbende Dämon hat es verursacht; denn sichtbar, meistentheils unsichtbar, wandeln diese bösartigen Genien umher, leicht kann man sie, auch ohne Absicht, verletzen und beleidigen, und alsdann wird man unerbittlich von ihnen bestraft. Schwindet ein Grieche an einer abzehrenden Krankheit langsam hin, so hält man es für die Wirkung der Rache eines erzürnten Dämonen.

Die Macht des bösen Genius, des bösen Auges, der Zauberei fürchtet man bei allen Gelegenheiten, selbst bei Hochzeiten, und sucht sich auf alle Weise dagegen zu sichern. Man beschenkt die Zauberin, die man in Verdacht hat, daß sie Schaden wolle, man sucht sogar, um sicher zu seyn, mit seinen Feinden sich zu versöhnen. Viele Zauberinnen rühmen sich Mittel zu besitzen, den Männern alle Kraft zu rauben. Man fürchtet daher immer gebunden zu werden, was mit unserm Nestelknüpfen Aehnlichkeit hat, wodurch dem Manne die Kraft genommen wird, die Ehe zu vollziehen. Man schlingt dazu lose drei Knoten in einen Strik; wenn nun der Geistliche die beiden jungen Eheleute einsegnet, so zieht derjenige, der ihnen schaden will, die Knoten fest zusammen, mit den Worten: „Ich binde N. N. und den Teufel dazwischen.“ Mehr bedarf es nicht;

um, bis der Knoten wieder aufgelöst ist, Zauberwirkung zu thun. Ein solches Unheil abzuwenden, hat man mehrere Gegenmittel. Bei der Trauung muß der Bräutigam auf dem Kleide der Braut knien, dann bleibt das Knotenschlingen ohne schädlichen Einfluß. Ein Geistlicher zu Janina versicherte Bartholdy, man habe oft seinen Segen und seine Hülfe gegen solchen Zauber erbeten und gewöhnlich mit gutem Erfolg. Folgende Anekdote theilte ihm ebenfalls ein Metropolite mit: Ali Visirs Gattin, gekränkt durch ihres Mannes Vernachläßigung, schürzte einen Knoten, wodurch ihr Mann viele Jahre hindurch die Freuden der Liebe entbehren mußte. Alle angewendeten Mittel blieben fruchtlos, weil niemand den wahren Grund des Uebels errieth. Endlich starb die Gemalin, man nahm ihren Nachlaß in Beschlag und fand unter ihren Sachen in einem Schranke einen unbedeutenden Knaul, den man als ganz unnütz in den See Acherusia warf. Als Ali Visir sich nach dem Nachlaß erkundigte, erwähnte jemand zufällig dieses Knauls. Ein anwesender Derwisch ahnete, daß etwas Geheimnißvolles damit verknüpft sey, und theilte seine Vermuthung dem Ali Visir mit. Alle Fischer in Janina erhielten sogleich Befehl, den See zu durchsuchen, und fanden endlich, was sie wünschten. Der Derwisch nimmt die Knoten, löst sie auf und sogleich spürt der Vezir die glüklichen Folgen dieses Beginnens. Der Derwisch rieth ihm augen-

blicklich nach seinem Harem zu eilen, und das erste Frauenzimmer, das ihm begegnen würde, zu umarmen. Er that es, eine unbedeutende Sklavin war die Glückliche, die ihm neun Monate nachher einen Sohn schenkte.

Unerhört ist es, auf wie viele vermeinte Behexungen und Bezauberungen man stößt. Allenthalben trifft man Bäume mit Zauberlumpen. In Arkadien schlachtet man sogar an gewissen Tagen Lämmer und Ziegen, um aus ihren Eingeweiden und Knochen, vorzüglich den Schulterblättern, zu prophezeien. Die meisten Griechen tragen alte zerschnittene Steine bei sich, als Amulete und Talismane, und schreiben ihnen wundersame Wirkungen zu. Die Hausfrauen hängen in ihrem Wohnzimmer mehrere Eier auf, die doppelte Dotter haben, dann glauben sie, verlegen die Hühner niemals, und alles gedeiht und wächst aufs herrlichste.

So häufig auch die Griechen bei jeder Gelegenheit schwören, so sehr hüten sie sich dennoch, Männer sowohl als Frauen, den Teufel zu nennen. Wollen sie sagen: „Hol dich der Teufel," so gebrauchen sie dafür die Redensart: „Möge dich der holen, der draußen ist und ferne von hier!" Nur in der Kirche ist man nicht so vorsichtig, da diesen Gott geweihten Ort der Böse nicht betreten darf. Auch hört man von den unsrigen sehr abweichende Betheuerungen. Eine

Frau schwört: „So wahr ich lebe, so lieb ich meine Augen habe!" oder: „ich will gleich erblinden, wenn es nicht wahr ist!"

Unter den Zeichen der Verwünschung ist das plözliche Ausstrecken aller fünf Finger zugleich das furchtbarste für die Griechen. Ueberhaupt ist die Zahl fünf so verschrien, daß man im Gespräch sie gar nicht auszusprechen wagt, ohne sich vorher entschuldigt zu haben.

Auch in manchen Redensarten drükt sich ihre Furcht vor dem hereinbrechenden Schwall des Unglüks aus. Wie wir zu sagen pflegen: „Ein Unglük kommt selten allein;" so sagen sie: „Sei gegrüßt, o Unglük, wenn du allein kommst." **kalos ilther kakoriskia an ilther monachae.**

Zahllos sind die abergläubischen Gebräuche, die man anwendet, um sich den Segen des Himmels zu verschaffen, oder das Böse den Feinden zuzuwenden. Die Griechen treten auf den Schatten derer, denen sie Schaden zufügen wollen. Sie nageln ihre Schuhe fest, sprechen dann das Anathema darüber aus und verbergen sie nachher unter einem Steinhaufen. Zu Athen ist ein Felsenstük, an welchem die Weiber herabgleiten, um fruchtbar zu werden. Gebrechliche Kinder zieht man, beim Mondenschein, durch eine gewisse Höhle, um sie zu kuriren, so wie magere, abgezehrte Kinder durch einige Felsengänge kriechen müssen, dann gegen

den Mond gehalten werden, und beim Weggehen ein Kleidungsstük zurüklassen. Als Amulet hängt man auch den Kindern ein Säkchen um, worin Kohlen und einige Salzkörner sind.

Die Türken sind eben so abergläubisch wie Griechen und Albanier. Ein Muselmann, der Sonnini besonders wohl wollte, und befürchtete, daß diesem der neidische Blik schaden möchte, rieth ihm, immer eine Knoblauchszehe auf der Brust zu tragen. Als er indeß sah, daß sein Rath nicht befolgt ward, wendete er sich zu einem Griechischen Priester: „Die Franken, sagte er, sind doch rechte Dummköpfe; dieser, der bei ihnen, wie ich höre, für einen Gelehrten gilt, weiß nicht einmal, was ihm gut ist.“

Tagewählerei herrscht ebenfalls unter den Griechen; besonders hüten sie sich, am Johannistage irgend ein Geschäft, eine Reise anzufangen, weil sie überzeugt sind, daß es nicht glüklich enden werde. Am Feste des heiligen Gregorius sucht man durch mancherlei Alfanzereien das Ungeziefer zu vertreiben. Am Tage vor Kreuzerhöhung werden die Dächer gekehrt und gereinigt, und zur Zeit des Abendgebetes macht man drei große Kreuze auf denselben, um sie gegen Schaden durch Regen und Sturm zu sichern. An demselben Tage zündet man auf allen Inseln, wo keine oder nur wenige Türken wohnen, in allen Gassen Feuer an; alle Griechen, groß und klein, springen, Gebete

hermurmelnd, dreimal darüber, und flehen die Gottheit an um reiche Erndten und Gesundheit. Damit das Gebet um so sicherer erhört werde, muß man etwas Sesamkraut mit verbrennen.

Den Johannistag benutzen die Frauen, das Salz zu stoßen, womit sie ihre neugebohrenen Kinder bestreuen. Mädchen und Frauen legen einen Apfel die Johannisnacht über in ein Gefäß mit Wasser, nehmen ihn dann am folgenden Mittag heraus, und ein solcher Apfel ist ein kostbares Geschenk der Liebe und Freundschaft. Verheirathete Frauen schenken ihn der Mannsperson, die ihnen nächst ihrem Manne der liebste ist, und die unvermählten Griechen geben sich alle Mühe, eine solche Gabe zu erhalten. Mit dem Johannistage hört auch, nach dem Wahne der Griechen, die Pest auf, so wie sie den heiligen Johannes durch gewisse Gebräuche bewegen zu können glauben, sie das Jahr hindurch gegen das kalte Fieber zu schützen. Sie essen nämlich an seinem Feste kein Fleisch und keine Fische, selbst kein Brod, sondern nur Früchte und Kräuter. Die Erfahrung zeigt ihnen oft genug, wie irrig ihr Glaube sey, aber sie hoffen immer aufs Neue.

Auch die jungen Mädchen flehen zum heiligen Johannes, um bald einen Mann zu erhalten. Am Vorabend seines Festes versammeln sie sich in einem Hause, um Anstalten zu treffen, zu erfahren, ob sie in diesem Jahre einen Gatten bekommen werden oder nicht.

Eine aus ihrer Mitte muß schweigend Wasser aus einer Quelle oder Cisterne holen, daher sie es Geheimniß-Wasser nennen. In einen Krug legt dann jede der Anwesenden einen Apfel; er wird mit jenem Wasser angefüllt, sorgfältig zugedeckt und aufs Dach oder an einen anderen hohen Ort gesezt, wo er die Nacht über im Freien stehen muß. Am folgenden Morgen, nach der Kirche, kommen alle wieder zusammen. Man betet zum heiligen Johannes, bringt vorsichtig die Urne, öffnet sie und jede thut ihren Apfel mit etwas Wasser in ein kleines Gefäß. Ueber demselben macht sie drei Kreuze, mit den Worten: „Heiliger Johannes, gieb, daß, wenn ich N. N. heirathen soll, die Urne sich rechts umdrehe; wenn er mir nicht bestimmt ist, möge sie sich nach der Linken wenden.“ Diejenige, welche diese Bitte ausgesprochen hat, faltet die Hände und hält die Daumen in die Höhe, indeß eine von ihren Gespielinnen sich vor sie stellt und dasselbe thut. Auf die vier emporgerichteten Daumen wird die kleine Urne gesezt, und dreht sich, wie die Mädchen versichern, vorbedeutend nach dieser oder jener Seite. Nachher waschen sie sich mit dem heiligen Wasser und gehen dann auf die Straße. Den Namen, der zuerst, so daß sie es hören, ausgesprochen wird, führt ihr künftiger Geliebter.

Um die Altäre der Götter schlang sich der Reihen, bei allen Festen der alten Griechen ward getanzt, und

noch jezt lieben die Neugriechen leidenschaftlich den Tanz. Ihre Lebhaftigkeit, ihre Beweglichkeit wird oft durch den harten Druk, den sie erdulden, wohl zurükgehalten, nie ganz unterdrükt. Treu ihrer alten Neigung haben sie sich selbst durch den Widerwillen der ernsten Türken gegen den Tanz, der, nach der Meinung derselben, nur Trunkenen oder Rasenden ziemt, nicht geändert, und selbst in Constantinopel ist ihnen während der Ostertage verstattet, in den Gassen Musik zu machen und zu tanzen, und nichts darf ihre Freude unterbrechen, wenn sie nur nicht in Störung der öffentlichen Ruhe ausartet. Sie hüpfen dann halbberauscht, festlich geschmükt, mit Kränzen umwunden, und, als ob sie frei wären, mit Waffen im Gürtel, durch die Straßen und großen Plätze in bunten Zügen. Besonders lassen sie ihrer Laune und ihrem Muthwillen auf dem Kirchhofe zu Pera, ihrem Haupttummelplatze, freien Lauf. Dieselbe Feierlichkeit begehen, um eben diese Zeit, auch die Griechen und Albanier zu Athen, mit großer Pracht und in ihren Festkleidern beim Tempel des Theseus, und so in den andern Städten und Flecken.

Man trifft noch immer Aehnlichkeit zwischen den jezt gewöhnlichen Tänzen und denen, deren Beschreibung wir bei den Alten finden. Homer singt, in der Beschreibung von Achills Schilde:

Einen Reigen auch schlang der hinkende Feuerbeherrscher,
Jenem gleich wie vordem in der weitbewohneten Knossos
Dädalos künstlich ersann der lockigen Ariadne.
Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfraun
Tanzten den Ringeltanz, an der Hand einander sich haltend.
Schöne Gewand' umschlossen die Jünglinge, hell wie des Oeles
Sanfter Glanz, und die Mädchen verhüllete zarte Leinwand.
Jegliche Tänzerin schmükt' ein lieblicher Kranz, und den Tänzern
Hingen goldene Dolch' an silbernen Riemen herunter.
Kreisend hüpften sie bald mit schöngemessenen Tritten
Leicht herum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob sie auch laufe;
Bald dann hüpften sie wieder in Ordnungen gegen einander.

Die jetzige Romeika ist ganz diesem Tanze gleich. Männer allein, oder beide Geschlechter gemischt, schrei-

ten, sich bei den Händen fassend, oder Tücher haltend, in abgemessenen, zierlichen Schritten im Kreise herum, ohne die Reihe zu verlassen. Der Chorführer giebt die bald schnelleren, bald langsameren Bewegungen und Wendungen an, und erweitert oder verändert den Kreis. Ernst und langsam ist gewöhnlich dieser Tanz, ganz anders als wir es uns denken, aber die Griechen tanzen ihn leidenschaftlich, ganze Tage und Nächte hindurch, und jedes Glied tanzt mit, alles ist ausdrukvoll, jede Miene, jeder Blik, so daß in dieser Hinsicht die Tänze der Nordländer todt sind. Jede Tagszeit ist dem Griechen zum Tanzen recht, der Morgen wie der Abend. In den Tabernen wird allenthalben getanzt, und selbst der beschränkte Raum auf den Verdecken ihrer Schiffe wird dazu benuzt. Chandler befuhr auf einem Hydriotischen Fahrzeuge den Archipelagus, und in müßigen Augenblicken tanzte gleich die ganze Mannschaft. Sie schienen nicht zu merken, daß das Schiff auf den Wellen schaukelte, mit solcher Sicherheit, Behendigkeit und Geschiklichkeit bewegten sie sich in dem kleinen Raume, der so eng war, daß sie kaum die Füße sezen konnten. Ihre Tänze sind, fährt derselbe Reisende fort, mehr Pantomimen als die bei uns gewöhnlichen, sie machen einige Schritte vor- und rükwärts, strecken die Arme aus, beugen den Körper und schnippen mit den Fingern.

Zu Maria gab der Consul, erzählt Bartholdy, einen Ball bei der Taufe seiner Tochter, wozu die ganze weibliche und männliche Jugend der Stadt eingeladen wurde, und der die ganze Nacht hindurch währte. Nie habe ich eifriger und leidenschaftlicher tanzen gesehen. Der Kreis, in welchem man sich drehte, war der kleinmöglichste. Tänzer und Tänzerinnen eng verschlungen, alle ihre Muskeln gespannt, der ganze Körper in heftiger Bewegung; den Kopf, bald wie vom Vergnügen betäubt, rükwärts geworfen, bald sanfter seitwärts gelehnt.

Die griechischen Musikanten begleiten die Töne ihrer Instrumente durch einfallenden Gesang; auch die athemlosen Tänzer selbst lassen ihre Stimme zur Vermehrung der Fröhlichkeit mit erschallen. Wie bei dem Anthema der Alten gesungen ward:

Wo mir die Rosen?
Wo die Violen?
Und wo die schönen Eppiche?

so singt man jezt:

Meine Augen, meine Seele, Sonne mein,
Du Mond, mein Herz, mein Edelstein,
Dich werd' ich ewig lieben.

Oder auch in der Fastenzeit parodirend, von den widrigen Gerichten:

Zwiebeln und Gurken, Kräuter und Kaviar,
Euch werd' ich ewig lieben!

Ein anderes Lied, das beim Tanze häufig gesungen wird, indem der Chorführer anhebt, und der ganze Kreis einfällt, ist bei den Griechen sehr beliebt. Es ist für dieß leichtbewegte Volk, was für die Schweizer der Kuhreigen ist. Die wildesten Bewohner der Gebirge lokt es zur Freude; jeder Hirte singt es in den Thälern, auf den Wellen herumschwebend der Matrose, und in der Fremde ruft es dem Griechen das Andenken des Vaterlandes zurük:

Κορη Μαλαματενιαμου
και Μαργαριταρενιαμου.

Καμνεις τες νεες και σχαιρευται,
τους γερους και τρελενουνται.

Καμνεις και με τον ὀρφανι,
πιανω μαχαιρι να σφαγω.

Σιωπ' ὀρφανε, μη σφαζεσαι,
κι απ' ὀμορφιαις μη νοιαζεσαι.

Κ' εμεις να βου την φερομεν,
την κορην ὁπου 'ξευρομεν.

Mein Mädchen von Gold und Perlen.

Du, die Jünglinge erfreut, und Greise begeisterst.

Du zwingst auch mich, wehe mir! ein Messer zu nehmen, und mir die Kehle abzuschneiden.

Schweig! Unglüklicher, und schneide dir nicht die Kehle ab, verscheuche den Kummer.

Wir wollen dir ein schönes Mädchen bringen, die wir kennen.

Wegen der Raschheit lieben die jungen Leute vorzüglich den Walachischen Tanz. Ernster und kriegerischer ist der Pyrrichische Tanz. Zwei Männer, mit Dolchen in den Händen, schreiten mit abgemessenen Schritten auf einander zu. Sie schwingen dabei ihre Waffen, erst gegen sich selbst, dann gegen ihren Mittänzer. Immer rascher und schneller werden ihre Bewegungen, nach dem Takte der Musik. Mit gezükten Dolchen springen sie wüthend gegen einander, und der Zuschauer fürchtet alle Augenblicke einen der Tänzer, vom Stahle getroffen, blutig in den Staub sinken zu sehen.

Die Albanier haben einen Lieblingstanz, von ihnen der Räubertanz genannt. Pouqueville war oft Zuschauer, wenn die Soldaten ihn vor ihrem Pascha aufführten.

In einem geräumigen Saale, den einige große Lichter von gelbem Wachs nur wenig erleuchteten, saß, in einem Winkel des Sopha, ernst und strenge der Pascha, mit einem Dolche und zwei Pistolen im Gürtel, einen Karabiner an seiner Seite. Sein Hofstaat stand finster und still umher, ihm gegenüber saß der Nachrichter (der immer diesen Plaz einnimmt), bereit, auf seinen Wink einem den Kopf abzuschlagen, und ihn demüthig seinem Herrn zu Füßen zu legen.

Die Tänzer traten auf; mit dem einen Arm ihres Nachbaren Hals umschlingend, mit dem anderen den Gürtel des nebenstehenden Tänzers haltend, drehten sie sich im Kreise, langsam erst und feierlich, dann schneller und immer schneller, so daß sie zulezt zu fliegen schienen. Ein wildes Geschrei tönte dabey in den lärmenden Hall einer barbarischen Musik. Endlich stellte man sich, als ob man Räuber suchte, verfolgte sie, und führte sie im Triumph zurük. Oft verbinden sie mit diesem den oben beschriebenen Pyrrichischen Waffentanz.

Chandler sah in Athen einem Tanze Albanischer Frauen zu. Sie faßten sich bei den Händen, und drehten sich schnell in einem großen Kreise herum. In

der Rechten hielt jede einen Stok. Plözlich wendeten sie sich paarweise gegen einander, schlugen mit den Stöcken zusammen und stimmten ein Lied an. Mehrere tanzten dann mit Castagnetten, indeß die übrigen sich hinsezten und rauchten.

Von Natur haben die Griechen große Anlage zur Nachahmung, zur Mimik, daher ihre Tänze so ausdruksvoll sind; so wie sie alles, was sie sagen, mit den sprechendsten, lebhaftesten Gebehrden begleiten. Eine Art von Mimos ist in Griechenland noch jezt gebräuchlich, man unterhält sich in Gesellschaften damit, und eine eigene Klasse von Menschen, die wir als herumziehende Schauspieler betrachten können, giebt in öffentlichen Häusern mimische Vorstellungen. Die Frauenzimmerrollen werden von jungen Leuten gespielt. Gewöhnlich stellen sie Liebesgeschichten dar, erhörte und verschmähte Liebe, oder mythologische Geschichten, auch Familienscenen oder Anekdoten. Dieß Leztere geschieht vorzüglich in kleinen Gesellschaften aus dem Stegreif, alsdann nehmen auch die griechischen Frauenzimmer Theil daran, die große natürliche Geschiklichkeit dazu besitzen.

Jene, die für Geld in den Tabernen und Privathäusern kleine Stücke aufführen, überschreiten oft, wie es bei den südlichen Völkern gewöhnlicher ist, und als Aeußerung der üppigeren Lebensfülle und Kraft für den Augenblik belacht wird, die Gränzen der Sittsam-

keit und des Anstands. Wie bei dem Carnaval in Rom und in anderen italiänischen Städten, ein Pulcinell mit einem Horn, das ihm an bunten Schnüren um den Hals hängt, durch eine leichte Bewegung, wenn er unter Weibern steht, leichtfertig dem Gott der Gärten ähnelt, und sein muthwilliger Scherz mehr fröhliches Gelächter als Unwillen erregt, so verzeiht man auch diesen Komödianten unter dem südlichen Himmel, ehe ihre Ausgelassenheiten. Bartholdy sah eine solche Vorstellung mit an. Die Knaben waren ganz wie Türkische Weiber gekleidet; viere derselben, nebst zwei ältlichen Bouffons und die Musikanten bildeten die Truppe. Der Tanz war eine Darstellung der Sitten und Intriguen der Türkinnen. Die gellenden und schreienden Töne ihrer Stimmen wurden, wie ihre Manieren, bei den Gesängen und Gesprächen aufs täuschendste nachgeäfft. Die Weiber waren dem Manne entflohen, oder hatten in seiner Abwesenheit einem Liebhaber den Zutritt erlaubt. Der zerlumpte Possenreißer wollte sich ebenfalls in ihre Gunst eindrängen: aber ihm wurden nur Spott und Hohn, Faustschläge und Mißhandlungen zu Theil. Wenn bisweilen die Tänzer sich im Kreise drehten, zog der beglükte Liebhaber den Wirbelnden nach, machte die ausgelassensten Gebehrden, und trieb die Unanständigkeit fast bis zur Frechheit. Der verschmähete Anbeter stellte sich in den Mittelpunkt des Kreises, und hielt ein Stümpfchen

Licht in der Hand. Alle Schritte und Bewegungen waren ausdruksvoll und bedeutend, so wie die Gebehrden, wie beim Fandango und Volero der Spanier. Manchmal stimmten auch die Spielleute ein in den Gesang, der das Glük erhörter Liebe prieß, ja bisweilen ergriff auch sie der Taumel, als ob Oberons Horn ertönte; sie sprangen auf und trieben sich walzend umher, nach den lang aushallenden Tönen ihrer Instrumente. Dabei rauschten die Castagnetten, die Schellen und die Gürtelschilde. Manchmal bildeten sie Gruppen, wie auf den antiken Vasen, eben so wild und so ausgelassen.

Griffith sah mehrere solcher Knaben, die mit vieler Laune zwei Partheien vorstellten, die sich vor einem Kadi über die Rechte und Freiheiten einer verstoßenen Frau stritten. Der Mann klagte über ihr ärgerliches Betragen und stellte davon einige lächerliche Beweise auf; die Frau hingegen beschwerte sich, mit großem Wortflusse und in Wuth, über die Unzulänglichkeit seiner Bemühungen sich angenehm zu machen.

Oft sieht man in Griechenland auch Derwische, die durch ihre religiösen Gaukeleien Bewunderung und Staunen erregen. Olivier erzählt: „In einem nicht sehr geräumigen Saale fand ich die Derwische, dreißig an der Zahl, von einer Menge von Zuschauern umgeben. Die Cärimonie fing mit einigen Gebeten an,

und die Derwische gaben sich den Bruderkuß, die Novizen indeß durften nur dem Superior die Hand küssen, sie standen nahe an der Wand, und hinter ihnen hingen verschiedene spitzige Instrumente, sich damit zu durchbohren, Zangen und glühende Kohlen anzufassen, andere Geräthschaften, die selbst glühend gemacht werden, um den Körper damit zu brennen. Die übrigen Derwische saßen in einem Halbkreise dem Superior gegenüber, nach morgenländischer Sitte auf den Fersen kauernd. Nach einigen hergemurmelten Gebeten erhielten sie große Trommeln und bei ihnen wurden Becken mit glühenden Kohlen hingesezt, die Instrumente zu wärmen, und der Haut die gehörige Spannung zu geben. Den Takt gab der Superior an mit zwei metallenen Becken, zwei Derwische schlugen die Pauken, und alle sangen ganz eintönig Lieder zur Ehre Mahomeds.

„Während dieser betäubenden, wilden Musik kam von Zeit zu Zeit ein Derwisch, wie von Gott begeistert, zum Superior, schien Zuckungen zu bekommen, sein Körper ward steif, und wie todt fiel er einigen dienenden Brüdern in die Arme. Diese bemühten sich durch Reiben ihn wieder zu sich zu bringen, und bei einigen gelang es ihnen, sie erhohlten sich allmählig, andere indeß schienen völlig leblos, bis der Superior sich nahte, und ihr Gesicht mit seiner Hand berührte — schnell kehrte die Besinnung zurük und sie

sprangen auf. Eine halbe Stunde mochten die Musik, das Singen und die Zuckungen angehalten haben, als zwei Menschen, nakt bis zum Gürtel, erschienen. Beide hatten zwei spitzige Eisen in den Händen, mit hölzernen Kugeln an dem einen Ende, woran kleine Ketten hingen. Rasch und gewandt bewegten sie sich vorwärts und rückwärts, und schienen sich die Eisen bald in den Leib zu stoßen, bald in die Ohren, die Stirne, selbst in die Augen, dieß lezte jedoch mit großer Vorsicht; ein Derwisch wickelte sie dann schnell in einen Mantel und legte sie auf die Erde, wo sie einige Minuten ganz unbeweglich liegen blieben. Darauf wurden sie am ganzen Körper gerieben, sprangen auf, schienen völlig geheilt, und gingen an ihren Platz, um wieder wie vorher die Trommel zu schlagen. Manchmal nahmen sie auch glühende Kohlen, legten sie in den Mund, oder berührten die Zunge mit rothglühenden Eisen.

„Als die Musik verstummte, stellten sich fast alle Derwische in einen Kreis und riefen Allah! — erst langsam, dann schnell und schneller, nach dem Takt, den zwei von ihren Brüdern, die in der Mitte saßen, Loblieder auf Mahomed singend, angaben. Nach demselben Maße drehten sie die Köpfe rascher oder langsamer, bald bewegten sie auch den ganzen Körper auf die verschiedenste Weise, bis sie ganz erschöpft schienen. Dann ruhten sie einen Augenblik, aber bald er-

scholl wieder das mißtönende Geschrei Allah! Allah! und Hei! Heh! und die Gestikulationen fingen aufs Neue an."

Chandler wohnte in Athen einer Versammlung der Derwische bey und sah ihren Tanz. „Die ganze Gesellschaft saß auf Ziegenfellen, erzählt er, die Beine überkreuz, auf dem Boden, in einem großen Kreise. Der erste Derwisch, ein ansehnlicher Mann, mit einem grauen Barte, begann das Gebet und die übrigen stimmten ein, sich niederwerfend und mit der Stirne den Boden berührend. Plözlich sprangen sie auf, legten die Oberkleider ab, gaben einander die Hände und bewegten sich langsam nach der Musik, Allah! Allah! rufend. Schneller tönte die Musik, und rascher wurden ihre Bewegungen, dem Takte gemäß, wobei sie Sprüche aus dem Coran hersagten. Der erste Derwisch, wie vom Taumel des Entzückens ergriffen, eilte in die Mitte des Kreises, ließ sein Haar flattern, und drehte den Körper auf der großen Fußzehe, ohne den Ort zu verändern, herum. Ein anderer folgte, sich in der entgegengesezten Richtung herumwirbelnd; dann mehrere. Immer rascher wurden ihre Bewegungen, ihre Haare flogen wild um die Schultern, und die zuschauenden Derwische erhoben ein lautes Geschrei, die Köpfe vorwärts und rükwärts bewegend, und alles hallte von der wilden Musik und dem lauten Schreien. Zulezt sanken einige ohnmächtig

hin, und sie werden, wie man glaubt, mit ekstatischen Gesichten beglükt. Man brachte sie weg, und als ich nicht lange darauf in ein anderes Zimmer ging, fand ich den ersten Derwisch und seine Mittänzer so ruhig sitzen und ihre Pfeife zum Kaffe rauchen, als ob sie nur zugesehen hätten."

Die Instrumente, die man bei den Griechen findet, sind, die Trommel, die an beiden Seiten geschlagen wird, an der einen mit einem dünnen Stocke, an der anderen mit einem dickeren, der einen Knopf hat. Zur Begleitung dient eine Pfeife, mit einem Mundstücke von Rohr, oben mit einer kreisförmigen Scheibe von Holz, worauf die Lippen ruhen. Die Töne, welche die Flötenspieler mit aufgeblasenen Backen hervorbringen, sind schreiend und nicht angenehm. Die Griechen spielen auch die Violine, und die Lyra, eine Art von Guitarre mit drei Saiten und einem kurzen Halse.

Man trifft in Griechenland noch bisweilen herumziehende Dichter, die zu einer Art von Guitarre singen und der sie umgebenden Menge Geschichten erzählen. Castellan sah einen solchen, der nicht unangenehm eine Menge von Liedern vortrug, und mehrere Geschichten, mit so bedeutenden Gebährden, daß selbst die der Sprache nicht kundigen Zuhörer den Inhalt erriethen. Viele von diesen Erzählungen sind in dem Geschmak der späteren griechischen Romane,

andere nach der Art der morgenländischen Mährchen. Eine der lezteren möge unsern Lesern zur Probe dienen.

„Der Großvezir Ibrahim Pascha stand am Fenster, und sah einen armen Mann vorübergehen, den er zu kennen glaubte. Es war ein Türke, der, von der größten Noth gezwungen, hinging, seinen Pelz zu verkaufen, um seinen Kindern Brod zu schaffen. Ibrahim Pascha ließ ihn kommen; sah aber bald, daß er sich geirrt hatte, und daß dieser Mann ihm völlig unbekannt war. Gütig und herablassend fragte er ihn indeß, wie er hieße, und wohin er ginge? Herr, antwortete der Muselmann, ihr seht einen Mann, der nicht immer unglüklich war, aber jezt gezwungen ist, Alles zu verkaufen, um den Hunger seiner Kinder zu stillen. Er schilderte darauf seine Lage, und der Vezir ward gerührt. Ich kaufe deinen Pelz, sagte er, und schenke ihn dir wieder. Er ließ ihm darauf eine ansehnliche Summe Geldes geben, und schikte ihn schnell zu seiner Familie zurük, um diese zu erfreuen. Ibrahim Pascha ging zu seiner Gemahlin, und erzählte ihr was vorgefallen war. Ich muß dich loben, erwiederte sie, nun ist es aber meine Pflicht, für die Frau zu sorgen. Auf ihr Geheiß ward diese herbeigehohlt, ins Bad gebracht und gut angekleidet. Sie erhielt von jeder Sklavin des Serails, über zweihundert an der Zahl, ein Kleid, und von der Frau des Vezirs eine Börse mit Dukaten. „Eure Schwester ist noch

nicht verheirathet, sagte sie dann zu ihr beim Abschiede, gebt sie einem Manne, der ihr gefällt, und ich werde für die Mitgift sorgen." Sie wollte ihren Mann noch an Wohlthätigkeit übertreffen; beide waren der Trost der Nothleidenden und Unglüklichen, aber die Boßheit der Menschen raubte ihnen das Leben."

Die Sprache ist gewöhnlich das Bild des Verfalls, oder der Fortschritte einer Nation. Sie wird reicher, vollkommener, selbstständiger seyn, je feiner, aufgeklärter, unterrichteter ein Volk ist, je mehr Fächer des menschlichen Wissens es mit Erfolg bearbeitet. Sie wird schwächer, verändert und verderbt, wenn eine Nation zurüksinkt, ihre Unabhängigkeit verliert, und Elend und Unwissenheit überhand nehmen. Daß die Griechen rükwärts gegangen sind, mit ihren Ahnen verglichen, würde schon die Sprache darthun, die, gegen das Altgriechische gehalten, so vieles von ihrer Feinheit, Kraft, Würde und von ihrem Reichthume verlohren hat. Durch eine Reihe von Jahrhunderten hat sich aus derselben die jetzige Sprache gebildet, wie die Italiänische aus der Lateinischen, nur daß sie ähnlicher mit ihrem Stamme geblieben ist als diese. Fast jede Provinz hat ihre Eigenthümlichkeiten, mehr oder minder sind Türkische und Italiänische Wörter, Redensarten und Wendungen aufgenommen, dieß leztere besonders in den Gegenden, die ehemals unter Genuesischer Herrschaft standen, und in den Küstenländern,

die lebhaften Verkehr mit Italien haben. In Deklinationen und Coniugationen ist vieles geändert, und in manchen Provinzen ist man von dem alten Griechischen so abgewichen, daß selbst Neugriechen ihre Sprache ein Gemengsel nennen.

Die jetzige Sprache hat etwas Liebliches und Wohlklingendes, und gefällt dem Ohre. Die Aussprache ist ebenfalls nach den Provinzen verschieden, durch Klima, örtliche Lage, Verkehr mit anderen, oder Abgeschlossenheit modificirt. Die Griechen in Morea ziehen die Worte, und sprechen durch die Nase; der Athener hat etwas Affektirtes, bei dem Epiroten, der in Allem wild und roh ist, sind die Worte ein Abdruk seines trotzigen, rauhen Charakters. Den Neugriechen gelten die Akzente für Zeichen einer prosodischen Länge, was ganz von der Aussprache der alten Griechen abweicht, die, neben der Länge und Kürze der Sylben, den höheren und tiefen Ton dieser und jener Sylbe andeuteten. Die akzentlosen Sylben gelten für kurz, und einem Zeitgenossen des Demosthenes oder Sophokles möchte das Griechische, von einem jezt lebenden Hellenen vorgelesen, eben so klingen, als ob bei uns Schúbfenstérchen, Énterbéter u. s. w. gesprochen wird. Die Neugriechen scheinen überhaupt in der Aussprache der Consonanten und einiger Vokale und Diphthongen von der ihrer Vorfahren nur sehr wenig sich

entfernt zu haben, andere aber sprechen sie ganz anders aus.

Um ein richtiges Urtheil über die Sprache der Neugriechen, ihren Reichthum, ihre Kraft und Fülle kennen zu lernen, muß man natürlich nicht die im Munde des Volks, in den verschiedenen Provinzen herrschenden Dialekte allein zum Maaßstabe nehmen, sondern die Sprache der Gebildeten und der vorzüglichsten Schriftsteller, die den Umfang ihrer Muttersprache kennen und zu gebrauchen wissen, und man wird finden, daß dem jetzigen Griechischen die Kraft nicht abgesprochen werden kann, so wenig als Annehmlichkeit und Zierlichkeit in den Construktionen und Wendungen. Zwei Schriftsteller haben jezt vorzüglich Einfluß auf die Ausbildung und Fixirung ihrer Muttersprache, Codrika, der wegen der Harmonie seines Styls und wegen der Achtung gegen die durch den Gebrauch schon geheiligten Gesetze der Sprache, von seinen Landsleuten vorzüglich geliebt wird, und Coray, der durch Inversionen, viele aus den Alten genommene Worte, und einen gedrungenen Styl sich den Alten mehr nähert. Seinen Bemühungen, die Sprache zu dem Althellenischen zurükzuführen, widerstrebt der Zeitgeist und das Gefühl der großen Menge. Diejenigen unter den Griechen, die sich auszubilden bemüht sind, gehen in die Fremde, und bringen von dort, oft selbst ohne es zu wissen, oder zu bemerken, manches jenem

Ausländern Eigenthümliche in Worten und Wendungen zurük. Der rege gewordene Wunsch, sich Kenntnisse zu verschaffen, hat in den höheren Klassen Bekanntschaft mit der neueren Litteratur, vorzüglich mit der Französischen veranlaßt, wodurch die altgriechischen Schriftsteller mehr vernachlässigt werden. Französisch und Italiänisch wird in allen Handelsstädten, so wie auf den meisten Inseln gesprochen, und die Griechen beider Geschlechte lernen es mit großer Leichtigkeit.

Noch immer lieben die Griechen Gesang und Dichtkunst, wie ihre Vorfahren, die, von Apoll und den Musen begeistert, unsterbliche Lieder sangen; aber die frische Kraft ist dahin, der Geschmak ist gesunken, und man fragt mit dem Dichter:

Sagt, wo sind die Vortreflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzükt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?

Den Hexameter und die anderen kunstreichen, bedeutungsvollen Versmaaße kennt man nicht, und, wie bei den anderen neuen Nationen, hat man den Reim

angenommen, dem zu gefallen man sich häufig die härtesten Zusammenziehungen und Abkürzungen erlaubt. Doch erkennt man den Geist der Griechen in so manchen fröhlichen, munteren Liedern, die den Hörer überraschen, und durch die glükliche Wendung gefallen. Man nennt sie Cotsakias und in ihnen zeigen sich ihre schönen Geister. Mit Beifall in einem heiteren Kreise, dem sie ihr Daseyn verdanken, aufgenommen, werden diese Gedichte bald weiter bekannt, und gehen oft lange herum. Rhapsoden lernen sie, pflanzen sie fort mit denen, welche sie selbst dichteten, oder von ihren Vorfahren durch Tradition erhielten. Sie sind so beliebt in Moréa, daß zu gewissen Zeiten, bei manchen Lustbarkeiten, man kein Grieche seyn muß, wenn man sich nicht mit Cotsakias begrüßt.

τον ȣ̓ρανον καμνω χαρτι,
την θαλασσαν μελανι,
Να γραφω τα πισματικα
κȣ παλα, δεν με φανα.

Wäre der Himmel von Pergament,
Und Dinte wäre das Meer,
Und schrieb' ich immer und ohne End',
Meine Qualen schrieb' ich nicht her.

Ισως θαῤῥεις κι ἀν μ' ἀρνηθῃς,
πως θενα κιτρινισω
δαροφαλακι θαγενω
Δια να σε δαιμονισω.

„Du glaubst wohl, daß deine Sprödigkeit mich bleich und gelb machen wird; eine duftende Nelke will ich werden, und dich in Wuth setzen.“

Κυπαρισσακι μȣ ὑψηλο,
Σκυψε να σε λαλησω,
Εχω δυο λογια να σεπω,
κι απε να ξεψυχησω.

Hohe Cypresse, neige dich zu mir, ich will dir etwas sagen, nur zwei Worte will ich dir vertrauen und dann sterben.

So haben diese Cotsakias den verschiedenartigsten Inhalt, bald ernst und strenge, bald heiter und ausgelassen; sie sind Lieder des Augenbliks, fröhliche Ergießungen der Laune, in heiterer Stimmung empfangen und gebohren. Alle werden gesungen, in einer einfachen, oft eintönigen Weise; aber sie erheitern den Arbeitern ihre Mühe, dem Handwerker and Landmann seine saure Anstrengung und verkürzen dem Rei-

senden die Zeit. Griechenland ist das Land der Lieder und Gesänge, alles singt, fast immer in Begleitung eines Instrumentes; das eiserne Joch der Türken hat den Frohsinn nicht ganz unterdrücken können.

Die meisten Lieder handeln von Liebe, viele sind geziert im Ausdruk und in den Gedanken, und der Menge gefällt das Spielende und Haschen nach Reiz; aber manche sind reiner und treuer Ausdruk der Empfindung, des Gefühls und ziehen in ihrer Einfalt unwiderstehlich an.

„Nie war Liebe ohne Kummer, ohne Quaal, Leiden und Seufzen Tag und Nacht, immer muß ich trauren, immer ertönt meine Klage.“

„Ich fühle, daß ich sterben muß, ein treuer Freund fehlt mir, dem ich mein Leiden klagen könnte. Nie habe ich geglaubt, daß Amors Pfeile so giftig, so brennend wären.“

„Vögel, die ihr in Freiheit lebt, meidet den Käfig; laßt euch nie täuschen durch die hinterlistigen Fallstricke des Liebesgottes, er sucht zu quälen, die Herzen zu entflammen, der trügende, verrätherische Amor.“

„Ich war ein Vogel, ohne Sorgen, an Freuden gewöhnt, dem Kummer fremd, die schönsten Hoffnungen noch hegend — jezt bin ich in Amors Netzen gefangen und leide verderbliche Glut.“

„Vielleicht finde ich keinen Glauben bei denen, die niemals liebten, niemals etwas verlohren haben. Ich brenne vor Liebe; wem klage ich meine Qualen, da meine Geliebte auf mich zürnt?"

„Ich schmeichelte mir, daß du mein werden solltest, und jezt weiß ich nicht, was ich sagen, was ich denken soll. Ich welke hin wie eine Blume, ich schmelze wie Wachs, niemand kann mein Uebel kennen."

„Unmöglich ist es mir, Geliebte, zu errathen, warum du so lange mit mir schmollst. Vogel der Liebe, meinem Herzen so theuer, nie glaubte ich dich verändert zu sehen."

„Augen, strömt Thränengüsse dahin, ist wohl einer in der Welt gequälter als ich? O, mein Vogel, habe Mitleid mit mir, quäle mich nicht, so oft du mit mir sprichst, stillst du meinen Schmerz."

„Mein Blut strömt wild durch meine Adern, mein Verstand wird verwirrt, meine Zunge stokt, kein Wort kann ich reden. Ich dulde diese Ungerechtigkeit, und muß es sehen, daß Ein Herz sich freut, indeß das andere vor Gram vergeht."

„Reiche mir Gift, ich erflehe es als Wohlthat; fürchte nichts, es ist kein Mord, den du begehst, tausend Mal habe ich es bejammert, daß ich gebohren bin, tausend Mal daß ich dich liebe."

„Gequälter Sinn, geängstigtes Herz, habt Geduld, denn ich weiß gewiß, daß die Freude nie ohne den Schmerz kommt.“

Dazu denke man sich die wohlklingende Sprache, den Vortrag, um eine Vorstellung zu haben, welchen Eindruk es macht. Die Melodie ist rührend, einfach und tief ergreifend. Man höre es, sagt ein Reisender, in den stillen, ruhigen, heiteren Nächten, in jener reichen Gegend, von einer wohlklingenden Stimme abgesungen, gewiß man wird tief sich erschüttert und durchdrungen fühlen. Außer diesen Gesängen findet man bei den Griechen auch viele, welche sie bei ihrem Verkehr mit den Italiänern gelernt haben, von denen sie ebenfalls die schönsten und gefälligsten Melodien erhalten. Folgendes ist nach dem Italiänischen des Metastasio frei übersezt:

Εγω ἀφινω το λοιπον μιαν ἄεατον καρδιαν,
κ᾽ εσυ χανεις μιαν καρδιαν ἄδωαν και κοσμιαν.
και δεν ιξευρω στο ἔξης ποιος προτα μ᾽ εὐχολιαν
Να ἐμπορηση εις αὐτο να εὑρη παρηγοριαν
ἴξευω ὅμως πως πιεην ωσαν αὐτην καρδιαν
τελειως δεν εἰν δυνατὸν να εὕρης ἄλλην μιαν.
εγω πλην εἶναι εὔκολον ᾽μπορω να εὕρω και ἄλλην
Μιαν καρδιαν ἄεατον ᾽σαν δικην σου παλιν.

Ich laß eine Ungetreue:
Du verliehrst ein treues Herz:
Dich erwartet schnelle Reue —
Leichter still' ich meinen Schmerz.
Du wirst nimmer einen finden,
Der so treu dich liebt als ich:
Flatterhafte so wie dich
Kann ich alle Tage finden.

Um auch unsere Leser mit dem Versmaße bekannt zu machen, welches das gewöhnliche bei den jetzigen Griechen ist, theilen wir ihnen folgendes Gedicht mit, worin ein Liebender ruhig und ohne Bitterkeit über den Flattersinn seiner Geliebten klagt:

Endlich hab' ich es begriffen, jezt erscheint es mir so klar,
Daß die angepries'ne Freundschaft nur zu sehr vergänglich war.
Ich verstehe deine Meinung, ich verstehe deine Art;
Aber länger sie ertragen, kann ich nicht, es ist zu hart.
Was du jezt gelobst, trifft morgen mit der That schon nicht mehr ein;
Strafbar, Licht der Augen, ist es, dir nur scheint es Scherz zu seyn.

Jedem andres vorzuspiegeln, schikt sich wahrlich nicht für dich.
Niemand wird dir mehr vertrauen, und wozu denn nüzt es? Sprich!
Laß dein Herzchen nur bei Einem, Einem wende nur es zu;
Nein, stets rastlos, soll es flattern, in dem Weltall, ohne Ruh!
Deinem Plan ist es zuwider, denke nur ein wenig nach;
Und beschließe was sich ziemet, und so halte es hernach.
Ein Herz darfst du nur beglücken, Einem sei ergeben treu;
Nur so wird dein Leben selig und von allen Stürmen frei.

Auch wird wie ehemals noch oft Moral in Versen vorgetragen, und noch immer hört man sie am liebsten aus dem Munde der Dichter:

Wie der Himmel Farben spielet, spielen wechselnd sie im Meere,
Willst du ruhig seyn hienieden; nuze diese gute Lehre:
Immer sey bereit und willig, fremde Meinung zu erkennen,
Denke niemals, es sei Sünde, Tageshelle Nacht zu nennen;

Wenn es nutzet, eignen Glauben stets gefällig zu verschweigen,
Und daß Honig giftigbitter jedem Frager zu bezeugen.
Dieß ist eines von den Mitteln, sicherlich sein Glük zu finden;
Doch wer Trug und Lügen hasset, Wahrheit strebet zu begründen,
Traue meinem weisen Rathe, lasse seine Grube graben,
Nähe sich sein Sterbehemde, sonst wird er nicht Frieden haben!

Folgendes Gedicht enthält die Lehre, daß man nicht verzweifeln müsse:

Mitten in dem offnen Meere werd' ich hin und her getrieben,
Hingeworfen in die Fluten, die wie Feuer mich umstieben,
Und in Schaum löst sich die Welle, und wie Berge stehn die Wogen,
Hebend sich zu steilen Felsen, thürmend bis zum Wolkenbogen;
Mitten in der Stürme Sausen, in dem Tosen, das mich schrecket,
Ziehen sich die Nebel tiefer, Finsterniß die Schöpfung decket;

Länger hält nicht mehr das Segel, immer wachsen die Gefahren,
Immer loser wird die Barke, nirgends kann ich Land gewahren;
Diese Nacht voll Angst und Grauen, sie vernichtet all mein Hoffen,
Und ich weiß nicht wo ich steure, in den Fluten weit und offen.
Und der Geist, der in mir waltet, kann mir Ruhe nicht gewähren,
Schwankend, ungewiß, erzittert er dem Tod' in tiefen Meeren,
Kann ich noch in dem Gewühle Heil und Hülfe mir erschauen?
Ohne Steuermann im Sturme, ach! auf einen Retter bauen?
Und wenn alles schon verlohren, wenn Verzweiflung ringt die Hände,
Giebt das Schiksal unverhofft, ach vielleicht ein glüklich Ende.

Bei den Arkadiern und bei den Seeleuten findet man noch einige Lieder aus dem Alterthume. Die Rhapsoden versammeln gewöhnlich eine große Schaar um sich, und die Frauen vergießen Thränen bei den klagenden Lauten der Lyra, womit sie ihren Gesang begleiten. Am Taygetus singt man noch, wie ehemals

in Sparta, Krieg und Schlachten, und Kampf und Gefahr ist der Lieblingsgegenstand der Dichter. Einen Bewohner des Taygetus, der ruhmvoll im Kampfe für seinen väterlichen Heerd gefallen war, prieß ein Sänger in folgenden Strophen:

„Mütter, Bräute, bekränzt sein Grab, er ist verwelkt wie eine Rose Messeniens, die der Mittagswind verdorren ließ."

„Sein stolzer Sieger hat seinen Namen verhöhnt; schenkt ihm einige Zähren; ruft den Tag der Rache, er wird gewiß erscheinen."

Als Napoleon in Aegypten war, hofften alle Griechen, er werde auch zu ihnen sich wenden, ihre Ketten sprengen, und ihnen die Freiheit schenken. Ganz Griechenland nährte diese Hoffnung, und viele Gesänge bezeugen diese Stimmung.

„Wo bist du, furchtbarer Theseus? deine bedrängte Stadt ruft dich!"

„Kehrst du zurük, Held ohne Gleichen? Kehrst du zurük, Besieger Kreta's, um dein Land eine Beute der Tyrannen zu sehen?"

„Du rufst mit schreklicher Stimme, laut rufst du den Griechen zu: Rache! Rache!"

„Athener, ihr eurer Weisheit wegen so berühmt, als die Republik noch blühte, was ist aus euch geworden?"

„Ihr regiertet euch damals nach weisen Gesetzen, ihr machtet damals die Kinder Athens glüklich."

„Erhebt euch, Söhne der Griechen, und einmüthig erklärt, daß nur eine republikanische Verfassung edlen Männern gezieme!"

In Spottliedern ergießt sich häufig der Muthwille der Griechen, die dann oft von Munde zu Munde sich fortpflanzen. Ein solches, das lange umherlief, ist folgendes auf den Bischof von Damala, der zum Sprichwort geworden ist, einen Menschen anzuzeigen, der durch seine eigene Schuld leidet. Einem Bischof in dem genannten Orte wurden Fische gebracht, die er aber zu klein fand, und da er, troz aller Vorstellungen, nicht glauben wollte, daß keine größeren aufzutreiben wären; so entschloß er sich selbst sein Heil zu versuchen, und aufs Meer zu fahren. Kaum aber hatte er Anstalt gemacht, sein Nez auswerfen zu lassen, so erschien plözlich ein Corsar, und schleppte ihn in die Sklaverei, wo er mahlen und Kinder wiegen mußte.

Πίσκοπος τῦ Δαμαλᾶ
Μήτε νοῦ, μήτε μυαλὰ.
τὰ λιανὰ δ'εν ἤθελες
τὰ μεγάλα 'γύρευες.
Τράβα τὸ χερόμυλο,
κουνα τ' ἀραποπουλο.

Bischof von Damala,
Pinsel, dem Recht geschah!
Leckermaul, größere Fisch'
Wolltest du für deinen Tisch!
Drehe die Mühle, Sünder du,
Wiege den Mohrenjungen in Ruh!

Sogar an epische Gedichte wagen sich die Neugriechen, aber in schleppenden Alexandrinern, statt des prachtvollen Hexameters. Der Krieg mit den Türken und Russen im Jahr 1769 gab einem Sänger Gelegenheit, ein großes Gedicht auszuarbeiten; da es sich aber in nichts auszeichnet, oft höchst langweilig ist, so mögen wir den Lesern keine Proben daraus mittheilen.

Die geistlichen Gesänge der Griechen, wenn man sie beim Gottesdienste in der Kirche hört, sind rührend und gefallen dem Ohre. Die Schiffer stimmen oft Lobgesänge an auf die heilige Jungfrau, die einfache, und häufig sehr gefällige Melodien haben, die in der tiefen Stille der Nacht, bei dem Rauschen der Wogen, das Herz wunderbar ergreifen.

Musik und Gesang bei den Albaniern haben einen ganz anderen Charakter, als bei den gebildeteren Griechen. Die Melodien sind wild und barbarisch, wie das Volk selbst, sie scheinen recht dazu gemacht, nur in den Felsen und den steilen, rauhen Bergen wiederzuhallen. Uralte Gesänge werden zu diesen wilden Melodien gesungen.

Wie sehr die Griechen Gesänge lieben, und wieviel Anlage sie zur Poesie besitzen, mag folgende Erzählung darthun, die wir aus Bartholdy entlehnen.

„Die Fischereien in der Nähe von Salachorio, am Meerbusen vom Arta, sind weit und breit berühmt, ich fuhr mit mehreren Freunden nach der Fischercolonie, die auf einer ganz flachen Insel liegt. Der Abend war milde, die Aussicht schön, und Tausende von wilden Enten, Kropfgänsen und Tauchern belebten das Wasser. Nachdem wir die Reihen der Fischbehälter besucht hatten, begaben wir uns nach der Küche, die zum Versammlungsorte dient. Ein ungeheurer Kessel, mit vierzig bis funfzig Pfunden Fisch, hing über dem Feuer, um kräftige Suppe daraus zu kochen. Andere Fische wurden auf andere Art zubereitet, und nebst unserm mitgebrachten Vorrathe aufgetragen. Ein Calogeros, ein Schiffskapitain und die ältesten Fischer aßen mit uns. Nach eingenommener Abendmahlzeit ging der Krug, den ein Knabe trug, um den ganzen Tisch; Ein Glas ward aber nur umhergereicht. Jeder, zu dem es kam, brachte eine Gesundheit aus, oder recitirte einige Verse, unter denen mehrere sehr sinnreich waren. Besonders zeichnete sich ein alter Fischer durch possierliche Einfälle aus, die mit jedem Glase an Lebhaftigkeit zunahmen. Als meine Freunde sahen, daß ich Gefallen daran fand, sagten sie: Meister Andreas wisse auch schöne Lieder, womit er uns gerne aufwarten

werde. Der Alte ließ sich nicht lange bitten, und sang mit rauher, gedämpfter Stimme, mehrere artige Lieder, und endlich eine große griechische Ballade:

Am königlichen Mahle speist
Und zecht auch Mavrogen,
Vierhundert Große ringsumher,
Und Tausende des Volks,
Und aus den frohen Kehlen schallt,
Zum Weine laut Gesang;
Doch endlich fehlt dem Liede Stoff,
Und das Gespräch beginnt:
Von Reizenden und Häßlichen,
Und die man hoch verehrt.
Man lobt der Frauen frommes Thun:
Der seiner Mutter Zucht,
Ein anderer die Schwiegerin,
Ein dritter gar sein Weib;
Auch Mavrogeni mischt sich ein
Und rühmt sein Schwesterlein:
„O welche Schwester wurde mir,
„Die nie in Tugend wankt,
„Nicht Gold, nicht reicher Gaben Preis,
„Nicht Schmuk bewegt ihr Herz.“ ....
Der König, als er dieß vernahm,
Reizt es ihn mächtig auf,
„Und wenn sie mir sich nun ergiebt,
„Was setzest du mir ein? .....“

„Wenn sie, mein König, sich ergiebt,
„So sey mein Kopf verwirkt. . . .
„Wohlan denn, Mavrogeni, bleib'
„Zur Haft mir, bis es tagt!“ . . . .
Drauf zieht er goldne Schlüssel vor,
Eilt zu dem Schatze hin;
Zwölf Mäuler schwer beladen stehn.
Die giebt er einem Knecht.
Zur Wohnung Mavrogeni's geh,
Zur Schwester Mavrogens;
Und neige dich von ferne tief,
Und spreche ihr genaht:
„Heil dir, zur guten Stund hier,
„Du glänzend Bild von Gold;
„Wie eine Silbersäule schlank,
„Wie Veilchen voll von Duft,
„Du lieblicher Orangebaum,
„Beschwert von süßer Frucht.“
Dann forsche mit Gewandheit aus,
Und sieh wohin sie neigt! . . . .
„Hier diese Mäuler, zwölf an Zahl,
„Von Kostbarkeiten schwer,
„Die sendet euch der König her,
„Daß ihr ihm Huld gewährt;
„Und seiner heißen Liebe lohnt,
„Und ihn zur Nacht empfangt.“ . . . .

„Sey mir, o Bote, dann gegrüßt,
„Und wer dich schikt, zweimal;
„Ich kenne meinen Bruder wohl,
„Und dank' ihm, der mich prüft." . . . .
„Nicht Mavrogeni, schönste Frau,
„Der Bruder es nicht gab;
„Der König ist es, der mich schikt,
„Für euch nur seufzet er." —
„So saget meinem König dann,
„Ich harre sein zur Nacht." . . . .
Drauf eilt sie zu der Amme hin
Und sinkt vor ihr aufs Knie:
„Hast du, o Amme, mich gesäugt
„Und bist du mir getreu;
„So lege meine Kleider an
„Und laß die deinen mir,
„Und wandele in mein Gemach,
„Mich birgt dein Kämmerlein,
„Und kömmt der König, nimm ihn auf
„Und dulde sein Beginn."
Als nun die Nacht sich dunkel senkt,
Schleicht sich der König hin;
Er öffnet Mavrogeni's Haus,
Der Gelbgelokten Thür;
Der dunkeln Augenbrauen Thür,
Des Kindes hold und zart.
Mit einem Weibe ruhet er,

Gar innig nun vereint;
Doch ehe noch der Morgen tagt,
Zwei Stunden eh' es tagt,
Erhebt vom Lager sich der Fürst;
Erfaßt des Weibes Haar,
Und schneidet rasch, den Dolch gezükt,
Die Flechte ihres Haars,
Umwickelt von der goldnen Schnur,
Die sie zusammenhält,
Und trennt, den Fingerring daran,
Den Finger von der Hand.
Drauf eilt er zu dem Markte hin,
Versammelt dort sein Volk:
„Gegrüßet seyd mir, edle Herrn,
„Mein Volk sey mir gegrüßt!
„Gegrüßt sey Mavrogeni mir,
„Er und sein Schwesterlein!
„Fürwahr du hast ein Schwesterlein,
„So schön als tugendsam;
„Nicht Gaben beugen ihren Sinn,
„Nicht Edelstein und Gold;
„Und dennoch, dennoch war sie mein,
„Ich rühme mich der Gunst!" —
„Laßt, König, mich ein Zeichen sehn,
„Beweiset was ihr sprecht,"
Ruft zitternd Mavrogeni aus
Und Wang' und Lippe bleicht.

Drauf zeigt der Fürst die Flechten vor,
Das Haar in goldner Schnur;
Er zeigt den Finger ihrer Hand,
Mit seinem Fingerring.
Nun seufzet Mavrogeni tief,
Und fasset sich nicht mehr:
Indeß die Trauernachricht flieht:
Die Schwester tief bewegt,
Sie wechselt eilig das Gewand,
Schmükt bräutlich ihren Leib,
Ihr Antliz glänzt wie Sonnenpracht,
Ihr Busen wie der Mond,
Wie Rabenfedern wölben sich
Ums Aug' die hohen Brau'n,
Und mit Geschmeide reich geziert,
Fliegt würdig sie einher.
Mit Eil der Schwalbe nähert sie
Dem großen Platze sich:
„O laßt mich, edle Herren, durch,
„Laßt Männer mich des Volks.
„Was fesselt meinen Bruder, ihr,
„Was ist des Todes Schuld? . . . .
„Für Euch, für Eure Keuschheit bürgt,
„Zu kühn des Bruders Haupt . . . .
„Ihr gabet euch dem Fürsten hin,
„Er rühmt sich eurer Gunst . . . .

„Und welches Zeichen bringt der Fürst,
„Wodurch mein Bruder glaubt?“ —
„Die Flechten zeihen euch der That,
„In seinem Goldgespinnst:
„Eu'r Finger und Eu'r Fingerring,
„Bestätigen die That.“ —
„So öffnet eure Augen doch,
„Ihr Herrn und ihr des Volks;
„Schaut meiner Finger volle Zahl,
„Mein unbeschornes Haupt.
„Mit meiner Magd hat er geruht,
„Drum ist er jezt mein Knecht;
„So stecke Brod in deinen Sak,
„Füll Wasser in den Krug;
„Zieh mit dem Esel in den Wald
„Und holze für den Heerd.“
Als dieß das ganze Volk vernahm,
Zürnt es dem Fürsten laut;
Mit Wuth stürzt alles gegen ihn,
Er unterliegt der Wuth.
Und jeder ruft zur Herrscherin
Das holde Mädchen aus:
„Willkommen uns auf diesem Thron,
„Willkommen, Königin;
„Wir feiern ewig diesen Tag
„Und preisen deine That.“

Bei so manchen Spielen äußert sich die angebohrene Lebhaftigkeit der Griechen in witzigen Einfällen und kleinen Inpromptüs. So versammeln sich am Johannistage größere und kleinere Gesellschaften, und alles gilt an diesem Festtage für Vorbedeutung auf das folgende Jahr. Um Orakelsprüche zu erhalten, begeben sich viele junge Mädchen auf einen freien Platz. Eine von ihnen hält einen verdekten Korb im Schooße, der Blumen, Früchte, Bänder und andere Kleinigkeiten enthält, welche von ihren Gespielinnen hineingelegt werden, ehe die jungen Leute herbeikommen. Die hineingelegten Sachen werden dann einzeln hervorgezogen, und bey jedem macht einer der Mannspersonen ein Paar Verse, bald schmeichelnd und lobend, bald spottend und beißend. Das gezogene Band oder die Blume legt man in einen leeren Korb, und nach geendigtem Spiele nimmt jede ihr Eigenthum, und deutet sich heimlich die dabei gesprochenen Verse, so gut, oder so schlimm als möglich. Da die Reime im Neugriechischen sich leicht finden lassen, so kostet es denen, die der Sprache mächtig sind, geringe Mühe, sogleich aus dem Stegereif einige Verse zu dichten; denn auf Sylbenmaaß, so wie auf die Gedanken, wird, bey solchem Spiele, natürlich nicht so genau geachtet.

Eine Menge von Spielen anderer Art findet man ebenfalls in Griechenland: das auch bei uns gewöhnliche Gleich oder Ungleich, und das in Italien

einheimische a la Mora, wobei der eine errathen muß, wie viele Finger der andere ausgestrekt hat. Bei Hochzeiten wird bisweilen eine Art von Fackelrennen gehalten. Jeder der Mitspielenden läuft, mit einer brennenden Fackel in der Hand, nach einem Ziele; erlischt sie, so muß er eine bestimmte Strafe geben, die dem als Preiß zu Theil wird, der mit hellbrennender Fackel zuerst dieß Ziel erreicht. Beim Wachtelnschlag, unserm Hahnenschlag ähnlich, wird eine Wachtel an einem Platze bevestigt. Mit verbundenen Augen führt man denjenigen, der darnach schlagen soll, zwanzig bis dreißig Schritte fort, läßt ihn dann allein wieder zurükgehen, und er bemüht sich nun den Vogel zu treffen, was begreiflich nur selten gelingt.

Das Verlangen, die Zukunft zu erspähen, sucht man bei mehreren Spielen zu befriedigen. Die Clidona soll verkünden, ob die Folgezeit Heil oder Verderben bringe. An einem Abend fodern zwei junge Mädchen von allen, die am folgenden Tage an dem Spiele Theil nehmen wollen, irgend etwas, ein Band, Geld oder dergleichen, und gehen dann hin, tiefes Stillschweigen beobachtend, wie es bei allen solchen mysteriösen Gebräuchen nothwendig ist, Wasser aus einer Quelle zu holen. Die gefüllte Urne wird mit Lorbeer- und Myrtenblättern bedekt, wenn zuvor die eingefoderten Sachen hineingelegt sind, und bleibt im Freien stehen. Alle versammeln sich am folgenden Tage zur

bestimmten Stunde. Eine von jenen beiden Mädchen deckt, in Gegenwart der übrigen, die Urne auf, indeß alle ein Lied anstimmen:

Oeffne die Clidona, sehen wirst du den Geliebten mein,
Er besiegt mich stets, vergebens wird mein Widerstreben seyn.

So wie nun das Mädchen, welche die Urne öffnete, eine der Anwesenden nennt, muß diese einige Verse recitiren und zugleich zieht man eins der hineingelegten Pfänder hervor, das der Besitzerin zugestellt wird. Die Verse wendet man auf sie an und sie werden, Segen oder Mißgeschik verkündend, gedeutet. Diese zufällig bei jedem Bande, jeder Spange u. s. w. gesprochenen Worte sind das Orakel, jede bekömmt auf die Art Kunde von ihrem Schiksale. Um zu entdecken, ob das, was man sich denkt, wahr sei oder nicht, nimmt man Wasser aus der obgedachten Urne; scheint es, den Lippen genähert, schäumend, so ist es ein gutes Zeichen, im Gegentheil will das Schiksal nicht gewähren, was man wünscht.

Festlich geschmükt erscheinen bei solchen Spielen, bei allen Feierlichkeiten Jünglinge und Mädchen. Wie alle südlichen Völker lieben die Griechen, unter ihrem hellen, heiteren Himmel, die schimmernden, brennenden Farben, und dem Nordländer, an düstere, matte Farben gewöhnt, unter seinem trüben, wolkenumzo-

genen Himmel, fällt in jenen Ländern anfangs nichts so sehr auf, als der schimmernde Puz der Türken und Griechen, wo häufig die abstechendsten Farben sich neben einander finden. Seit den ältesten Zeiten sind sie diesem Geschmak treu geblieben, wie überhaupt bei ihnen die Moden auch in der Form und dem Stoff der Kleider nicht wechseln, wie bei uns, sondern sie der einmal eingeführten Tracht getreu bleiben.

Der Luxus ist unter den Neugriechen sehr hoch gestiegen, besonders schmücken sich die Frauen mit vielen Perlen, Gold und edlen Steinen, die der Mann, bei einem oft spärlichen Einkommen, schaffen muß. Nachlässig sind sie hingegen in Hinsicht auf Wäsche, und überhaupt befleißigen sie sich nicht sehr der Reinlichkeit, daher auch ihr Baden nicht viel hilft. Vornehme und Geringe sind hierin gleich unordentlich, und aus der Ursache ist man sehr zufrieden, daß sie strenge Wohlgerüche, Rosenessenzen, Moschus u. s. w., und starkduftende Blumen lieben. Frauen und Mädchen bilden sich ganze Bälle von Jasminglökchen, die sie auf dem Kopfe tragen, und triefen zuweilen von Rosen- und Orangenwasser. Besonders gerne bestreut man die Wäsche mit duftendem Jasmin, so wie die Früchte, die man präsentirt. Die Vornehmen haben ihre eigenen Bäder, andere gehen in die öffentlichen, deren es allenthalben in den Städten giebt. In einem großen [illegible]figen Saal, wo das Leinenzeug getroknet wird,

und die Aufwärter sich aufzuhalten pflegen, entkleidet man sich. Jeder erhält einen langen Streifen Leinewand, sich um die Mitte des Leibes zu gürten, und ein Paar Holzschuhe. Durch einen schmalen Gang kommt man in ein anderes Gemach, das durch verborgene Oefen geheizt wird, wo das Wasser zum Baden ist, und das an den Seiten bequem eingerichtete Kabinette hat. Auf den in der Mitte erhöhten, und mit einem Tuche bedekten Fußboden muß man sich niederlegen, und bald bricht der Schweiß stromweise aus. Zwei nakte Männer treten dann herein, drücken, kneten und reiben alle Theile des Körpers, lassen alle Gelenke krachen, Arme, Beine, selbst den Rükgrad und die Brust, und wenden und drehen den ganzen Körper auf alle mögliche Weise. Dann wird man mit einem Tuche, das, wie die Striegel der Alten, allen Schmuz wegnimmt, abgerieben, und in ein Kabinett geführt, wo eine Wanne steht mit zwei Hähnen, um nach Erforderniß warmes und kaltes Wasser sich zu verschaffen. Der Aufwärter bringt alsdann in einem Gefäße Seifenschaum und einen Schwamm, und übergießt den Badenden über und über mit Wasser. Zulezt erhält man trockene Kleider, und wird in den ersten Saal zurükgeführt, wo Lager bereitet sind. Nach einer kurzen Ruhe wird jedem eine brennende Pfeife und Kaffe präsentirt; und gestärkt und frisch verläßt man das Badehaus. Die gemeinen Leute baden ge-

wöhnlich einmal die Woche auf diese Art, Vornehme häufiger.

Die Griechischen und Türkischen Frauenzimmer tragen lange, weite Beinkleider, die bis auf die Knöchel hinabgehen, oft doppelte, die unteren von Leinwand oder Baumwolle, die anderen von Seidenzeuch. Oberhalb der Hüften werden sie durch einen seidenen oder baumwollenen Gürtel bevestigt. Auf den Inseln sind diese Beinkleider kurz, und werden unter den Knien mit einem Bande zugebunden, das so fest zusammengeschnürt wird, daß es tief einschneidet. Die Leibchen umschließen knapp den Körper. In Athen tragen die Griechischen Matronen ein Kleid von blauem oder rothem Tuch, mit kurzer Taille; der lange Rok fällt in vielen Falten bis auf die Erde hinab. Ein dünner, wallender Schleier, am Rande mit Gold gestikt, wird über den Kopf geworfen. Die jungen Mädchen tragen ein rothes Kleid, mit einer vierekigen Kappe von gelbem Atlaß, die den Rücken herabhängt. Im Gehen stecken sie ihre Hände in die Taschen, und verhüllen das Gesicht. Oft bedienen sie sich auch, wenn sie ausgehen, der Türkischen Tracht.

Im Hause selbst kleiden sich die reichen viel prächtiger. Ihre weiten langen Beinkleider, für den Winter von rothem Tuch, im Sommer von seidnem Zeuche, sind unten mit Gold gestikt, und ragen unter dem Hemde hervor, das weite, zierlich ausgenähte Aermel

hat. Der Leibrok ist von Seide, genau dem Busen und der Gestalt des Körpers anpassend. Die Aermel lassen sich bei der Hand zuknöpfen, und sind mit rothem oder gelbem Damast gefüttert. Den Leib umschließt ein breiter, reicher Gürtel, vorn mit kostbaren Schildern zugemacht. Ueber das genannte Kleid ziehen sie ein anderes, da im Sommer mit Hermelin besezt, für den Winter mit anderem Pelzwerke gefüttert ist. Den Kopf bedekt eine rothe oder grüne, mit Perlen reich gestikte, platte Haube, unter dem Kinne mit einem Bande bevestigt. Um die Stirne wird ein gelbes Tuch geschlungen. Eine Schnur mit Zechinen hängt am Halse herab. Locken fallen über die Wangen herunter, und eine Menge von Flechten, oft falsche, bedecken den Rücken. Es kostet nicht wenig Zeit und Mühe, nach dem Bade das Haar zu kämmen und zu ordnen, und mit kleinen länglichen Silberplatten zu zieren, die in gleichen Entfernungen zwischen den Flechten eingestekt werden. Um die Augen malen sie sich blau, der innere Winkel und die Augenwimper werden schwarz gefärbt, mit dem Ruß von mehreren Gummiarten. Gewöhnlich tragen sie an den Füßen Halbstiefeln, oder eine Art von Pantoffeln, mit welchen sie beim Gehen ein unangenehmes Geräusch machen.

Zur weißen Schminke, die, so wie die rothe, fast von allen Griechinnen fleißig gebraucht wird, nehmen sie eine Art kleiner Muscheln, die rein gewaschen, zu

einem zarten Pulver gestoßen, und mit Citronensaft zum Teige gemacht werden. Die Zwiebel einer Irisart giebt ihnen die rothe Schminke, welche der Haut nicht schädlich ist, und nicht alle Tage erneuert werden darf. Als ein Mittel gegen die strenge Frühlingsluft binden viele vom ersten März bis Ostern seidene Fäden, von verschiedenen Farben, um den Arm. In der Osternacht wird dann ein Feuer vor der Thür angezündet, sie werfen jene Fäden hinein, und beten zu Gott, sie das Jahr hindurch gegen den schädlichen Einfluß der Luft und Sonnenglut zu schützen.

Auf einigen Inseln kleiden sich die Weiber wie die zu Constantinopel, oder wie die Griechinnen in Athen und anderen Städten, oft auch wie Italiänerinnen, da von dort viele alte Kleider nach den Inseln gebracht und mit Vortheil verkauft werden. Abentheuerlich genug ist ihr Puz auf anderen Inseln, so auf Argentiere. Ein Schawl, gewöhnlich von grüner Wolle mit dunkelrothen Flecken, umgiebt Stirne und Gesicht, und läßt nur zwei kleine Büschel Haare sehen, die auf jeder Schläfe herabhängen, dazwischen stekt man kleine glänzend schwarze Federn von gewissen Entenarten. Die Haare sind mit rothen Bändern durchflochten und umwickelt, dann um den Kopf gewunden und mit einem schwarzen Bande bevestigt, rothe Bänder hängen darüber. Hinten am Kopfe ist ein langer Schleier festgemacht, mit breiten goldenen Borten eingefaßt.

Um den Hals schlingt sich ein Schmuk von Gold und Perlen, woran ein Kreuz hängt. Ein großes Stük von rothem Sammet, mit goldenen Spitzen besezt, mit Silber- oder Goldstoff verbrämt, und mit einem himmelblauen Bande eingefaßt, bedekt die Brust und Kehle, hinten stößt es auf dem Rücken zusammen, wo drei Reihen Band, ein hellblaues von zwei rothen eingefaßt, zierlich angesezt sind.

Eine seidene Schürze, in der Mitte und unten mit goldenen Franzen besezt, geht nicht ganz bis aufs Knie herab. An einem rothen Bande, das wie eine Schärpe umgebunden wird, so daß auf jeder Seite ein Ende herabhängt, ist an der linken Seite ein Schnupftuch bevestigt. Das reichste Stük des Anzuges, das Oberkleid, besteht aus Seidenzeuch, und ist, länger als die Schürze, mit rosenfarbenem Bande eingefaßt, woran goldene Spitzen genäht sind. Arme Weiber nehmen, statt der lezteren, Borten von unächtem Golde, oft auch nur von Baumwolle. Das Auffallendeste bei der ganzen Kleidung sind die Aermel, die, ungeheuer groß, bis an den Vorderarm reichen, wo man sie mit einem rothen Bande zubindet, dann werden sie zurükgeschlagen, und in großen, weiten Falten auf der Schulter bevestigt, so daß diese hoch und steif hervorstehen, und der Kopf zwischen zwei Wülsten stekt. Sie sind mit goldenen Spitzen besezt, fallen bis auf die Beine herab, und bedecken völlig beide Seiten des

Körpers. Ueber den Rücken herunter, bis in die Mitte der Schenkel, hängen zwei dicke und faltenreiche Stücke Baumwollenzeuch, die ganz steif sind, und wie kleine angebundene Matratzen aussehen.

Zierliche, gut geformte Beine rechnen sie nicht zu den Schönheiten eines Frauenzimmers, im Gegentheil suchen sie ihnen ihrer ganzen Länge nach einerlei Dicke zu geben, wodurch sie wahren Pfeilern ähnlich sehen. Sie ziehen daher mehrere Paare Halbstrümpfe von verschiedener Größe über einander, damit des Fußes Untertheil so dik wie die Wade werde. Ueber alle wird ein sammetner Ueberstrumpf gezogen, der hinten und vorn mit silbernen Borten besezt ist. An den Füßen tragen sie eine Art Pantoffeln von Gold- oder Silberstoff, mit Haken, dünnen Solen und langen, zurükgebogenen Spitzen.

Diese Kleidung ziehen sie nur an, wenn sie sich festlich schmücken wollen, gewöhnlich tragen sie eine schlechtere, die aber aus den nämlichen Stücken, nur von gröberem Zeuche, besteht.

Fast noch abentheuerlicher kleiden sich die Mädchen und Frauen auf Naxos; dabei schminken sie sich stark, und legen Schönpflästerchen auf, von denen ein halber Mond über der Nase ihnen besonders reizend scheint. In Scio zeichnen sich die Weiber aus durch Sorgfalt und Nettigkeit in ihrem Puz. Das Oberkleid ist meistentheils von grüner Farbe; da aber viele Türken auf

der Insel wohnen, und leicht daran ein Aergerniß nehmen könnten, so erkaufen sie die Erlaubniß dazu um große Summen. Der Kopfpuz hat die Gestalt einer phrygischen Müze, oder er besteht in einem weißen, um den Kopf geschlungenen Tuche, und die Haare sind an den Seiten sorgfältig gelokt. Der weiße, baumwollene oder seidene Rok ist so kurz, daß man oft die rothgestikten Strumpfbänder sehen kann. Die Strümpfe sind weiß, so wie die Pantoffeln und Schuhe, die mit bunten Bändern wunderlich geschmükt werden. In Mykone sind die Anzüge der Frauen seltsam und theuer, oft kommt einer über 150 Zechinen, dient indeß der Besitzerin auch für das ganze Leben. Folgende Stücke gehören dazu: ein kleines Hemd, das kaum die Brust bedekt, von Mousselin oder Seidenzeuch, reich mit Gold gestikt, darüber zieht man ein anderes, großes und weites Hemd, von gleichem Stoffe, mit Spitzen besezt, und mit Gold oder Silber ausgenäht, das bis ans Knie reicht: das dritte Stük ist ein reich gestiktes Leibchen ohne Aermel, gewöhnlich von feingefälteltem Baumwollenzeuche, unten mit zehn oder zwölf Streifen von demselben Zeuche besezt, so daß eine Wulst, von fast eines Daumens Dicke, entsteht. Darüber wird wieder ein anderes Leibchen gezogen, das ebenfalls keine Aermel hat, reich mit Gold und Perlen verziert. Für den Winter werden häufig Aermel angesezt. Der Colubi ist eine Art von Rok, der bis ans Knie geht,

sehr dik und ganz voll Falten, der durch den obgedachten Wulst noch dicker erscheint. Zum vollen Anzuge gehört noch eine gestikte seidene Schärpe. Im Winter tragen sie Strümpfe von rothem Tuche, mit goldenen Spitzen und Perlen besezt, im Sommer von Baumwolle. Die Strümpfe sind gefältelt, und gewöhnlich zieht man vier oder fünf Paar über einander. Die Pantoffeln sind von Sammet, aber das Obertheil ist so klein, daß nur die Zehen hineingestekt werden können. Beim Ausgehen wird noch ein Schleier von Seide oder Mousselin übergeworfen, den sie mit vielem Geschmak um Kopf und Hals wickeln.

Auf Scio, dieser glüklichen Insel, wo man den Griechen freier und edler findet, sind auch die Weiber liebenswürdiger, geistreicher, lebendiger und unterhaltender, als anderswo. Man sieht die jungen Mädchen ganz frei, in Gegenwart ihrer Eltern, und sie leben uneingeschränkter als in anderen Gegenden, z. B. zu Athen, wo die Weiber und Mädchen so eingeschlossen gehalten werden wie die Türkinnen. Wo man indeß Frauenzimmer auch gesprächig und lustig in Gegenwart von Fremden findet, sobald ein Türke sich sehen läßt, sind alle still und verlegen, um sich nicht ihrer Zudringlichkeit und Beleidigungen auszusetzen. Fast in keiner Gegend Griechenlands findet man so schöne Formen, als unter dem milden, heiteren Himmel Scio's, und länger behalten sie auch ihre Frische

und Schöne, vielleicht weil sie weniger häufig baden, und mehr sich bewegen, als ihre übrigen Landsmänninnen, die sich bemühen recht fett und corpulent zu werden, da dieß allgemein für schön gilt.

Die Tracht der Albanierinnen ist grob und einfach; sie besteht aus einem Hemde, das bis an die Knöchel reicht, einem dicken Gürtel um die Mitte des Leibes, und einem kurzen, wollenen Jäckchen. Das Haar ist in zwei Zöpfe geflochten, am Ende mit einer rothen seidenen Schnur bevestigt, die bis auf die Hacken herabfällt, und oft mit Silbermünzen, deren Größe stufenweise abnimmt, besezt ist. Beine und Füße sind gewöhnlich bloß. Den Kopf bedekt ein langes Tuch, das sie um den Hals schlagen, so daß das eine Ende vorne, das andere hinten herabhängt. Die Mädchen sieht man auch in einer rothen, platten Müze, mit Türkischen Münzen besezt, die wie Fischschuppen über einander liegen.

Die Griechen tragen gewöhnlich weite Beinkleider, die bis ans Knie reichen, nur in Thessalien läßt man sie bis auf die Knöchel gehen. Jene sind aus zwei viereckigen Stücken blauen Zeuches sakförmig zusammengenäht, mit Oeffnungen für die Beine und oben durch eine Schnur zusammengezogen. Sie bilden hinten und vorn eine große Menge von Falten, die in der Ferne sie einem Weiberrocke ähnlich machen. Die vornehmen Griechen gehen ganz wie Türken gekleidet, nur daß sie

keinen weißen Turban von Mousselin haben dürfen, sondern einen blauen, oder einen Kalpack. Gelbe Pantoffeln oder Stiefeln zu tragen ist nur den bei fremden Gesandten in Diensten stehenden Griechen erlaubt; gewöhnlich ist die Fußbedeckung roth, so wie die Juden oder Armenier schwarze und violette Pantoffeln von Maroquin tragen.

Die Mainotten gehen bei der Trauung in folgender Tracht: Der Bräutigam prangt mit einer rothen Mütze, oben mit einer seidenen Quaste. Sein Wams ist von Scharlach, auf allen Näthen mit rothen seidenen Schnüren besezt, so wie oben am Halse. Die Aermel sind bis zur Hälfte des Vorderarms offen. Die mit seidenen Schnüren besezte scharlachene Weste, die vorne zwanzig kleine runde Knöpfe hat, steht offen. Die Beinkleider sind weit und gehen nur einige Zoll übers Knie. Er trägt keine Strümpfe und die Schuhe sind mit seidenen Bändern zugebunden, die bis um die Wade hinaufgeschlungen werden.

Die Braut trägt einen Schleier von weißer Gaze, der um den Kopf geht, wo er an jeder Seite mit einer Nadel bevestigt ist, unters Kinn durchläuft und hinten herabhängt. Unter diesem Schleier ist eine Haube von Scharlach oder Seidenzeuch. In den Ohren hängen zwei künstlich gearbeitete Ohrringe. Das seidene Kleid ist eine Art Schlafrok ohne Ermel, mit drei Besezungen, einer rothen, einer weißen und einer blauen

oder gelben. Unter dem Busen schlingt sich ein Gürtel herum. Ueber dem ebenbeschriebenen Kleide trägt sie eine lange Tunika von Scharlach, mit sehr weiten Ermeln. Die Schuhe sind platt und sie geht ohne Strümpfe.

Die Albanier gehen in kurzen, weiten Beinkleidern, einer kurzen Jacke, und einer Weste, die mit mehreren Reihen silberner Knöpfe, Platten und Ketten besezt ist. Ihre Stiefeln sind mit Riemen zugeschnürt und reichen oft bis ans Knie. Die buntbesezten Mäntel vollenden den malerischen Anzug. Eine Müze von rothem Tuch bedekt den Kopf. Nur mit Mühe konnte sich Choiseul Gouffier eine Zeichnung verschaffen, weil ihnen ihre Religion strenge alle Bilder verbietet. Ein Albanier, der für Eine Zechine zehn Personen ermordet hätte, antwortete, als man ihm vorschlug sich malen zu lassen, „er werde für keinen Preiß seine Einwilligung dazu geben. Euerm Maler wird schon angst werden, sezte er hinzu, wenn am jüngsten Tage die kleinen Menschen, die er gemacht hat, ihn umringen und Seelen und Leben von ihm fodern.“

Geschäftiger und betriebsamer als die Türken, die ganze Tage stille in einem Kaffehause, an einem Bache, unter einem schattigen Baume sitzen, ihre Pfeife rauchen, den Rosenkranz abmurmeln und dann und wann Kaffe schlürfen, bei denen selbst oft der

Schmid, auf einem Küssen sitzend, seinen kleinen Ambos zwischen den Füßen hält und ganz gemächlich das Eisen hämmert; thätiger und rascher sind die Griechen. Weniger Bedürfnisse des Lebens habend, in einem milderen Klima wohnend, wo die Noth nicht gebietet alle Kräfte mühsam anzustrengen, um der Armuth und dem Mangel zu entfliehen, ist der Grieche, da der Despotismus selbst ihn in seiner Anstrengung lähmt, und seine Religion ihm der Feiertage so viele giebt, mit dem Nordländer in Ansehung der Arbeitsamkeit nicht zu vergleichen; aber was er beginnt, betreibt er rasch und gewand, und wo Sicherheit des Genusses der erworbenen Güter seinen Muth befeuert, ist er ämsig beschäftigt vom frühen Morgen an, der ihn mit Sonnenaufgang an seine Arbeit ruft. Im eigentlichen Griechenland sind die Griechen in vielen Provinzen fleißige Ackerbauer, da in anderen die Albanier das Land bestellen; sie treiben Handwerke, sind Künstler, und befahren, wie viele von den Inselbewohnern, das Mittelländische Meer und den Pontus Euxinus mit ihren eigenen Schiffen, oder durchziehen als Hirten, mit ihren Heerden, das Land. Auf mehreren Inseln findet man, den Sommer hindurch, wenige Mannspersonen, weil die meisten als Matrosen abwesend sind, und erst gegen den Winter heimkehren, ihren Gewinn zu verzehren. Viele büßen ihr Leben auf den Wellen ein, oder sterben in

der Fremde, daher auch auf den Eilanden das Verhältniß zwischen Männern und Frauen so ungleich ist. Die Lebensart der Griechen im Archipelagus ist gewöhnlich sehr einfach, die meisten dürfen keinen Luxus zeigen, weil ihre geldgierigen Tyrannen immer auflauren, stets bereit über alles herzufallen, was die Industrie erwarb, sobald nur ein Schimmer von Reichthum sich zeigt. Diese Unsicherheit des Besitzes hindert das Aufblühen des Handels, hemmt selbst die Thätigkeit des Landmanns, der seinen Acker nicht mit der gehörigen Sorgfalt bestellt, weil reiche Erndten nur erhöhte Abgaben, größere Erpressungen veranlassen würden, hindert die Benutzung der Marmorbrüche, Erzgruben und Salzquellen, die in einigen Inseln reichen Ertrag versprechen, aber von den Griechen verheimlicht werden, die alle Nachsuchungen scheuen, um nur nicht mehr Türken herbeizuziehen und als Sklaven für den Sultan in Bergwerken und Steingruben arbeiten zu müssen. In den meisten Inseln bringen daher die Bewohner einen großen Theil ihrer Zeit auf den öffentlichen Plätzen hin; dort sprechen sie über Politik, da sie gewaltige Neuigkeitskrämer sind, und die Absendung oder Ankunft einer Barke erregt ein eben so großes Aufsehn, als in anderen Staaten kaum die Ankunft oder das Absegeln einer ganzen Flotte. So wie ein Fahrzeug sich nähert, läuft alles herbei; ti mandata? Nichts Neues? erschallt von allen Seiten.

Die Städte sind meistentheils schmuzig und häßlich, mit krummen, engen und häufig ungepflasterten Straßen. Die Häuser haben gewöhnlich nur Ein Stokwerk, sind schlecht, klein und leicht gebaut, mit niedrigen Thüren, besonders in den Seitengassen. Die terrassenförmigen Dächer sind meistentheils von Holz, worauf man Erde festgestampft hat, die aber zur Regenzeit häufig abgespült werden, so daß alles durchnäßt. Statt der Fenster sind Laden und Jalousien, die man in dem glüklichen Klima, den größten Theil des Jahres hindurch, offen stehen lassen kann. Eine griechische Stadt mit ihren leichten, aus Holz größtentheils errichteten Häusern, ist viel ehe gebaut als eine in nördlicheren Gegenden, und da oft Gärten und Bäume die einzeln stehenden Wohnungen umgeben, so hat sie einen weit größeren Umfang als irgend eine der unsrigen, von einer gleichen Anzahl Menschen bewohnt. Im Archipelagus findet man keine schönen Gebäude, als die aus den Zeiten der Genueser sich erhalten haben. Athen hat im Verhältniß die breitesten und schönsten Gassen, da hingegen die in Stampalia und Serpho so enge sind, daß man nicht einmal die Todten auf der Bahre forttragen kann; sondern sie in einen Teppich wickelt und auf der Schulter nach der Kirche trägt, die außerhalb der Stadt ist. Treppen, die weit in die Straßen hineingehen, nehmen den größten Raum ein und beengen den Plaz auf beiden Seiten. Die ansehn-

lichsten Gebäude sind die Kirchen, die Wohnung des Pascha's, obgleich auch diese häufig den Einsturz droht, ohne daß man sie ausbessert; die Khane und Kaffehäuser, die indeß in den nur von Griechen bewohnten Oertern auch nicht sehr einladend sind, die Türken aber verwenden, weil sie dort einen großen Theil des Tages zubringen, mehr darauf sie zu unterhalten.

In Trichery fand Bartholdy das Kaffehaus ganz einem langen Stalle ähnlich. Statt des Sophas standen rings an den Wänden niedrige hölzerne Tische, worauf geflochtene Strohmatten lagen. Gegenüber war die Barbierstube, wo Kopf und Bart geschoren werden, und in dieser Kunst glauben Türken und Griechen die Fremden weit zu übertreffen. Sie machen es wirklich sehr genau, aber dafür desto langsamer und umständlicher. Alle mögliche Stellungen muß derjenige annehmen, der beschoren wird; bald muß er den Kopf zurükbiegen, bald liegt er auf dem einen, bald auf dem anderen Knie des Bartkünstlers, der abwechselnd Messer und Scheeren gebraucht. In einer solchen Stube findet man gewöhnlich mehrere, die sich scheeren lassen, was einen gar lächerlichen Anblik gewährt. Ueber dem Kopfe eines jeden hängt ein Gefäß, wie eine Theemaschine, aus welchem das Wasser auf den Eingeseiften herabläuft.

Die Häuser der Muselmänner sind so eingerichtet, daß der Theil, den die Frauen bewohnen (Harem),

von dem für die Männer bestimmten (Selamlik) ganz getrennt ist. Bei den Griechen ist dies nicht der Fall. Die Zimmer sind ganz einfach, in den Seestädten und auf den Inseln, bei reichen Leuten oft mit schlechten Bildern geziert, welche sie in Italiänischen Hafen erstanden haben. Die Möbeln sind ebenfalls unansehnlich, ein ärmlicher Sopha, an einer Wand, dient zum Sitzen und Schlafen, außerdem findet man noch einige Kisten, die statt der Sessel gebraucht werden, kleine Tabourets, und in angesehenen Häusern trifft man wohl zwei bis drei waklige Lehnstühle. Einen Tisch zum Schreiben darf man nirgends suchen, höchstens einen Fuß hoch ist der runde Tisch, den man gebraucht, um daran zu essen. Eben so ärmlich sind häufig die übrigen Geräthe. In manchen Häusern sind jene Bänke, die zum Schlafen dienen, so hoch, daß unter denselben die Schlafstelle für die Bedienten ist, man legt in der Nacht Decken darauf, die am Morgen weggenommen werden. Unreinlichkeit herrscht allenthalben, daher man auch durchgehends von Ungeziefer zu leiden hat, besonders von Wanzen, deren Menge oft allen Glauben übersteigt.

Des Nachts brennt im Schlafzimmer gewöhnlich eine Lampe, vorzüglich vom Sonnabend auf den Sonntag, zur Ehre der heiligen Jungfrau (Panagia), deren Bild in den meisten Häusern anzutreffen ist. Bei den mehrsten Griechen schläft fast die ganze

Familie in demselben Zimmer, und der Sopha dient gewöhnlich zur Schlafstelle. Fast immer schläft man angekleidet, und legt nur den Puz und die bessern Oberkleider ab. Mit Einbruch der Nacht legt man sich nieder und steht mit der Sonne auf.

Kamine oder Ofen findet man in den griechischen Häusern nicht, man gebraucht in den kalten Tagen ein Kohlbecken, das man auf einen Dreifuß mitten ins Zimmer stellt, um es zu erwärmen. Die Augen gegen den Schein und die Hitze der Kohlen zu sichern, hat man den Tendour erdacht, einen viereckigen Tisch, unter welchem das Feuer steht. Ein auf allen Seiten bis auf die Erde herabhängender Teppich bedeckt diesen Tisch, ein kleinerer, von Seide, liegt auf demselben. Man sizt auf Sopha's oder Kissen umher, und stekt Hände und Füße unter den Teppich. Die Weiber verbringen im Winter meistentheils ihre Zeit am Tendour, sticken oder nehmen Besuch an von ihren Freundinnen. Wie leicht zu erachten, verursachen diese Kohlbecken oft Feuersbrünste, die weit um sich greifen, da so viele brennbare Materialien sich allenthalben finden, das leichte Holzwerk schnell auflodert, und nirgends, bei der schlechten Polizei, sich Anstalten zum Löschen finden. Nur wenige Augenblicke, und eine ganze Straße liegt in der Asche. Sonnini war Zuschauer eines solchen Brandes in Salonichi, der zur Nachtzeit in dem enggebauten Quartiere ausbrach, das von Juden bewohnt

wird. Das Schiff, auf welchem er sich befand, lag ziemlich weit von der Stadt, dennoch ward die Nacht so helle, daß man auf dem Verdecke lesen konnte. Der Wind trieb eine Menge von Funken bis nahe ans Schiff, und man mußte Anstalten treffen unter Segel zu gehen. Fünfhundert Häuser wurden in kurzer Zeit ein Raub der Flammen, deutlich hörte man das laute Geheul der Unglücklichen und dazwischen donnerten dumpf die Kanonen, die von Zeit zu Zeit gelöst wurden, um die nahe Wohnenden zur Hülfe herbeizurufen.

Das gewöhnliche Getränk in der Levante ist Kaffe und Wasser. So oft man einen Besuch macht, werden Confituren (Glika) präsentirt, von denen man einen Löffelvoll nimmt, und derselbe Löffel macht die Runde bei allen Anwesenden. Dann folgt Wasser, dessen Geschmak zu verbessern man jene Süßigkeiten herumgiebt, und endlich Kaffe, der auf Türkische Art bereitet ist. Man stößt nämlich die gebrannten Bohnen mit einer eisernen Keule in einem Mörser, kocht dann den Kaffe, und beim Einschenken mengt man noch von dem Pulver einige Messerspitzen voll in jede Tasse, und trinkt dies so heiß als möglich, ohne Zucker und Rahm. Manchmal wird auch Branntewein (Raki) herumgegeben. Nach dem Kaffe bringt man die Pfeife, und wenn es hoch hergeht, Parfüms, womit man bald besprengt, bald beräuchert wird. Die höchste Ehre ist, wenn man vor diesem Räuchern mit Aloeholz, erst mit

einem Tuche bedeckt wird, worunter man zuweilen ersticken möchte. Dies geschieht gewöhnlich nur, wenn man von den Vornehmen, denen man einen Besuch gemacht hat, weggehen will, von den Hausofficianten an der Thüre, die dafür Trinkgeld erwarten. Die Erfrischungen präsentirt in manchen Gegenden die Frau vom Hause selbst den Gästen, oder ihre Tochter. Das Wasser wird in einem großen Glase gereicht, das allen Anwesenden geboten wird; am liebsten nimmt man emaillirte Gläser, und solche, die einen goldenen Rand haben, vorzüglich die in Böhmen verfertigten, die ein porcellanartiges Ansehen haben. Man hat sie von allen Größen und Formen, und man schmükt damit, bei den Wohlhabenden, die Zimmer, wo man sie, auf hohen Gestellen, symmetrisch aufstellt. So oft man in der Levante Kaffe trinkt, nimmt man immer vorher einen Schluk kalten Wassers. Die Vorliebe des Südländers für das Wasser können wir uns, in unserm Norden, kaum vorstellen, da wir es so überflüßig, und gewöhnlich gut haben, und häufig uns anderer Getränke bedienen. Bartholdy erzählt: in Scio unterhielt uns ein Mann eine Stunde lang von der Vortrefflichkeit seines Brunnens, und ließ endlich, uns zu überzeugen, eine Flasche bringen, die er, gleich einer seltenen Weinsorte, in kleine Gläser zum Kosten einschenkte. In Tine wurde derselbe Reisende auf ein Landhaus gebeten, das in einem Dorfe hoch zwischen

Bergen lag. Ermattet kam die Gesellschaft an und bei dunkler Nacht, nichts desto weniger wurden sie mit Lichtern zu einer Quelle geführt, die der Wirth immer anprieß und als seinem Landgute den größten Werth gebend lobte. Den andern Morgen mußten sie ebenfalls hinwandern, und noch des Abends kurz vor der Trennung.

Die dürre Erde hat Feuchtigkeit nöthig, um Pflanzen wachsen zu lassen, und unter einem Himmel ohne Wolken, in einer oft glühendheißen Atmosphäre, sind das Grün, der Schatten und die Frische in der Nähe der Quellen, der mit Mühe angelegten Springbrunnen von einem großen Werth für die Einwohner. Allenthalben findet man daher auch Quellen und Brunnen in Städten und Dörfern, in den Feldern und Gärten, an Landwegen und häufig besuchten Fußsteigen der Gebirge, mit Kunst geleitet und befriedigt. Meistentheils sind sie von wohlthätigen Personen angelegt und unterhalten. Die Türken betrachten es als eine verdienstliche Handlung, Brunnen zu graben und Quellen einfassen zu lassen.

Wie es ehemals häufig geschah, so pflegt man auch noch jezt in vielen Gegenden, um Plätze, die sonst durch Dürre leiden, urbar machen zu können, oder dem lechzenden Wanderer Erquickung zu schaffen, das nöthige Wasser von den Quellen, oft weit her von den Bergen durch steinerne Röhren oder gemauerte Kanäle, die auf Bogen über Tiefen und Schluchten

gehen, herbeizuschaffen. Man sammelt es dann in einer Cisterne, die einen Ausfluß hat, durch welchen das Wasser in ein tieferstehendes Becken, einen Sarkophag, eine alte Urne u. dgl. strömt. Oft findet man auch in der Nische einer nahestehenden Mauer eine Schale von Blech an einer Kette, oder einen hölzernen Napf, zur Bequemlichkeit Aller, die trinken wollen. Bei vielen solcher Brunnen ist die Vorderseite von Marmor oder anderen Steinen, oft vergoldet und mit türkischen Inschriften versehen. Mit welcher Freude sieht nicht der Wanderer, den die Glut der Sonne drükt, die frische Quelle, von dikbelaubten Bäumen umgeben, und im Schatten derselben grünen Rasen, der ihn zur Ruhe einladet.

Thee wird in Griechenland wenig getrunken, man bereitet aber ein ähnliches Getränk aus Salbey, deren Blätter, von Stauden, die an schattigen Plätzen gewachsen sind, des Morgens, vom Thau benezt, in der letzten Hälfte des Maies eingesammelt werden. Statt des Zuckers dient zu Speisen, Kuchen und Konfituren der Honig, der in vielen Gegenden noch von vorzüglicher Güte ist.

Gewöhnlich leben die Griechen sehr mäßig, besonders die Seeleute, die oft mehrere Tage hindurch nichts als schlechten Zwiebak und salzige Kräuter essen, die auf vom Meer bespielten Felsen wachsen; so daß man oft nicht begreift, wie sie dabei Kräfte und Munterkeit

genug zu ihrer schweren Arbeit behalten. Um so mehr schweifen sie bei Festen und anderen Gelegenheiten im Essen und Trinken aus, wo Gerichte in ungeheurer Menge aufgetragen werden, und sie Tag und Nacht schmausen und zechen. Im Allgemeinen sind die Lebensmittel, die man in Griechenland auf den Märkten findet, sehr wenige, und die vielen Fasttage tragen noch dazu bei, ihren Tisch magerer zu machen. Schlechte Wurzeln und von Anderen vernachläßigte Nahrungsmittel essen oft die Griechen, was zu dem Sprüchworte Anlaß gegeben hat: „Ein Grieche wird da noch fett, wo selbst ein Esel Hungers stirbt." Hühner, Schweine, Lämmer und Hammel findet man am häufigsten, Oel vertritt die Stelle der Butter, die fließend, schlecht und meistentheils mit Fett versezt und in Ziegenhäuten aufbewahrt, nur zum Pillaw genommen wird. Reiß, mehrere Arten von Gemüße und vorzüglich einige Sorten kleiner Kürbisse sind die Lieblingsspeise der Menge. Eier, Honig, trockene Feigen und die Früchte wärmerer Länder, Trauben, Granaten, Orangen, auch Aepfel, findet man nur zu gewissen Zeiten und leztere nicht häufig; Kirschen, Pflaumen, Birnen nur sehr selten, und Johannisbeeren und Stachelbeeren nie.

Ohngeachtet der wenigen Hauptgerichte und Erfordernisse zu denselben, ist die türkische und griechische Kochkunst in den Häusern der Wohlhabenden sehr ge-

künstelt und zusammengesezt. Alles wird sehr fett bereitet und stark gewürzt, und kommt in verschiedenen Gestalten immer wieder vor. Sechsmal Reiß, bald als Pillaw, bald in Weinblättern, bald gekocht oder gebacken. Selten sieht man ein großes, derbes Stük Fleisch auf dem Tische; alles ist klein zerstückelt und sehr weich, welche Bereitungsart ihrem Gebrauche, die Speisen ohne Beihülfe von Messer und Gabel zu genießen, sehr angemessen ist. Wenn sie sich derselben, etwa den Europäern zu gefallen, bedienen wollen, so vergessen sie sich jeden Augenblik und greifen wieder mit den Fingern zu, durch die Macht der Gewohnheit verleitet.

Den Tisch bereitet man auf folgende Art. Wenn die Mittagszeit herankommt, bringt ein Bedienter, da man stehende Tische in der Levante fast gar nicht findet, ein Fußschemelchen, das mit aufwärtsgekehrten Beinen in eine Ecke hingestellt wird. Hierauf wird eine runde Platte gebracht, die, auf jenen Schemel gelegt, zum Tische dient. Stüzt man sich einmal unvorsichtiger Weise darauf, so wirft man alles durch einander. Das Ganze erhebt sich nur einen Fuß von der Erde, und man sizt so, daß man eben bis an die Schüssel reichen kann. Die Beine muß man nothwendig kreuzen, oder, wenn man sie abwärts strekt, den Hals gewaltsam drehen. Man sizt auf Kissen, die umher gelegt werden. Der Bediente erscheint alsdann

mit einem langen, schmalen Tuche, gleich einem Handtuche, das er um die ganze Tafel herumwirft, und wovon jeder sich den ihm zukommenden Theil zueignet. Dann wird Brod herumgegeben, in Scheiben oder in kleine Stücke zerschnitten, wovon jeder einen ganzen Haufen, zwanzig bis dreißig Stük, vor sich hinpakt, die zugleich als Teller und um die Finger abzuwischen dienen. Nun erscheinen auch die Gerichte, eines nach dem anderen, in irdenen Näpfen, meist ohne Löffel, selbst wenn Brühe dabei befindlich ist, die man mit Brod auftunkt. Jeder holt sich nach Gefallen ein Stük aus der Schüssel heraus. Am komischsten nehmen sich alle, wenn ein Stük Geflügel aufgesezt wird. Obgleich es gemeiniglich bis zum Zerfallen gekocht ist, so gehört dennoch eine eigene Uebung dazu, es mit den Fingern zu zerlegen. Sie drehen dabei die Schenkel und Flügel so wunderlich aus den Gelenken, daß man lachen muß. Der Pillaw erscheint zulezt, gewöhnlich wird er mit hölzernen oder hörnernen Löffeln gegessen, doch pflegen auch viele ihn mit dem Daumen und den beiden nächsten Fingern in den Mund zu stecken. Der Bart spielt dabei eine schlechte Rolle. Türken und Griechen excelliren in der Bereitung einiger Gerichte und mehrerer Arten von Konfituren. Das Desert kennen die Griechen nicht, die Stelle desselben vertritt die Pfeife.

Frauenzimmer kommen in einigen Gegenden mit zu Tische, in anderen nicht, ja in manchen Inseln sind sie der Männer Aufwärterinnen. Auf Nikaria herrscht der Gebrauch, daß die Frau des Hauses zuerst aus dem Glase trinkt, das nachher bei allen Gästen herumgeht. Zur Annehmlichkeit der Mahlzeit tragen sie wenig bei, da ihre Unterhaltung sehr einförmig ist, weil nur äußerst wenige Gebildete sich unter ihnen finden. Sie wundern sich immer über die weite Reise des Fremden, besonders die Insulanerinnen, unter denen eine, die in Athen gewesen ist, als eine weit Gereiste genannt wird, und antworten fast auf Alles kala, pola kala, Schön, sehr schön! Unterhaltend für einen Franken sind auch die meisten Männer nicht, wenn man die wenigen ausnimmt, die in fremden Ländern sich gebildet haben.

Die Türken trinken erst nach dem Essen, aber die Griechen schon während der Mahlzeit, und zwar ungemischten Wein. Bei Gastmählern geht der Becher fleißig die Runde und es werden Gesundheiten ausgebracht. Im eigentlichen Griechenlande hat der Wein einen starken Harzgeschmak, woran man sich indeß bald gewöhnt. Um Appetit zu bekommen, beginnen viele den Tag mit einem Glase Branntewein, und nach dem Essen, wenn sie sich die Hände gewaschen haben, trinken sie noch, die Verdauung zu befördern, ein Glas Wein von Zante oder Samos. Die Thebaner gelten

noch jezt, wie in früheren Zeiten, für die stärksten Trinker, die Türken von Negropont und die Mönche auf dem Berge Athos sollen ihnen indeß darin gleich kommen. Außer dem Wein und Wasser ist ein sehr gewöhnliches Getränk Rosenwasser mit etwas Muskus und Rosinen von Korinth; auch hat man vielerlei Arten von Sorbets, die aus Zucker und Saft von Früchten bereitet werden, den man eingekocht, mit etwas Muskus versezt, in kleinen Täfelchen verkauft. Besonders angenehm sind sie im Sommer mit Schnee abgekühlt.

Wie des nördlichen Griechenlands Bewohner leben auch die Griechen in Morea. Gemeine Arten von Gemüse, geschmelzt mit Oel und Butter, sieht man täglich auf ihrem Tische, schwarze, eingesalzene Oliven, Kaviar und Fische. Ein neuer Apicius würde in Griechenland in Verzweiflung gerathen. Bei recht wohlhabenden Leuten besteht das Mittagsessen aus einem Gebackenen von Mohn oder Lattich, sehr stark gewürzt, und dann folgt eine Schüssel mit Schnecken, eine Lieblingsspeise der Griechen. Manchmal ißt man auch Makarone mit Käse aus Basiliko (Sicyon) bestreut, der noch, wie ehemals, berühmt ist. Mit der Mahlzeit sind überhaupt Türken und Griechen in sehr kurzer Zeit fertig.

An den Tagen, wo Fleisch zu essen erlaubt ist, bewirthen die Griechen einander gewöhnlich mit Braten,

wozu sie ein ganzes Lamm an den Spieß stecken. Schweine findet man auf mehreren Inseln in zahlloser Menge, auf anderen gar nicht. Hasen werden selten gebraten, so wie alle Arten von Geflügel. Gänse kennt man nur in einigen Gegenden Griechenlands, wo man sie auf den Teichen hält, wie bei uns die Schwäne. Fische, sowohl frisch als gesalzen, werden in den meisten Gegenden sehr gesucht, nur die ungeheuern Karpfen, aus den Seen in Arkadien, verabscheut man, weil, wie die Griechen sagen, der Genuß ihres Fleisches den Aussaz erregt.

Schafmilch wird viel gebraucht, auch Ziegenmilch, die frisch gemolken süß und aromatisch von den würzigen Kräutern ist; die Griechen trinken sie aber nicht so, sondern lassen sie durch Laab oder einen Artischokkenstuhl gerinnen, und preißen sie dann als eine Delikatesse, die Jogourth genannt wird. Unter den Käsen sind die vorzüglich geschäzten, die von Mistra und Basiliko, wie schon oben bemerkt worden; die meisten sind nicht fett genug und zu sehr gesalzen. Andere Sorten hebt man in Schläuchen auf, und der gemeine Mann vermischt sie mit Butter und ißt sie alsdann.

Während der Fasten scheinen die Griechen ganz andere Menschen zu seyn, als in der übrigen Zeit des Jahres. Sie unterdrücken jeden Ausbruch von Feindseligkeit und beobachten gewissenhaft die Vorschriften ihrer Religion, die ihnen die strengste Enthaltsamkeit

vorschreibt. Kaum ist aber die Zeit verflossen, so kehren sie zu ihrem vorigen Wandel zurük, und suchen sich durch Schmausen und Zechen für die Entbehrungen jener Zeit schadlos zu halten. Dann laden sie auch Fremde ein, was sonst nicht häufig geschieht. An dem bestimmten Tage kommt ein Verwandter des Hauses 2c. zu dem Fremden, ihm anzukündigen, daß man im Begriff sey, die Speisen aufzutragen. Die Tafel ist geschmükt und Pyramiden von Fleisch sind aufgethürmt. Durch Ueberfluß von Speisen sucht man zu glänzen. Bei einem Hochzeitschmause, wobei Villoison zugegen war, und die Zahl der Gäste sich ohngefähr auf funfzig belief, hatte jeder Gast sein Huhn und außerdem standen noch zwanzig welsche Hühner da, andere Braten in großer Menge und in gleicher Fülle alles Uebrige.

Bei Schmäusen pflegen sie zwischen den verschiedenen Gängen zu singen, gewöhnlich geistliche Lieder, die sie am liebsten anstimmen, wenn sie sich belustigen wollen. Die Schiffleute auf den Barken sogar singen einen Theil des geistlichen Amts, wie ehemals die Gondoliere zu Venedig die Stanzen Tasso's. Viele von den Gesängen sind ermüdend, wie die Melodien. Manchmal lassen sie Leierspieler und Sänger kommen, um sich zu belustigen, und von Lyäus Gaben berauscht kehren sie heim. Am fröhlichsten sind ihre ländlichen Feste, die unter freiem Himmel, auf einer schönen Wiese, im Schatten dichtbelaubter Bäume, gefeiert

werden. Alles strömt dann aus Städten und Dörfern ins Feld hinaus, dort wird geschmaust und der Becher belebt das Mahl. Gaukler und Sänger suchen die Freude zu erhöhen; nach den ernsten feierlichen Liedern stimmt man heitere, muthwillige an; und zulezt beginnt der Tanz, der endlich alle mit fortzieht.

Pouqueville war bei dem Feste des heil. Georg zugegen, das nach Ostern fällt, und von den Einwohnern von Tripolitza in den Ruinen von Mantinea gefeiert wird. Mit Tagesanbruch zog die ganze Stadt dahin, mit dem Bischofe und der Geistlichkeit. Die Hirten Arkadiens trieben ihre Heerden zusammen, und ließen, um ebenfalls an dem Feste Theil zu nehmen, nur einige Kinder und Greise zur Bewachung derselben zurük; aus allen Gegenden umher, von Korinth, Argos und noch entfernteren Orten strömten die Leute zusammen.

Als eben die Sonne die Spitzen der Berge vergoldete, ward Gottesdienst gehalten, dem die ganze Menge in tiefer, feierlicher Stille und Andacht bewohnte. Nachher eilten alle aus einander und schwärmten voll Leben und Lust durch Wiesen und Felder. Anstalten zum Mittagsessen wurden dann gemacht, die Familien lagerten sich zusammen, der Wein ward nicht gespart, man trank aufs Wohlseyn aller Bekannten und empfahl sie dem heiligen Georg, auf dessen Wohl ebenfalls mancher Becher geleert ward. Von allen Seiten ertön-

ten ländliche, rohe Gesänge zur Cither, man eilte vom Mahle, sich Kränze zu flechten und sich fröhlich im Tanze umherzuschwingen. Dort spielten mehrere zusammen, dort ward getanzt, man trennte sich, man fand sich wieder, Jubel und Freude herrschte überall, und erst spät am Abend endeten Gesang und Spiel. Trunken von Wein und Lust eilten dann alle, singend und lärmend, daß es in den Bergthälern hallte, nach ihrer Heimat zurük.

Die Feste, die in den Winter fallen, feiert man durch Trinkgelage und oft findet die Morgenröthe die Zechenden mit dem Glase in der Hand.

Im Karneval (ἀποκρεως) verlassen die Griechen kaum den Tisch. Die sonst so öden Gassen der Städte sind dann mit Buden angefüllt, worin Eßwaaren aller Art und andere Sachen feilgeboten werden. Man sieht in Moréa einige Masken mit Thyrsusstäben durch die Gassen laufen, und Buben hinterdrein, die Jo! Jo! rufen. Mit Einbruch der Nacht besuchen die jungen Leute maskirt ihre Freunde. Am lezten Tage brennen auf allen Feldern Strohfeuer, und die Griechen springen und tanzen um die lodernde Glut. „Wir sengen dem Kronion den Bart ab,“ ist die Antwort, wenn man sie fragt, was diese Festlichkeit bedeute.

Das Brod ist in Griechenland allenthalben gut. Auf dem Lande bereitet man es auf folgende Weise.

Nachdem der Teig auf einem straff ausgespannten Leder geknetet worden, schiebt man die daraus geformten kleinen, platten Brode, wenn man keinen Bakofen hat, oder ihn nicht heizen will, auf dem Heerde unter glühende Asche. Fast in jedem Hause aber hat man einen kleinen Bakofen, der auf dem ungepflasterten Fußboden steht, anderthalb Fuß hoch ist und gegen drei Fuß im Durchmesser hat. Er ist von Thon und wenig dauerhaft, so daß man ihn leicht umstoßen kann.

In den meisten Städten sind Bäcker, und nur die alte Mode ist Schuld daran, daß man nicht allenthalben schmakhaftes Brod findet, doch fängt man jezt überall an, dem gut ausgebackenen den Vorzug zu geben. Man bäkt drei Arten. Zuerst flockenähnliches Brod, grau und schlecht ausgebacken; diesem geben die Handwerker und Arbeitsleute, die lang vorhaltende Nahrungsmittel nöthig haben, gewöhnlich den Vorzug. Die zweite Sorte ist kleiner und dünner, aber ebenfalls nicht nach dem Geschmak der Franken. Die dritte Art nennen die Griechen Franzola, Franzbrod, man nimmt dazu das allerfeinste Mehl, es ist locker, und frischgebacken schmekt es sehr gut. Die Griechen bedienen sich indeß gewöhnlich, um nicht von den Türken für sehr reich gehalten zu werden, der zweiten Sorte.

Von den griechischen Handwerkern sind überhaupt wenige, die sich mit denen in anderen Ländern messen können, und wie viele ihnen ganz fehlen, zeigen die Verzeichnisse der eingeführten Waaren. Das Sattlerhandwerk treiben sie am besten, ihre Zäume, Geschirre, Sättel und ihre Stickereien daran sind treflich, und nirgends wird das Gold zu Stickereien auf Maroquin besser behandelt. Ihre Färbereien verdienen Aufmerksamkeit, wegen der lebhaften und dauernden Farben, die sie liefern. Noch hat es Keinem gelingen wollen, eben so ächt die Baumwolle roth zu färben, als es in Griechenland geschieht. Die hauptsächlichsten Anstalten der Art sind in Thessalien, vorzüglich in Ambelakia und der umliegenden Gegend. Eben so berühmt sind die Korduan- und Maroquinfabriken zu Larissa, Janina und Salonichi. Außerdem werden im nördlichen Griechenlande Teppiche gewebt und besonders feine Hemden von Seide, die in der ganzen Levante sehr geschätzt sind. Zu Misitra sind gute Waffenschmiede, deren Dolche sehr gepriesen werden. Die Schreiner und Zimmerleute sind sehr weit zurük. Mit einer schlechten Säge, einem Beile und einem Hammer fertigen die Griechen ein ganzes Haus; nur in den Seestädten, wo ein lebhafter Verkehr mit Fremden die Thätigkeit aufregt, kennt man Meißel und Hohleisen, um Zapfenlöcher und Fugen zu machen. Unter den Landleuten in manchen Gegenden finden sich geschikte Arbeiter; so

machen sie in Thessalien niedliche geformte Geräthschaften aus Holz, um Wasser zu schöpfen und zu tragen. Die Arkadier haben kleine Vasen von Metall, worin sie bei Tische ihren Wein aufsetzen, ganz nach den Modellen des Alterthums. Die Legel, worin die Schäfer ihr Getränk mitnehmen, sind von Oelbaumholz, und die Einwohner von Caritene und Faneri schnitzen künstliche Figuren darauf, die sie anmahlen. So findet man hin und wieder Gefäße ganz nach der Form der alten Vasen, die oft geschikt mit Elfenbein oder Perlmutter ausgelegt sind.

Da keine öffentlichen Gebäude errichtet werden, als höchstens Khane und Kirchen, und die Privathäuser unansehnliche Hütten sind: so läßt sich begreifen, daß die Griechen auch in der Baukunst nicht weit vorgeschritten sind. Am festesten sind die Bäder aufgeführt, und sie wissen mit einiger Kunst Gewölbe zu machen; ihr Fleiß und ihre Gewandheit müssen ihnen den Mangel der Werkzeuge ersetzen, so daß man oft ihre Geschiklichkeit bewundern muß. Zu bequem aber, um sich Materialien etwas aus der Ferne und mühevoller herbeizuschaffen, lassen sie die herrlichen Marmorbrüche am Penthelikos und zu Paros unbenuzt liegen; wer große Werkstücke, wer Säulen und Marmor zu Kirchen und anderen Gebäuden gebrauchen will, plündert die Ruinen der Vorzeit. Des olympischen Jupiters Tempel in Elis benuzt der Aga zu Lala, um Materia-

lien zu seinen Anlagen zu erhalten; die Säulen des Parthenons und der Propyläen zu Athen werden zum Kalkbrennen gebraucht. Wo noch einige sich mit Arbeiten in Marmor beschäftigen, finden sie selten Käufer und müssen sich daher begnügen, Sachen zu verfertigen, die gesucht werden. Auf Paros sind Arbeiter, die große Mörser und Gefäße, das Salz aufzubewahren, damit es frisch bleibe, aus Marmor machen. In Tine haben einige versucht, größere Werke zu liefern. Ein neuer Hochaltar ist dort verfertigt für die Kirche der Römischkatholischen, aus schwarzem und weißem Marmor. Der leztere ist nicht so schimmernd als der Parische, aber weicher und leichter zu bearbeiten. Auch zu Scio findet man in einer der Kirchen Arbeiten von gut polirtem, dort gebrochenem, buntfärbigem Marmor. Die Religion verbietet den Griechen den Gebrauch der erhabenen Bilder und der Statuen in den Kirchen, daher darf man sich nicht wundern, daß die Bildhauerkunst ganz vernachlässigt ist, da dem Künstler fast jede Aufmunterung fehlt. Vielleicht das einzige erhaben gearbeitete Bild ist zu Megaspilion in Achaja, das wunderthätige Bild der Mutter Gottes, das vom heiligen Lukas herrühren soll.

Weniger gesunken oder wenigstens häufiger ausgeübt ist die Malerei, weil der Heiligendienst gemalte Bilder fodert, so daß man in jedem Hause eins oder mehrere antrifft. Weiter erstrekt sich aber auch für jezt

die Kunst nicht: man findet nirgends einen Landschafts-, nirgends einen Historienmaler. Gewöhnlich sind auch die Heiligenbilder nach einmal bestimmten Originalen gezeichnet, oft nur nach durchstochenen Umrissen mit gestoßenen Kohlen durchgestäubt und dann grell genug kolorirt; der Hauptgrund ist immer golden, und man malt nur auf Holz, nie auf Leinwand. Die Oelmalerei ist, wenn nicht unbekannt, doch nicht in Gebrauch, und die Farben werden durch Eiweiß fixirt. In den Kirchen und in den Zimmern findet man auch an den Wänden Gemälde, die mit Leimfarben auf den trockenen Kalk gemalt sind. Die Namen der Heiligen werden jedesmal beigeschrieben; dadurch aber, daß sie nach den alten Mustern malen, hat sich ein gewisser Styl erhalten, eine Einfalt und etwas Inniges, wie in den ersten Zeiten des Auflebens der Kunst. Manche unter den Wandgemälden verdienen, nach neueren Berichten, gewiß die Aufmerksamkeit der Reisenden. Nie weicht man bei den Heiligenbildern von dem Herkömmlichen ab; der heilige Georg reitet immer ein weißes, der heilige Demetrius ein braunes Roß, und alle Nebenfiguren werden unabänderlich auf dieselbe Art dargestellt. In mehreren Klosterkirchen bei Athen, und zu Daphny findet man alte Mosaiken, und auch jezt beschäftigen sich einige Griechen mit ähnlichen Arbeiten.

Die Frauenzimmer führen in den meisten Gegenden ein sehr müßiges Leben, sie besorgen die Küche, wozu ihnen der Mann die Sachen holt, baden und putzen sich. Die Vornehmen verbringen den Tag mit Anziehen, Schwatzen, Sticken, Baden und Plaudern mit ihren Sklavinnen. Gehülfinnen des Mannes sind sie in einzelnen Distrikten. Auf manchen Inseln, wie auf Scio, stricken alle Frauenzimmer, arme und reiche, vornehme und geringe, Strümpfe, Geldbeutel, Mützen u. dgl., die sie an Vorübergehende verkaufen, oder in Menge au Kaufleute verhandeln. Andere weben seidene und wollene Zeuche. Viele beschäftigen sich auch damit, Rosenkonserven, Sirop von Limonen und Cedrat zu kochen. Auf dem Lande legen sie sich auf die Zucht der Seidenwürmer, und spinnen Baumwolle. Die Spindel ist sehr einfach; bloß ein in der Mitte spiralförmig gewundenes eisernes Stäbchen, dessen oberes Ende umgebogen ist, die Baumwolle daran zu befestigen. In manchen Inseln holen die Weiber in großen irdenen Krügen, mit zwei Handhaben, die sie auf dem Kopfe tragen, oder auf dem Rücken, Wasser aus den nahe bei den Häusern befindlichen Brunnen. Oft trifft man sie bei einem Bache oder einer Quelle, außer-

halb des Fleckens oder der Stadt, wo sie ihre Wäsche reinigen, die sie dann im Grase oder auf den Gesträuchen troknen.

Bei den Albaniern besorgen die Weiber das Haus und den Feldbau, ihr Aeußeres verkündet schon, daß sie der Sonne und Luft immer ausgesezt sind, und in ihrem ganzen Wesen haben sie viel Männliches.

Am betriebsamsten sind jezt die Griechen, besonders die Insulaner, im Handel, und haben es in kurzer Zeit in der Schifffahrt weit gebracht. Ein Beweis, daß unter einer anderen Regierung sie bald zu neuem Leben, rascher Thätigkeit erwachen würden, und so Wohlstand und Bürgertugenden wieder bei ihnen zu finden seyn möchten. Der Verkehr mit anderen Nationen spannt ihre Aufmerksamkeit, sie sehen ein, was ihnen abgeht, und suchen dem Mangel abzuhelfen. Sie bauen ihre Schiffe selbst und sehr gut, und Idra, Ypsara, Poros und Scio haben eine beträchtliche Zahl von großen Handelsschiffen. Die Hydrioten zeichnen sich vorzüglich aus. Bis zu dem Kriege der Türken mit den Russen, im Jahre 1769, fuhren sie nur von einer Insel des Archipelagus zur andern, ins schwarze Meer, höchstens nach Aegypten. Als die Türken nach dem Frieden Moréa den Albaniern preiß gaben, suchten viele Griechen ihr Vaterland zu verlassen, und eine große Anzahl floh nach der Insel Hydra, mit ihrer Familie und dem Reste ihres Vermögens. Alle diese Ankömm-

linge, aus einem fruchtbaren Lande nach einer Felseninsel versezt, die fast nichts hervorbringt, sahen sich genöthigt Handel zu treiben, und waren um so ehe geneigt dazu, da die Hydrioten erfahrene Seeleute von bewährter Ehrlichkeit waren. Die ersten glüklichen Versuche reizten immer mehr den Unternehmungsgeist, allmählig segelten sie weiter und sie wagen sich jezt ins atlantische Meer, ja bisweilen nach Amerika. Nur haben sie für die Gefahren einer langen Seereise keine hinreichenden Kenntnisse, sie bedienen sich daher oft, wenn sie nach einem entfernten Hafen zum ersten Mal segeln, fremder Piloten. Muth und Kühnheit, die Frucht ihrer Erziehung, da sie von Jugend auf mit dem Meere vertraut werden, wie überhaupt alle Küstenbewohner Griechenlands gute Schwimmer sind, ersetzen das Uebrige. Fast immer sind ihre Schiffe, um jeden Anfall abwehren zu können, wie Kaper ausgerüstet, und führen von acht bis gegen dreißig Kanonen. Gewöhnlich sind sie mit fünf und dreißig bis siebzig Mann besezt, fast alle unter vierzig Jahren, fünf bis sechs Kinder nicht mitgerechnet, von denen das älteste nicht über zehn Jahre alt ist. Auf folgende Art werden diese Kinder in der Schiffahrt unterrichtet. Jedesmal, wenn man im Angesicht einer Insel, eines Vorgebirgs oder einer Küste ist, läßt man sie aufs Verdek kommen und lehrt sie die Namen und die Lage derselben gegen die verschiedenen Punkte des Horizontes kennen. Bei der

nächsten Gelegenheit prüft man sie, und Peitschenhiebe sind die Strafe eines schlechten Gedächtnisses.

So unvollkommen auch, wie man sieht, die Kenntnisse der Hydrioten sind, so haben ihnen doch die anderen Griechen den Beinamen der Vögel des Meeres gegeben, woraus man, wohl nicht mit Unrecht, schließen kann, wie weit diese zurük sind, die oft wie Blinde zwischen den Klippeninseln des Archipelagus herumirren. Von Asp bemerkt, daß die Schiffer, mit denen er fuhr, zwar einen Kompaß, aber keine Karte hatten, und in allem, was zur Nautik gehört, höchst unwissend waren. So geriethen sie in augenscheinliche Gefahr zu scheitern, als Nebel die Küsten bedekte. Ein griechischer Ziegenhirt, von der Halbinsel Artaki, der den unrichtigen Lauf des Fahrzeugs bemerkt hatte, rief dem Steuermann zu, umzuwenden, und führte es als Lootse, aus reiner Menschenliebe, in den Hafen von Vathia. Vergebens bot man ihm ein Geschenk an; „ich kam euch nicht um Goldes willen zu Hülfe," sagte er, „und will nicht, daß man es glauben soll." Auf den kleineren Schiffen findet man gar keine Boussole; wie wenig man sich aber auch auf den größeren darauf versteht, sie richtig zu gebrauchen, erfuhr Faurel, als er durch einen heftigen Wind auf einem griechischen Fahrzeuge im Archipelagus von seiner Richtung verschlagen ward. Die Magnetnadel ward aus einem Kasten hervorgesucht, und der Schiffsjunge mußte sich,

da sonst kein Licht brannte, mit derselben zu einer Laterne stellen, die vor dem schützenden Madonnenbilde brannte, und so dem Steuermann die Richtung angeben. Natürlich befanden sie sich am folgenden Morgen an einer ganz anderen als der gesuchten Stelle.

Die Matrosen beklettern mit großer Behendigkeit die Masten und Segelstangen, ihr Hauptfehler ist Völlerei, sobald Vorrath da ist, und bei drohender Gefahr verliehren sie zu schnell den Muth, flehen den Himmel um Rettung an, ohne selbst die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Manche von ihnen sind indeß kek und verwegen. Als vor mehreren Jahren sich der Kapudan-Pascha in Aegypten befand, faßten zwei Griechen den Entschluß, in ihrem offenen, leichten Boote, wie man sie im Hafen gebraucht, Orangen von Smyrna nach Alexandrien zu bringen. Mit unerhörtem Glücke gelang ihnen dieß Wagestük und sie landeten. In der Hoffnung, eine gute Belohnung zu erhalten, überbrachten sie dem Kapudan-Pascha ihre Ladung; dieser aber ließ ihnen ihr Fahrzeug wegnehmen, weil er es nicht billigen könnte, wie er sagte, daß zwei Menschen nuzlos sich solcher offenbaren Lebensgefahr aussezten, und nur mit Mühe konnten sie es zurükerhalten.

Die Türken bauen ihre Schiffe zu Metelin, Stanchio, Smyrna, Sinope und Constantinopel, es fehlt ihnen aber an Kenntniß, sie zu lenken, und an Lust, die Beschwerden und die Entbehrungen zu ertragen,

daher gebrauchen sie Griechen zu Matrosen, weniger jedoch jezt als ehemals; zu Seesoldaten nehmen sie aber keinen Ungläubigen.

Zur Küstenfahrt dienen die Cayks, kleine Fahrzeuge, die etwas länger und breiter als eine venetianische Gondel und verdekt sind. Die Passagiere kommen in den engen unteren Raum. Sie schiffen mit lateinischen oder dreieckigen Segeln sehr schnell; sind aber, wegen des flachen Kiels, dem Umschlagen bei stürmischem Wetter ausgesezt, weswegen man sich auch nur niedriger Masten bedient, die so eingerichtet sind, daß sie leicht ein- und ausgehoben werden können. Zum Schuße vor dem Untergehen und gegen das Anfüllen mit Wasser dient das Verdek, welches im Nothfall fest verschlossen werden kann.

Auf Hydra sieht man einen Wohlstand, der nirgends so in Griechenland anzutreffen ist, und man scheut sich weniger, ihn öffentlich zu zeigen; man findet gut gebaute Häuser mit allen Bequemlichkeiten, deren Besitzer wie die Franken leben. Schulen sind eingerichtet, um im Altgriechischen Unterricht zu ertheilen, und andere, wo die Kinder lesen und schreiben lernen; auch trifft man Lehrer der italiänischen Sprache, die ihnen jezt am nothwendigsten ist. Sie haben nahe am Hafen eine Börse erbaut, wo sie sich versammeln, über alles, was Handel und Schifffahrt betrifft, sich gemeinschaftlich zu besprechen. Man folgt ihrem Beispiele

in den größeren Städten des eigentlichen Griechenlandes, wo sich schon Schulen befanden, und man daher immer einige traf, die schreiben und lesen konnten. Allmählig versucht man diese Anstalten zu erweitern, und die Wohlhabenden bemühen sich, ihren Kindern, selbst den Mädchen, eine bessere Erziehung wie bisher zu geben. Nur sehr langsam freilich können die Fortschritte der Aufklärung seyn, da die Zahl der besser Belehrten, der für Wissenschaft und Kunst Empfänglichen nur sehr geringe ist, und die meisten noch nicht im Stande sind, die ihnen von jenen dargebotenen Hülfsmittel zu benutzen, da ihnen die Vorkenntnisse fehlen. Gebildete Griechen, die im Auslande leben, haben für ihre Landsleute mehrere Bücher übersezt, und mit aller Sorgfalt und bedeutenden Aufopferungen sich bemüht, für ihre Aufklärung zu wirken; bis jezt aber möchte der Erfog noch nicht groß seyn, da zu Wenige gebildet genug sind, die Werke zu lesen und zu verstehen. Die Gebrüder Zosima haben viele Bücher auf ihre Kosten drucken lassen und sie verschenkt. Ehemals übersezte man nur schlechte, ascetische Bücher, jezt hat man den Telemach, Rollins alte Geschichte, Bossuets Werke, mathematische und physikalische Schriften ins Neugriechische übersezt.

Bibliotheken besitzen nur wenige Klöster, und gewöhnlich liegen die Bücher in dunkeln Winkeln, bestaubt und ungenüzt, bei anderem Vorrath. Buch-

händler giebt es in Griechenland nicht; die Schiffer brachten ehemals auf gut Glük, besonders aus Oberitalien, Bücher mit, die sie zu vertreiben suchten, vorzüglich Gesang- und Gebetbücher. Manuscripte alter Autoren findet man wenig, weil man sie nicht beachtet. Eine große Plage in der Levante sind die Würmer, die den Büchern sehr schaden; selbst Handschriften auf Pergament werden, obgleich langsamer, zu Grunde gerichtet. Man findet daher auch in Italien und Frankreich ältere Manuscripte als in den Klöstern auf dem Athos. Bücher, die Villoison aus Frankreich mitbrachte, waren in zwei Jahren ganz von Würmern zernagt.

Jezt noch sind diejenigen, die dem Volke Muster und Lehrer seyn sollen, die Geistlichen, selbst zu träge, zu ungebildet und fanatisch, um zu frohen Erwartungen berechtigen zu können, ja sie suchen oft sich dem eindringenden Lichte zu widersetzen, und da ihre Macht, ihr Einfluß groß sind, so wird der Kampf zwischen Licht und Finsterniß lange währen, besonders wenn nicht durch glükliche äußere Umstände den Griechen mehr Selbständigkeit gegeben wird. Seit der Eroberung Constantinopels durch die Türken, ist die griechische Kirche sehr in Verfall gerathen, nicht bloß durch die Schuld der Sieger allein, sondern zum Theil durch die Geistlichen selbst, die, unwissend und träge, gewöhnlich nur durch Ränke sich höhere Stellen zu ver-

schaffen suchen. Einzelne ehrenvolle Ausnahmen finden sich; aber ihr Einfluß ist zu geringe, ihre Stimme verhallt, und die Menge ist zu roh. Bewunderung verdienen indeß diese Männer, die, ohne der Gefahr zu achten, ohne sich durch ihre anscheinend vergeblichen Bemühungen und den geringen Erfolg abschrecken zu lassen, eifrig auf dem betretenen Wege fortwandeln, und thätig sind, was die Mitlebenden verschmähen, für die Nachwelt vorzubereiten, damit aus der trüben Gegenwart eine herrlichere Zukunft sich entwickele.

Selbst die Religion ist für die Griechen nur eine Quelle des Aberglaubens geworden; des Evangeliums erhabene Moral ist ihnen fremd, mancherlei Gebräuche beobachten sie, und wenn sie nur strenge ihre Fasten halten, Worte aussprechen, die sie gleich Zauberformeln betrachten, so glauben sie alle Pflichten erfüllt zu haben und thun zu können, was ihnen gelüstet. Wie die italiänischen Banditen, besuchen die griechischen Räuber und Korsaren fleißig Kirchen und Kapellen, und glauben nun Gott zum Freunde bei ihren Unternehmungen zu haben.

Man muß in der Türkei unter den Christen wohl unterscheiden, solche, die nur des Handels wegen sich dort aufhalten, gewöhnlich Franken genannt werden, und unter dem Schutze einer der Pforte befreundeten Macht stehen, und viele Vorrechte haben; und dann die eingebohrnen Christen, Unterthanen des

Sultans, die unter dem härtesten Drucke leben, und keine neuen Kirchen bauen, selbst keine alte wieder ausbessern dürfen, ohne die Erlaubniß theuer erkauft zu haben. Diese sind es auch, die von den Türken Jauer, Ungläubige, genannt werden, so wie sie im Allgemeinen die Christen Issewy, Nachfolger Jesu, Nassrany, Nazaräer, nennen. Kitabi heißen bei ihnen Juden und Christen zusammen, der Name bezeichnet solche, die mit heiligen Schriften von Gott begnadigt sind, welche die Mahomedaner neben ihrem Koran gleichfalls verehren. Den Türken ist auch erlaubt, christliche oder jüdische Weiber zu ehelichen; aber Christen und Juden nehmen sich niemals muhammedanische Frauen.

Die Griechen gehören zu den sogenannten rechtgläubigen orientalischen Christen, und stehen unter dem Patriarchen von Constantinopel, der sich auch den Titel eines Oekumenischen Patriarchen beilegt. Sie unterscheiden sich dadurch von den abendländischen Christen, daß sie glauben, der heilige Geist gehe allein vom Vater aus; beim Abendmahl müsse man gesäuertes Brod nehmen, und den Kindern müsse man es ebenfalls, und zwar das erste Mal gleich nach der Taufe geben. Ferner lehren sie, daß man sich des Blutes und des Erstikten enthalten solle. Sie nehmen auch nur sieben ökumenische Kirchenversammlungen an, die erste und zweite Nicänische, die

erste bis vierte Constantinopolitansche, die Ephesische und Chalcedonische. Sie ertheilen den Laien das Abendmahl unter beiderlei Gestalten. Obgleich sie in manchen Gebräuchen mehr mit den Katholiken als Protestanten übereinstimmen, so sind sie doch den lezteren günstiger als jenen, sie lehren auch, wie die Protestanten, daß im Falle des Ehebruchs, und auch bei anderen Umständen, eine vollkommene Ehescheidung erlaubt sey; auch gestatten sie ihren Priestern, die Bischöfe ausgenommen, sich zu verehlichen.

Katholiken sind zahlreich im türkischen Reiche, da die Jesuiten viele der römischen Kirche gewonnen haben, so wie der Genueser und Venetianer Herrschaft über Moréa und die Inseln des Archipelagus viel zur Verbreitung des Katholicismus beigetragen hat. Auch in Albanien giebt es in manchen Gegenden viele katholische Christen. Die Griechen hassen diese leztern, sie betrachten sie alle als außer der wahren Kirche, und pflegen sie bei gewissen Gelegenheiten immer wieder zu excommuniciren; und sehen daher auch die Taufen, Messen, Ordinationen u. dgl. von den Katholiken als ungültig an. Streitigkeiten dauern immer fort, die Türken benutzen sie, von beiden Partheien Geld zu ziehen. Eine Sekte sucht die der anderen von den Muselmännern bewilligten Vorrechte zu schmälern; auch gestattet man keinem Griechen, ein katholisches Mädchen zu heirathen; schon Kinder antworten, wenn man

ihnen den Vorschlag thut: „Nein, das geht nicht, wir haben nicht dieselbe Religion."

In ihren Kirchen und Häusern dulden griechische Christen keine geschnizte, ausgehauene oder gegossene, sondern nur gemalte, mit Steinen künstlich ausgelegte und platte Bilder von heiligen Personen und Gegenständen.

Das vorzüglichste symbolische Buch der griechischen Kirche ist im Jahre 1642 von Peter Mogilas, Metropoliten zu Kiow, abgefaßt worden. Es ward dem Patriarchen zu Constantinopel mitgetheilt, damit auch dieser sein Urtheil darüber sagen möchte. Dieser veranstaltete eine Zusammenkunft in der Moldau, zu welcher er, so wie der Metropolitan zu Kiow, Abgeordnete schikten. Diese durchgingen gemeinschaftlich das Buch, machten es der alten griechischen Rechtgläubigkeit noch angemessener, und gaben ihm den Titel: Orthodoxes Bekenntniß der katholischen und apostolischen Kirche. Das Eigenthümlichste dieser Confession ist Folgendes: sie erkennt eine doppelte Erkenntnißquelle des wahren Glaubens, Schrift und Tradition, und versteht unter der lezteren solche Lehren, welche die Apostel bloß mündlich vorgetragen, und welche nachher von den Kirchenvätern und Synoden bestätigt worden sind. Uebrigens erkennt die griechische Kirche nicht das Ansehn so vieler Kirchenväter als die römische, und bewilligt ihren Patriarchen und Syno-

den nicht das Recht, noch jezt neue Dogmen aufzustellen.

Die Confession behauptet, daß den Patriarchen zu Rom und Constantinopel der oberste Rang, wegen der Majestät des Reiches, dessen Siz in diesen zwei Städten gewesen, von den Kaisern zugestanden sey. Die Dogmen, welche sie festsezt, giebt sie für durchaus göttlich, und für so nothwendig aus, daß man sie ohne Verlust der Seligkeit nicht abläugnen könne.

Sie zählt sieben Sakramente: Taufe, Chrisma, Abendmahl, Buße, Priesterthum, Ehe, heiliges Oel. Bei der Taufe erklärt sie die Eintauchung für nothwendig, und lehrt, daß nur durch sie die Erbsünde getilgt werden könne. Das Chrisma soll mit der Taufe verbunden und als eine Vollendung derselben betrachtet werden. Bei dem Abendmahle lehrt diese Confession die Transsubstantiation, und schreibt vor, daß das Brod gesäuert, der Wein mit Wasser gemischt, und beide Gestalten einem Jeden gereicht werden müssen. Auch behauptet sie, daß das Abendmahl als ein Opfer für alle rechtgläubige Christen, todte und lebende, dargebracht werden könne. Mit dem heiligen Oele sollen nicht nur Sterbende, sondern auch Kranke, wenn sie es verlangen, gesalbt werden, und zwar zur Wiederherstellung der Gesundheit, zur Vergebung der Sünden und Heiligung der Seele. Engel und Heilige und besonders die Jungfrau Maria (Panagia), werden

um ihre Fürbitte angerufen, Bilder, Reliquien, Gräber, das Kreuz, sollen verehrt werden, und das Bekreuzen, mit Anrufung des Namens Jesu, soll eine zauberische und segensreiche Kraft haben. Von überverdienstlichen Werken, Indulgenzen und Fegefeuer weiß die Confession nichts.

Die griechischen Christen haben im türkischen Reiche vier Patriarchen, zu Constantinopel, Antiochien, Jerusalem und Alexandrien. Der erstere nennt sich: Erzbischof zu Constantinopel und Allgemeiner Patriarch. Seine erzbischöfliche Diöcese dehnt sich über die europäische Türkei aus, über die Inseln des Archipelagus und Natolien oder Kleinasien. Als Erzbischof entscheidet er in seiner Diöcese nicht nur geistliche, sondern auch gewisse weltliche Sachen und Streitigkeiten, und daher hält er wöchentlich mehrere Mal mit seinen Archimandriten, Archidiakonen und einigen anderen Geistlichen und Mönchen Gerichtsversammlung. Er predigt und verrichtet andere gottesdienstliche Handlungen. Die übrigen Patriarchen sind zwar in ihren Diöcesen von ihm unabhängig; aber sie verehren in ihm ihren ersten Bruder, ja ihr und der morgenländischen Kirche Oberhaupt, fragen ihn oft um Rath und lassen durch ihn ihre Angelegenheiten beim türkischen Hofe vortragen; auch hat er großen Einfluß auf ihre Wahl und ihre Ernennung. Griechen und Türken bezeugen ihm ihre Ehrerbietung, und bei den

lezteren hat er den Rang eines Pascha von drei Roßschweifen. Er präsidirt in der Synode zu Constantinopel, welche insofern immer fortdauert, als immer einige Mitglieder derselben dort versammelt sind, die der Patriarch in Sachen, welche die gesammte Kirche angehen, zu Rathe zieht; die aber alle Monate sich einmal zahlreich versammelt.

Diese Synode wählt auch den Patriarchen von Constantinopel, wobei aber die weltlichen Griechen, die im Dienste des Sultans sind, die Wahl leiten, die auf Keinen zu fallen pflegt, von welchem man nicht schon im Voraus weiß, daß der Hof ihn wünscht und ihn bestätigen wird. Gewöhnlich erhält der Meistbietende unter den vom Hofe begünstigten Kandidaten die Patriarchenstelle, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß, wenn späterhin sich einer findet, der bedeutend mehr bietet, der Patriarch abgesezt wird und jener seine Stelle erhält. Der entsezte Patriarch zieht sich gewöhnlich nach dem Berge Athos oder den Meteoren in Thessalien zurük, da aus den dortigen Caloyers fast immer die Patriarchen und Bischöfe gewählt werden. Die Mönche sind auch meistentheils aus den angesehensten Familien, reich und mächtig, und daher sind auch diese Klöster, statt stille Asyle der Frömmigkeit zu seyn, Tummelplätze der Zwietracht und Kabalen. Durch jegliche List und Ränke suchen die Klosterbrüder zu den höchsten Würden emporzusteigen.

Der erwählte Patriarch wird zu Wasser nach dem Serail geführt, wenn Divan gehalten wird, und dort dem Sultan, oder, in Abwesenheit desselben, dem Großvizir vorgestellt, welcher ihm den Kaftan und ein weißes Pferd schenkt, und ihm einen Stab mit einem elfenbeinernen Knopf in die Hand giebt. Durch dieß leztere investirt er ihn mit der weltlichen Macht, und erklärt ausdrüklich, der Sultan vertraue seiner Vorsorge seine griechischen Unterthanen, und mache ihn zum Haupt ihres Gesetzes; denn der Sultan hat sich das Vorrecht behalten, die obersten Geistlichen aller in seinem Reiche lebenden Religionspartheien zu bestätigen. Der Patriarch leistet dadurch die Huldigung, daß er dem Großvizir die Hand küßt, sezt sich dann zu Pferde und begiebt sich, in Begleitung der Janitscharen, Priester und Mönche nach der Patriarchalkirche, wo er von den Erzbischöfen und anderen Geistlichen empfangen wird. Nachdem er dort den Kaftan ausgezogen und die Kleidung des Patriarchen angelegt hat, sezt er sich auf den Patriarchenstuhl, der Erzbischof von Heraklea übergiebt ihm den Patriarchenstab, sezt ihm eine Krone auf, investirt ihn dadurch mit der geistlichen Macht, und küßt ihm darauf die Hand.

Der Bestätigungsbrief des Sultans, wodurch er den Patriarchen schriftlich, mit eigenhändiger Unterschrift seines Namens, in seine Würde einsezt, wird ihm von dem Kiaja, oder geheimen Sekretair des Groß-

herrn eingehändigt, und gebietet allen Bischöfen, Geistlichen und Kirchen, ihm zu gehorchen und das Gebührende zu entrichten. Durch ein Umlaufsschreiben macht der Patriarch seine Erhebung bekannt, worin er zugleich die Nothwendigkeit zeigt, daß seine Untergebenen zu den gehabten Unkosten beitragen müssen. Er erhält dann Glükwünsche und Geschenke von allen hohen und niederen Geistlichen, die sich dafür bei ihren Gemeinen schadlos halten, und von den griechischen Fürsten in der Moldau und Wallachei.

Die gewöhnliche Kleidung des Patriarchen ist ein schwarzer, seidener Chorrok und eine hohe, schwarze Müze, welche zu beiden Seiten nach der Schulter herabhängt, und oben an derselben ist eine Art Beutel aus schwarzem Flor bevestigt, der bis auf den Nacken herabfällt. Wenn er in die Kirche kommt, trägt er über dem Rocke noch einen violettfärbenen Mantel. In der Hand hat er gewöhnlich einen Stab.

Wenn er ein Hochamt halten will, läßt er sich in der Kirche auf seinem Stuhle von den Diakonen den Patriarchenornat anlegen, der sehr glänzend und kostbar ist. Auf dem Haupte trägt er eine Krone, reich mit Perlen und Edelsteinen besezt. In der linken Hand hält er den Patriarchenstab, auf welchem sich oben zwei Schlangenköpfe von Elfenbein gegen einander krümmen, mit der rechten Hand segnet er. Wenn er das Hochamt

hält, nimmt er die Krone ab und übergiebt den Stab einem der Diakonen.

Das Wappen des Patriarchen ist ein gekrönter Adler mit zwei Köpfen, um welche ein Nimbus hergeht, seine beiden Klauen fassen zwei geflügelte Drachen. Es ist das Wappen der ehemaligen griechischen Kaiser.

In seinem Privatleben ist der Patriarch sehr einfach. Er erscheint in der Stadt auf dem Pferde, welches ihm bei seiner Bestätigung geschenkt worden ist; mit der linken Hand, und zwar mit drei emporgerekten Fingern, ertheilt er dann den Segen. Türken und Griechen beugen sich vor ihm. Zwei Janitscharen, die auch in seiner Wohnung die Wache haben, die Verurtheilten ins Gefängniß bringen und von ihm unterhalten werden, gehen vor ihm her und zwei Diakonen folgen ihm.

Wenn zwischen den Türken und einer christlichen Macht Krieg entsteht, wird der Patriarch, wie die Hospodare der Wallachei und Moldau, um seine Meinung befragt, damit er einwillige und durch sein Ansehen die Griechen ruhig erhalte; oft aber giebt dieß auch Gelegenheit, ihn abzusetzen oder hinrichten zu lassen, wenn er des Einverständnisses mit der feindlichen Macht beschuldigt wird. In dem furchtbarsten Ansehen erscheint er, wenn er excommunicirt. Seine Bannformeln sind schauervoll, und die gemeinen Griechen glauben an eine wundervolle Wirkung derselben, welche

nur durch die Absolution wieder aufgehoben werden kann.

Seine Einkünfte sind sehr ansehnlich, er nimmt sie aus seinen Kirchspielen, aus den Beiträgen und Geschenken der Erzbischöfe und Metropoliten, von außerordentlichen Beisteuern, die er ausschreibt. Er beerbt auch den verstorbenen Patriarchen, und die ihm unmittelbar unterworfenen Priester; allein er muß auch einen jährlichen Tribut an die Pforte bezahlen, und außerdem von Zeit zu Zeit noch ansehnliche Geschenke machen.

Die Erzbischöfe und Metropoliten werden von der Synode zu Constantinopel gewählt und von der Pforte bestätigt. Metropoliten heißen diejenigen Erzbischöfe, die in Städten wohnen, manche haben gar keine Bischöfe unter sich. Sie werden zum Theil nur altberühmter Namen und Würden willen erhalten.

Metropoliten sind zu Monembasia, Nauplia, Korinth, Patmos, Christianopolis (so heißt in der griechischen Kirche Arkadia), Mistra, Philippopolis, Larissa, Athen, Trikka, Golos, Scio, Cypern, Rhodus, Mitylene.

Erzbischöfe findet man zu Dimitzana, in Gastouni, Baroussi, Calavritta, Jakova, Salonichi, Larissa oder Jenischeher, Farsala oder Tschebachta, Ennebek.

Bischöfe haben ihren Siz zu Coron, Modon, Andreossa, Cariopolis, Bristenis, Reondas, Amyklea,

Eléos, Vonitza, Arta, Butrinto, Turnova mit 18 griechischen Kirchen, Ennebek, Athen, Sabona, Skyros, Engia, Arna, Mykone, Thermia, Naxia, Cos, Milo.

Katholische Erzbischöfe und Bischöfe findet man zu Skutari, Drivasto, Dolcigno, Eskenderrasi, Durazzo; zu Athen ist ein katholisches Kloster und eine Kirche. Die größte Zahl der Einwohner ist katholisch auf den Inseln Arna und Syra, weniger Katholiken sind auf Skyros und Engia.

Die Erzbischöfe tragen auch Kronen, wenn sie segnen, doch von einer anderen Gestalt als der Patriarch, in der einen Hand halten sie einen Leuchter mit zwei, in der anderen mit drei Lichtern; diese sollen die Dreieinigkeit, jene die zwei Naturen in der Person Christi vorstellen.

Die Bischöfe, gewöhnlich Despoten genannt oder Heilige, da der Patriarch zu Constantinopel der Allerheiligste heißt, werden von der Synode bestellt, von dem Patriarchen ordinirt, und von der Pforte bestätigt. Sie dürfen den kurzen Oberrok nicht tragen, den die höheren Geistlichen über den längeren anlegen. Beim Segen halten sie einen Leuchter mit zwei Lichtern in der Hand. Die Kosten ihres Bestätigungsbriefes muß ihr Kirchensprengel bezahlen, was oft die armen Einwohner sehr drükt; die auch bei anderen Gelegenheiten häufig Geld für die höheren und niederen Seelsorger

zusammenbringen müssen. Die Bischöfe sind eine Art von christlicher Obrigkeit, auch kümmern sie sich gemeiniglich mehr um die weltlichen als geistlichen Angelegenheiten ihres Sprengels. Sie ordiniren die Geistlichen und lesen an hohen Festtagen Messe. Ein Bischof muß unverheirathet seyn, doch können auch Wittwer diese Würde erhalten.

Alle bisher angeführten höheren Geistlichen werden aus dem Mönchsstande genommen, die Weltgeistlichen können nur bis zur Würde eines Erzpriesters steigen. Nur unter den Oberen, den Bischöfen und Erzbischöfen, findet man jezt einige, die Kenntnisse in der Theologie und anderen Wissenschaften besitzen. Viele verdienen auch ihres Betragens wegen Achtung, nur bleibt ihnen ihre Sucht, durch Ränke und Intriguen aller Art nach höheren Stellen zu streben. Die Rangordnung unter ihnen ist folgende: der unterste ist der Vorleser, Sänger, Unterdiakonen, Diakonen, Priester oder Papas, Erzpriester oder Protopapen, Bischöfe.

Die Priester, oder eigentlichen Geistlichen, müssen von jedem neuen Bischofe ihre Stelle wieder erkaufen, und suchen die Unkosten von ihren Gemeinden wieder zu erhalten, durch Verkauf von Heiligenbildern und Reliquien, durch Dispensationen, Absolutionen, Fürbitten, die ihnen bezahlt werden. Sie predigen selten, haben aber desto mehr zu thun mit Messelesen, Beichtsitzen, Taufen, Copuliren. Wird einer wegen eines

Versehens von seinem Amte abgesezt, so läßt ihm der Bischof den Bart abscheeren, und macht ihn dadurch des Priesterthums verlustig. Ein Priester kann sich Einmal verheirathen, sie wählen sich daher gewöhnlich eine Frau, deren Constitution ein langes Leben verspricht. Meistentheils erhalten sie schöne und junge Weiber, Papadia genannt, da die Mädchen es für eine Ehre halten, einen Geistlichen zu heirathen, und ihre Weiber es fast immer sehr gut haben.

Klöster giebt es sehr viele in Griechenland, und Mönche und Nonnen folgen alle der Regel des heiligen Basilius. Ihre Tracht ist nicht auffallend; sie gehen gewöhnlich wie die Papas, die sich nur durch eine fingersbreite Binde an der Müze auszeichnen. An manchen Orten lassen beide ein inwendig in der Müze festgemachtes schwarzes Stük Tuch über den Rücken herabhängen. Ihre Müze ist oben platt, schwarz, und hat zwei Zipfel. Ihr Gewand ist schwarz oder dunkelbraun, eine Art von langem Rocke, der mit einem Gürtel von derselben Farbe zugemacht wird.

Die wichtigsten Klöster sind die auf dem Monte Santo (Athos), das des heiligen Lukas bei Castei, die Meteoren, in Thessalien, und das Kloster Neamoni. In Moréa findet man ebenfalls viele, in der Gegend von Sinano und Arkadia, auch bei Vostitza; sind aber in jenen schon die Mönche höchst unwissend und wenig unterrichtet, so sind sie es in diesen noch mehr,

daher auch selten einer aus ihrer Mitte zu den höheren geistlichen Würden gelangt. Nonnenklöster findet man jezt in geringer Anzahl, weil die Albanier, bei ihrem lezten verheerenden Einfall, die meisten plünderten und zerstörten. Auch auf den Inseln sind Klöster; aber die Mönche sind ebenfalls äußerst ungebildet und roh. In dem berühmten Kloster auf Patmos können die wenigsten lesen, und ihre unbenuzten Bibliotheken enthalten auch wenig bedeutende Sachen. Ehe sonst einer in die Zahl der Klostergeistlichen aufgenommen ward, mußte er drei Jahre zur Probe im Kloster leben, nach einer strengen Prüfung durch den Abt, und erst wenn er alsdann fest bei seinem Vorsatze beharrte, ward er feierlich in die Kirche geführt, und geweiht. Jezt nimmt man schon Kinder von zehn bis zwölf Jahren auf, meistentheils Kinder der Papas, die zwei Jahre hindurch Novizen bleiben, um dann das Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und Armuth abzulegen. Viele leben sehr strenge, tragen härene Hemden und Gürtel auf dem bloßen Leibe, essen nur die gröbsten und schlechtesten Speisen, wie bei uns die Trappisten, schlafen auf der nakten Erde und geißeln sich die Woche mehrere Mal. Einzelne studiren die Kirchenväter, schreiben theologische Sachen und ertheilen den jungen Mönchen Unterricht; aber im Ganzen findet man keine Bildung, sie sind schmuzig und unordentlich, und die meisten leben von ihrer Hände Arbeit, bestellen den

Acker, besorgen den Weinbau, oder ziehen als Hirten herum, mit den ihnen anvertrauten Heerden des Klosters. Die Laienbrüder sind die rohesten unter ihnen, es sind ehrliche Landleute, die nach dem Tode ihrer Frauen dem Kloster ihr Vermögen schenkten, wo sie nun ihre Tage mit Garten- und Feldbau hinbringen.

Die Mönche stehen um halb zwei Uhr in der Nacht auf, um zusammen zu beten, in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag um Ein Uhr. Manche Nächte der höheren Feste bringen sie ganz mit Gebet hin. Nach diesem Frühgebet gehen sie wieder in ihre Cellen und versammeln sich aufs Neue um fünf Uhr, bei Sonnenaufgang. Dann geht jeder an seine Arbeit, einige, die im Kloster bleiben, lesen Messe. Zu Mittag wird im Refectorium gespeist, wobei etwas vorgelesen wird. Nach dem Essen geht jeder wieder an seine Arbeit. Um vier Uhr wird die Vesper gesungen, mit dem Schlage sechs ißt man zur Nacht, betet dann und um acht Uhr legen sich alle zum Schlafen nieder.

Nach den drei Stufen der Vollkommenheit im Mönchsleben der Griechen, unterscheidet man auch die Klostergeistlichen, durch drei verschiedene Arten von Kleidungen. Die Novizen tragen ein ganz einfaches Gewand von dem gröbsten Tuche; diejenigen, die schon das Gelübde abgelegt haben, erhalten ein feineres Kleid. Die Kappe und das Skapulier bekommen nur die vollkommneren, die man unbedenklich mit den

Engeln vergleicht. Man beerdigt sie auch mit diesem Schmucke, den sie während ihres Lebens nur sieben Tage tragen.

An einigen Orten trifft man auch Anachoreten, Asceten oder Eremiten. Von den Anachoreten leben drei bis vier in einem dem Kloster gehörigen Hause beisammen, das sie auf Zeitlebens miethen. Sie unterscheiden sich nur dadurch von den Mönchen, daß sie weniger Verkehr mit der Welt haben, sonst leben sie wie diese. Die Asceten oder Eremiten, deren Zahl nicht groß ist, führen das strengste und härteste Leben von allen. Es sind Mönche, die freiwillig zwischen den rauhesten Klippen wohnen, nur einmal des Tages essen, die Festtage ausgenommen, und kaum ihr elendes Leben hinschleppen. Oft werden sie auch durch ihre zu großen Bußübungen wahnsinnig. Diese Einsiedler betteln nicht, sie erhalten von Zeit zu Zeit Brod durch die Mönche, was, so wie Kräuter, ihre ganze Nahrung ausmacht.

Außer den bestimmten Einkünften und dem, was die Mönche verdienen, haben die Klöster noch zufällige, besonders durch reichliche Allmosen der Gläubigen. Die Mönche der großen Klöster schicken in der Fastenzeit einige aus ihrer Brüderschaft im Lande umher. Manche Klosterbrüder von Athos, von Patmos und aus Boötien durchstreifen sogar ganz Moréa. Sie sitzen Beichte, absolviren, treiben den Teufel aus, versteht

sich, für baare Bezahlung. Pouqueville traf einen solchen Missionär mit mehreren Geistlichen, der beschäftigt war, einer ganzen Familie, die sich wohl befand, die lezte Oelung zu geben. Als er seine Verwunderung darüber äußerte, erwiederten sie: „es geschehe aus Vorsicht, weil man nicht alle Tage einen so heiligen Mann als diesen antreffe."

Die Bischöfe haben in ihrer Diöcese die Aufsicht über die Klöster, sie müssen von dem Pascha ihrer Provinz in ihrer Würde bestätigt werden, und erinnern durch ihre einfache, schlichte Kleidung an die Bischöfe der ersten Kirche. Stets von den Türken umgeben, muß jeder sehr strenge in seinem Lebenswandel seyn, um keinen Verdacht zu erregen. Sie sollen die Vermittler zwischen ihren Landsleuten und den türkischen Obrigkeiten seyn und jene zu schützen suchen, so viel sie vermögen. Sie schlichten die Streitigkeiten und suchen Friede unter den Griechen zu erhalten. Nur wenn sie sich von anderen Geistlichen beeinträchtigt glauben, vergessen sie oft ihre Würde, und geben Aergerniß. Eines der beschwerlichsten und schwierigsten Geschäfte für die Bischöfe besteht darin, Ruhe und Zucht unter den niedrigen Geistlichen zu erhalten, unter den unwissenden, fanatischen Papa's, die nur zu oft Anlaß zur Unzufriedenheit geben. Der Prior, dem die Aufsicht über das Kloster anvertraut ist, erhält von Allem keinen größeren Theil als jeder Mönch. Er darf es nicht

zwagen, strenge gegen seine rohen, aufsätzigen Untergebenen zu seyn; Härte würde sie bewegen, die Mütze mit dem Turban zu vertauschen. Die Weltgeistlichen sind noch ärger, und um zu gewinnen, geben sie sich zu allem her; einige verbinden sich sogar mit Räuberbanden, und selten wird eine aufgehoben, daß nicht ein Priester unter den Gefangenen ist, den die Türken auch gleich ohne Barmherzigkeit vor allen anderen spießen.

Mehr als ein Drittheil des Jahres wird mit gewissen Festen zugebracht, doch werden viele derselben nur von Mönchen und Geistlichen gefeiert. Nur hundert und dreißig Tage im Jahre sind frei von Fasten. Außer den vier Hauptfasten, die vor Ostern, dem Apostelfeste, Himmelfahrt und Weihnachten fallen, haben sie eine zahllose Menge von Heiligentagen. Weil Judas an einem Mittwoch das Geld von den Juden nahm, ist dieser Tag immer ein Fasttag, so wie der Freitag, zum Andenken an die Passion. Die Caloyers haben noch drei besondere Fastenzeiten, im September, Oktober und November, und leben dann fast ganz von Wurzeln und Kräutern, da die Laien in den Zeiten der Enthaltsamkeit doch mehrere Arten von Dintenfischen, Polypen, Kaviar und Honig essen dürfen, und Wein trinken können. Die wichtigste Zeit ist die vor Ostern, die Große Fasten genannt. Auch der fünfte Januar ist ein Fasttag, weil die Griechen dafür halten, daß

Christus an demselben getauft sey, daher am Abend dieses Tages die Bischöfe und ihre Vikarien Weihwasser fürs ganze Jahr machen. Man trinkt es, und jeder nimmt einen Krug mit, um sein Haus durch Besprengen zu weihen. Am Feste Epiphanias wird ebenfalls Wasser geweiht, welches die Büßenden, denen man die Communion verweigert, trinken, so wie es dazu dient, die entweihten Kirchen wieder einzuweihen, und die Besessenen zu exorcisiren. An demselben Tage werden Quellen, Brunnen, selbst das Meer eingesegnet, und diese Handlung ist feierlich und einträglich für die Priester, die, ehe sie die Messe lesen, hölzerne Kreuze ins Wasser tauchen.

Die Fastenzeit ist die Zeit der Abbüßung und Versöhnung. Für jede Sünde kann man sonst Absolution erhalten, wer aber die Fasten nicht strenge beobachtete und sich dafür anklagte, würde abgewiesen werden, selbst wenn er viel Geld böte. Sogar Kranke, Schwangere oder eben entbundene Frauen, wagen es nicht, etwas zur Stärkung zu genießen. Kalt erwiedern sie bei jeder Vorstellung darüber: „der Mensch darf nicht Gottes Gebot aufheben."

Um Ostern fallen vierzehn Festtage, sie fangen an mit dem Palmsonntage. Am Abend vorher werden alle Laden geschlossen, alle Handwerker legen ihre Arbeit bei Seite. Am Palmsonntage putzen sich alle Griechen mit Lorbeer- oder Olivenzweigen und feiern den Ein-

zug Christi in Jerusalem, die Kirchen werden geschmükt, die Altäre prangen mit duftenden Kränzen. In den folgenden Tagen gehen alle zur Beichte, und das ist die goldene Zeit für die Papa's. Ein gemeiner Grieche zahlt für eine ausgestoßene Blasphemie ein oder zwei Paras, und so nach Verhältniß, die Reichen geben, was sie wollen. Oft entsteht ein ärgerlicher Handel. Pouqueville's Wirth, Constantin, kam eben aus der Beichte; statt aber reuig und niedergeschlagen zu seyn, fluchte er und stieß Gotteslästerungen aus. „Was ist dir denn, Constantin?" — Zum Henker! Möge ihn der hier und ferne ist holen, den Schuft! — „Wen denn? Einen Türken?" — Pah! es ist viel ärger, einen Papas. — „Wie? du wagst so von einem Geistlichen zu sprechen?" — Warum nicht? Er wollte mich nicht absolviren. — „Du bist ein solcher verstokter Sünder, daß es mich nicht wundert, daß er . . . . ." — Ei was! davon ist die Rede nicht: er foderte zwölf Piaster und wollte nichts ablassen. War das recht? — „Was wills du nun anfangen?" — O! ich gehe zu einem anderen, ich muß aber eilen, ehe jener meine Abweisung bekannt gemacht hat. — Es gelang ihm in der That, triumphirend kam er zurük und hatte sich für fünf Piaster die Vergebung der Sünden erkauft.

Ihres Seelenheiles wegen wallfahrten die Griechen auch wie die römischkatholischen Christen. Einzelne gehen nach Jerusalem, die heiligen Stellen dort, wo

Christus lebte, lehrte und starb, zu besuchen; es giebt aber auch viele Oerter in Griechenland selbst, zu denen die Gläubigen hineilen, heilige Berge, Höhlen und wunderthätige Bilder.

Am grünen Donnerstag gehen alle Griechen, von beiden Geschlechtern, groß und klein, in die Kirche, und nehmen das Abendmahl unter beiden Gestalten. Den Abend halten sie dort eine Art von Liebesmahl und bringen die Nacht, mit Beten und Erinnerung an die Leiden Christi, in der Kirche zu. Die frömmeren Bischöfe waschen an diesem Tage zwölf Papa's die Füße. Den stillen Freitag über fastet man strenge bis zum Untergang der Sonne, genießt auch dann nur Brod und Wasser und durchwacht noch die ganze Nacht. Zum Andenken des heiligen Grabes tragen zwei Papa's eine Vorstellung desselben um Mitternacht in feierlicher Prozession in der Kirche herum. Die Hoffnung malt sich am Sonnabend auf den Gesichtern der Griechen, tausend Hände sind beschäftigt, Kuchen zu backen und Eier zu bemalen. Allenthalben hört man Lämmer und Schafe blöken, die zur Einsegnung, oft schön aufgeputzt, herbeigetrieben werden. Gegen Mittag wird die Freude lauter, die Leier, das Tambourin ertönen wieder, die Festkleider werden hervorgesucht, die Frauen säubern das Haus. Zulezt, auf ein gegebenes Zeichen, wirft man die alten Töpfe, die man während der Fasten gebraucht hat, auf die Straße, und nennt

dieß: „die Fasten zum Fenster hinauswerfen.“ Die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag bringt man ebenfalls in der Kirche zu; wenn aber die Sonne eben den äußersten Horizont röthet, wenn der Tag anbricht, ertönt ein allgemeines Freudengeschrei und das Hallelujah erschallt durch die Wolken. Der Bischof tritt an die Thüre des Sanctuariums, die sich in demselben Augenblicke öffnet, und verkündet das große Ereigniß der Auferstehung. Die Griechen umarmen sich Glükwünschend mit den Worten: „Christus ist erstanden!“ Flintenschüsse und Händeklatschen, mit Freudengeschrei vermischt, verkünden von allen Seiten das Osterfest der Christen.

Man verrichtet die vorgeschriebenen Gebete in der Kirche, oder auf einem Hügel, den die ersten Stralen der Sonne erhellen, und dann trennen sich die Schaaren der Gläubigen, um sich durch Speise und Trank nach den Fasten zu stärken.

Der Grieche wird dann wieder Mensch, wird wieder er selbst. Die am Tage vorher geweihten Lämmer werden gebraten. Man dekt den Tisch unter freiem Himmel, verzehrt das Lamm und der Wein verscheucht Sorgen und Grillen. Lautes Gelächter und Gesang verkünden, daß der Grieche sein trauriges Loos vergessen hat. An diesem Tage sieht man nur frohes Leben; der Trauer, der Oede und Stille in der Stadt folgt plözlich rasches, lärmendes Getümmel und Lust.

In den Gassen, auf den freien Plätzen, in den Ebenen, allenthalben wird getanzt und allenthalben herrscht Muthwillen und frohe Laune.

Die Griechen kommen auch in den acht Tagen nach Ostern nicht zur Besinnung. Es ergreift sie ein Geist der Ausschweifung, der mit dem Gegenstande der allgemeinen Freude nicht sehr verträglich ist; denn man muß sie sehen und hören. Sie scheinen ihre Beherrscher mit Füßen zu treten, und manchmal haben diese ihre Vermessenheit grausam bestraft; gewöhnlich zeigen die Türken, aus Grundsätzen oder ihres Vortheils wegen, tolerant, in dieser Woche eine Art von Achtung gegen die Christen, dafür quälen sie dann die Juden, die in dieser Zeit häufig von den türkischen Knaben durch die Gassen verfolgt werden, mit dem Geschrei: „Halt den Juden! halt den Juden!"

Der Gottesdienst der Griechen besteht vornämlich im Herlesen von Psalmen und Gebeten, einiger Stellen aus den Episteln und Evangelien, Heiligenlegenden und in Gesängen, deren sie eine große Menge haben; gepredigt wird, wie schon bemerkt worden, selten. Man gebraucht beim Gottesdienst die altgriechische Sprache, die selbst von den Geistlichen nur wenige verstehen. Nur in den Predigten wird hier und da, der Verständlichkeit wegen, Neugriechisch eingemischt. Bilder findet man viele in den Kirchen, nicht bloß zur Zierde, sondern als wesentliche Gegenstände der Ver-

ehrung, sie hängen an dem Gitter, welches den Chor einschließt, der daher Ikonostas genannt wird. Unter den Bildern sind viele sogenannte wunderthätige, noch immer beweisen sie ihre Kraft; und die Geistlichen wissen sonderbare Geschichten den Gläubigen zu erzählen. In manchen Kirchen findet man wunderthätige Reliquien oder Merkwürdigkeiten anderer Art; so zeigen die Priester auf Amorgos in einer kleinen Kirche eine Urne, die als eine Art Orakel befragt wird. Nachdem sich dieselbe mit Wasser anfüllt, oder trocken wird, verkündet sie dem Fragenden Glük oder Unglük. Auch die Mönche suchen durch wunderseltsame Geschichten die Griechen mit dem Strafgerichte Gottes zu schrecken. Sie benutzen dazu ältere Sagen, mit Veränderung der Namen. So findet man viele Plätze in Griechenland, denen sie biblische Sagen angepaßt haben. An den Ufern von Negropont, Böotien gegenüber, zeigt man eine Stelle, wo, der Erzählung nach, vor undenklichen Zeiten eine Stadt, Babel genannt, gelegen haben soll, die von Gott, der Ruchlosigkeit ihrer Bürger wegen, mit Feuer verwüstet und in einen See verwandelt seyn soll. Man sieht, daß die Geschichte von Sodom und Gomorra hier angepaßt ist.

So groß die Zahl der Mönche in Griechenland ist, so zahlreich sind auch die Kapellen, und obgleich die Erlaubniß, sie zu erbauen und auszubessern, erkauft werden muß, so lassen doch viele Gläubige, da der

Bau selbst wenig kostet, welche errichten. Jeder Papas glaubt auch das Recht zu haben, in einer eigenen Kapelle Messe zu lesen, und nicht leicht verstehen sie sich dazu, dieß in der Kapelle eines anderen zu thun.

Ihre Klöster sind alle einander gleich, die Zellen laufen um einen geräumigen Hofplaz herum, in dessen Mitte die Kirche steht, die ebenfalls alle nach einem Plane gebaut sind; die meisten schlecht und ärmlich, selbst die aus früheren Zeiten. Sie haben fast durchaus die Gestalt eines nach allen Seiten gleichen Kreuzes, der Altar steht immer gegen Osten unter einem eigenen Gewölbe, welches höher ist als die übrige Kirche. Gegen Morgen wendet man sich auch beim Gebet; das gewöhnlichste, welches sie, mit vielen Kreuzen, den Rosenkranz abzählend, wiederholen, ist: „Herr, erbarme dich; Jesus Christus, erbarme dich meiner, des Sünders." Die kleinen Thürme bei den Kirchen sind in den meisten Gegenden ohne Glocken und ohne Uhren, da die Türken jene nicht dulden. Nur in einzelnen Distrikten und Inseln, wo selten Türken hinkommen, haben sie ein Geläute. In den anderen Kirchen hilft man sich dadurch, daß man glatte, gekrümmte Eisenstäbe, den Radschienen ähnlich, an einen Baumast hängt, und durch Schläge mit kleinen Hammern das Zeichen zum Gebet und zur Versammlung giebt. Oft steht noch ein anderer dabei, der eine hölzerne

Kette hält, worauf mit einem hölzernen Hammer geklopft wird.

Das Schiff ist der größte Theil der griechischen Kirche, man steht darin, oder stüzt sich an gegen die Wand gelehnte Stühle, so daß man zu stehen scheint. Der Patriarch oder Bischof hat einen erhöheten Siz, unter ihm sind die Pläze für die anderen geistlichen Personen. Ihm gegenüber steht das Lesepult, zu welchem sich der Lektor und der Vorsänger hinstellen. Eine gemalte oder vergoldete Wand trennt das Schiff vom Chor oder Heiligthume; es ist höher als die übrige Kirche. Dort werden die heiligen Gebräuche vorgenommen, und daher dürfen es nur die Geistlichen betreten. Jene Scheidewand hat drei Thüren; die mittlere, die sogenannte heilige Pforte, wird nur bei einem feierlichen Hochamte geöffnet, und bei der Messe, wenn einer der Diakonen heraustritt, das Evangelium vorzulesen, oder wenn der Priester Brod und Wein hinträgt, oder dort sizt beim Abendmahl, sie auszutheilen. Im Sanctuarium sind drei Altäre: der mittlere, der Hochaltar, trägt das Kreuz und das Evangelienbuch; auf dem kleineren zur Linken steht das Brod, das geweiht werden soll; der Altar zur Rechten dient dazu, die heiligen Gefäße darauf zu stellen, die Bücher und die priesterliche Kleidung darauf zu legen. Die Diakonen und Subdiakonen stehen bei demselben, und er ist eben so gestaltet, als der linker Hand befindliche.

Der Priester, welcher die Messe lesen soll, macht zuerst drei Mal das Zeichen des Kreuzes, zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit, an der Stirne, der rechten und der linken Schulter. Er verbeugt sich tief, so oft er das Kreuz macht. Dann zieht er ein Chorhemd an, von goldgestiktem Seidenzeuche, legt die Stola um, einen breiten Gürtel, zieht Vorermel von Goldstoff an und hängt ein viereckiges Stük von gleichem Zeuche auf der rechten Seite an seinen Gürtel. Darüber zieht er einen Chorrok, der vorn nicht offen ist, und den er immer aufgehoben auf den Händen trägt. Hinten zwischen den Schultern wird noch ein viereckiges Stük Goldstoff an einem Zipfel mit einer Nadel bevestigt. Arme Papa's legen dieselben Kleidungsstücke an, aber von Leinwand.

Wenn der Priester sich angekleidet hat, tritt er an den kleinen, linker Hand stehenden Altar, um Brod und Wein zu consacriren. Es ist gewöhnliches Weizenbrod, worauf, ehe es in den Ofen geschoben ward, mit einem hölzernen Stempel folgendes Zeichen

J. C	X
N I	K.

eingedrükt ist. Die Buchstaben bedeuten: Jesus Christus ist der Sieger. Hat man kein so bezeichnetes Brod, so zeichnet der Priester mit dem Messer auf gewöhnliches Brod die Buchstaben und schneidet dann die Rinde kreuzweise ein. Das dazu gebrauchte

Messer muß die Gestalt einer Lanze haben, um diejenige, womit der Heiland in der Seite verwundet ward, vorzustellen.

Wenn dieß Stük Brod in eine Schüssel gelegt worden, gießt der Priester Wein und Wasser in den Kelch; nimmt dann ein Stük von der Rinde desselben Brodes, schneidet daraus ein kleines Dreiek und bringt es dem Herrn zum Opfer, im Namen der heiligen Jungfrau; so nimmt er nach und nach mehrere kleine Stükchen, im Namen eines Heiligen, den er nennt, der Apostel, Propheten, Kirchenväter, Märtyrer, der Person, welche die Messe lesen läßt, für die Patriarchen und christlichen Fürsten. Von derselben Rinde schneidet er dann noch so viele Stükchen, als er Personen namentlich der Gottheit empfiehlt, eben so für die Todten. Endlich legt er ein silbernes oder zinnernes Kreuz über die Schüssel, worin die zu weihenden Brodstükchen liegen, dekt sie mit einem Tuche zu, stellt sie zum Kelch, und geht zum Hochaltar die Messe anzufangen. Bei den Einsezworten holt er Kelch und Schüssel nach dem großen Altare, wobei er durch die kleine Pforte ins Schiff der Kirche geht, und durch die Hauptthüre zum Hochaltare zurükkehrt. Er zerbricht dann das große, bezeichnete Stük der Rinde in vier Theile, und thut diese, nebst den kleinen Brocken, in den Kelch, und gießt, die Einsetzungsworte aussprechend, etwas warmes Wasser hinzu. Sind keine Communi-

canten zugegen, so verzehrt der Geistliche alles, was im Kelch und in der Schüssel ist; sind aber welche da, die communiciren wollen: „Tretet heran," spricht dann der Papa, indem er sich an die Thüre des Heiligthums stellt, „kommt her in der Furcht Gottes, im Glauben und in der Liebe."

Die Communicanten bereiten sich zum Empfang des Brodes und des Kelches durch viele Kreuze. Um diese, wie es sich gebührt, zu machen, legen sie drei Finger der rechten Hand zusammen, um anzudeuten, daß drei Personen den Einen Gott ausmachen, und bekreuzen sich dann an der rechten und linken Schulter, mit den Worten: „Heiliger, heiliger und allmächtiger Gott, heiliger und unsterblicher Gott, erbarme dich unser!"

Der Papa legt das Ritualbuch dem Communicanten aufs Haupt, und spricht Gebete für die Vergebung der Sünden, wobei der Communicirende leise gewisse Formeln hersagt. Er empfängt darauf von dem Geistlichen Brod und Wein, in einem Löffel, mit folgenden Worten: „N. N. der Knecht Gottes, empfängt den theuren und allerheiligsten Leib und das Blut unsers Herrn Jesu Christi, zur Vergebung seiner Sünden, zum ewigen Leben."

Wie beim Eintritt in das Leben das Kind vom Priester getauft und so in den Schooß der Kirche aufgenommen ward, so begleitet ihn auch der Papa auf dem Krankenlager und bis ans Grab. Um zu einem Ster-

benden zu gehen, nimmt der Geistliche das Brod, welches in einer kleinen hölzernen Kapsel ist, mit dem dazu gehörigen Sak unter den Arm und eilt allein zu dem Kranken. Dieser Sak hängt in großen Kirchen in dem Sanctuarium, und Tag und Nacht brennt vor demselben eine Lampe; in schlechten Kirchen liegt er in einer Oeffnung der Mauer. Bei der lezten Oelung werden des Sterbenden Hände, Stirne, Wangen und Kinn mit dem heiligen Oele gesalbt, die Geistlichen malen dann mit demselben Oele Kreuze an die Wände, wobei sie den 90sten Psalm und mehrere Gebete absingen.

Sobald einer gestorben ist, macht man auch gleich Anstalten zum Begräbnisse. Nach den Gegenden sind die Gebräuche dabei verschieden, einige findet man indeß, mit geringen Abweichungen, allenthalben wieder. Pouqueville erzählt, während seines Aufenthalts in Moréa, war ein Codja-Bachi gestorben, nun war es nicht genug, daß seine Frau und seine Kinder mit zerrissenen Kleidern sich das Gesicht blutig krazten, und die Brust zerschlugen, man schikte zu den Klageweibern, dem Todten die lezte Ehre zu erweisen.

Während man alles zur Beerdigung in Stand sezte, die Bahre, die Kränze, kamen die Weiber, die ins Sterbezimmer geführt wurden, wo man ihnen Wein vorsezte und wegen der Bezahlung mit ihnen einig ward. Name, Vorname, die löblichen Eigenschaften

des Verstorbenen, seine guten Handlungen ließen sie sich angeben, alles ward ihnen erzählt, übertrieben und ins Schöne gemalt, und dann ließ man sie allein. Erst fingen sie an, um den Sarg sitzend, leise zu murmeln, zu schluchzen und allmählig zu schreien, doch nicht übermäßig, als ob sie sich schonen wollten, es länger auszuhalten. Nach und nach erhoben sie die Stimme, ihr Feuer wuchs, und eine schien die andere zu entflammen. Nicht lange darauf schlugen sie sich heftig die Brust, zerkrazten sich das Gesicht mit den Nägeln, so daß Blut herunterlief, rauften sich die Haare aus, wälzten sich wie Rasende und vergossen unaufhörlich Thränen. . . . . . . Ein langsamer trauriger Gesang unterbrach diese Scene. Eine der Klageweiber psalmodirte, mit heiserer, rauher Stimme, verwirrte Namen von Heiligen, und schwieg endlich, als ob sie in Entzückung geriethe, um eine von ihren Begleiterinnen das Wort nehmen zu lassen, die Lobeserhebungen des Verstorbenen anstimmte:

„Welch' ein Mann! welch ein trefflicher Mann! Er war edel und berühmt durch seine Vorfahren! Sein Vater, sein Großvater waren brav, er auch; er war Codja-Bachi, er hätte Prinz werden können, ja, er hätte vielleicht das Reich wieder hergestellt."

„Er betete zu Gott, wie ein Heiliger, er theilte Allmosen aus und beschenkte die Kirchen. Die heilige Jungfrau breitet ihre Arme aus, ihn zu empfangen.

Er vergaß nie, vor ihrem Bilde die Lampe anzuzünden und an den Festtagen ihr Weihrauch zu brennen. Laßt uns ihn beweinen!"

Das Geschrei begann, wie vorher. Indeß war die Bahre mit Blumen geschmükt. Der Gestorbene, im festlichen Kleide, gekränzt und mit unbedecktem Gesichte, ward zur Schau ausgestellt, damit die Gläubigen für ihn beteten. Die Klageweiber standen umher, und ermangelten nicht, allen, die herankamen ihm den Gruß des Friedens zu bringen, ihn anzupreisen, und sie waren unerschöpflich in Klagen und Lobeserhebungen.

Sobald die Leiche fortgetragen wird, verdoppeln die Klageweiber ihr Geschrei, bis zum Begräbnißplatze. Die Verwandten und Freunde, die Geistlichen begleiten die Bahre und singen. Am Grabe wird der Schmuk abgenommen, man läßt dem Todten nur das Leichentuch und senkt ihn ein.

Dann kehrte das Gefolge nach dem Sterbehause zurük, die Wittwe schien dem Schmerz zu erliegen, und wankte, von mehreren gestüzt, langsam einher, und bei der Thüre des Hauses erhoben die Klageweiber ein neues Geschrei.

Man sezte sich dann zum Schmause nieder. Man aß und trank, schwazte, die Trauer ward vergessen, der Gram hinabgespült, und man ging gutes Muths aus einander.

Da nicht alle reich genug sind, Klageweiber zu bezahlen, so bitten die Aermeren ihre Freunde und Verwandten, sich zum Klagen einzustellen, und oft leisten die Nachbaren einander diesen Liebesdienst.

Am Begräbnißtage wird keine Todtenmesse gehalten, dafür aber an den folgenden Tagen mehrere. In einigen Gegenden legt man dem Todten eine Scherbe, worauf ein Kreuz und J. N. B. J. („Jesus von Nazareth, König der Juden") eingekrazt sind, auf den Magen, und alle Verwandte müssen ihm den Abschiedskuß geben, ehe er eingesenkt wird.

Neun Tage nachher schikt man Colyva nach der Kirche (ungeschrotenes Korn, das gekocht ist), mit Zuckerwerk, Mandeln, Rosinen belegt, und mit künstlichen Blumen geschmükt, zur Erinnerung an die Auferstehung, nach Johannis XII, 24: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sey denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und sterbe, so bleibets alleine; wo es aber erstirbet, so bringets viele Früchte." Die Geistlichen erhalten dieses Todtenopfer. Die Verwandten und Freunde besuchen häufig die Ruheplätze der Gestorbenen, und weinen und klagen. Früchte und Blumen, Kuchen und Wein bringen sie mit ans Grab, die dort vertheilt und verzehrt werden, nachdem ein Priester, der auch einen Theil erhält, sie eingesegnet hat. Bei der Trauer lassen die Männer ihren Bart

wachsen, die Wittwen vernachlässigen ihren Puz und vermeiden alle Gesellschaft.

Gewöhnlich sind die Begräbnißplätze bei den Kirchen, in Arkadien aber begräbt man die Hingeschiedenen außerhalb der Städte und Dörfer, an freundlichen, lachenden Stellen, die mit wohlriechenden Stauden, mit Cypressen und Platanen bepflanzt sind.

Bei den Mainotten verkündigt ein lautes Geschrei den Tod eines Hausgenossen. Man wickelt den Leichnam in ein weißes Tuch, stellt ihn mitten ins Haus und legt eine Decke über ihn, doch so, daß sein Gesicht frei bleibt. Die nächsten Verwandten stehen um den Todten her, weinen, raufen sich die Haare aus und singen Trauerlieder. Alle Freunde kommen zusammen, und rufen dreimal, nach einer alten Gewohnheit: „Bruder! lieber Bruder!“ Die Wittwe, sobald der erste Schmerz vorüber ist, erhebt die guten Eigenschaften ihres Mannes, sie improvisirt und redet in Versen: „Ich werde ausgehen, hebt sie an, ich werde Felder, und Städte und Dörfer durchstreichen, dich suchen und nirgends dich finden. Kann ich ohne dich leben? Möchte doch der Himmel mein Flehen erhören, mich bald dir folgen lassen! Möchte ich, in einen Vogel verwandelt, die Einöden mit meinem Geschrei erfüllen, nie auf einem grünen Zweige ausruhen, noch klares Wasser trinken, wie die Turteltaube, wenn sie ihren Gatten verlohren hat.“

Von allen Einwohnern des Orts begleitet, kommt dann der Geistliche. Mit verdoppeltem Geschrei legt man den Todten zum Forttragen zurecht, sobald aber der Zug fortgeht, schweigen alle. Die Priester gehen singend voran, die Männer folgen, diesen die Weiber. In der Kirche, wenn der Geistliche die Worte ausspricht: „Beweint, lieben Freunde und Brüder, mein Hinscheiden!" gehen die nächsten Verwandten, Paar bei Paar, an die Bahre und zum Altar, fallen nieder und küssen dem Kruzifixe Stirn und Brust. Sobald der Todte beerdigt ist, kehren alle nach dem Sterbehause zurük, bezeugen ihr Mitleid und entfernen sich.

Da im Hause eines Gestorbenen kein Feuer angezündet werden darf, so bringt jeder nähere Bekannte ein Gericht. Zuerst setzen sich die Männer auf einen Teppich, um ein im Saale ausgebreitetes Tuch. Oben an sitzen die Geistlichen, dann folgen die anderen, nach ihrem Alter. Beim ersten Bissen sagt jeder: „Gott gebe dir einen Siz unter den Gerechten." Wenn die Männer aufstehen, nehmen die Weiber ihren Plaz ein, und alle bleiben bis zum Einbruch der Nacht beisammen.

Die Wittwen in Maina müssen von ihren Kleidungen die Besetzungen weglassen, die sonst alle tragen, und erst wenn sie sich wieder verheirathen, dürfen sie sich aufs Neue damit schmücken. Hat ein Mann Kinder hinterlassen, so treten die Verwandten und Freunde

zusammen, bestellen für sie den Acker, besorgen die Erndte, damit die Familie nicht Noth leide.

Auf Naxos wohnte Villoison dem Begräbniß eines Frauenzimmers bei. Sie ward, mit ihren schönsten Kleidern geschmükt, auf einer unbedekten Bahre fortgetragen, die andern Weiber folgten. Die Tochter eröffnete den Zug, raufte sich die Haare aus und erhob von Zeit zu Zeit ein klagendes Geschrei: „Mutter, Mutter, wie unglüklich bin ich!" Auch die anderen Verwandten gingen mit fliegenden Haaren. Die Priester, mit Wachskerzen in der Hand, erwarteten in der Kirche den Zug. Sie sprachen die bestimmten Gebete, dann sagten sie, zu den Umstehenden gewendet: „Verwandte, Freunde, kommt unserer Schwester den lezten Kuß zu geben." Die Tochter trat zuerst hinan, küßte die erblaßte Mutter, weinte, raufte sich wieder die Haare aus, dann folgten die anderen. Darauf entfernten sich fast alle, eine Frau entkleidete die Hingeschiedene und ließ ihr nichts, als ein langes Hemd. Ein Geistlicher betete, warf dann eine Schaufel mit Erde auf, und zwei Männer bereiteten das Grab und legten die Todte hinein. In Thermia und Stampalia sezt man die Todten in den Kirchen bei, und die Reichen miethen sich Klageweiber, was auf anderen Inseln nicht so gewöhnlich ist.

Furcht vor Gespenstern quält die Griechen wie alle Völker, und überall hört man von Todten erzählen,

die ihre Gruft verließen, um die Lebenden zu plagen. Geistliche werden dann häufig aufgeboten, den irrenden Geist durch Beschwörungen und Weihwasser zur Ruhe zu bringen. Bei den Mainotten, so wie in manchen anderen Gegenden, sind die Priester auch die Aerzte. Wie ehemals, schreibt man auch manche Arten von Krankheiten dem Einfluß böser Dämonen zu. Homer läßt des zürnenden Apollo Geschosse das Heer der Griechen durchfliegen, und die Völker sinken schaarenweise hin. Dem Neugriechen ist es nicht mehr diese zürnende Gottheit, die Tod und Verderben durch die Pest verbreitet; aber das böse Auge, der böse Dämon ist es, ihn hat man über die Dächer der Häuser hinschreiten sehen, und es hilft kein Widerstehen. Es war eine hinfällige Alte, in Lumpen gehüllt, man hat sie namentlich diejenigen rufen hören, die sie aus dem Leben fortraffen will. Banges Geheul, dumpfes Gemurmel hat die Stille der Nacht unterbrochen. Man hat Schrekgestalten an einsamen Oertern umherwandeln gesehen, bei den Todtenäckern, auf den Kreuzwegen. Hunde heulten ängstlich und jammernd, und in den öden Gassen hallte ein Schrei des Wehklagens wieder. „Dann, sagte ein Grieche zu Pouqueville, dann mußt du dich hüten zu antworten, mein Freund, wenn man in der Nacht dich ruft. Höre ja nicht darauf, es ist das alte Mütterchen, das dich ruft, es ist die Pest selbst, die an deine Thüre klopft.“ — Wenn feuchte und warme

Witterung eintritt und eine Zeitlang in Griechenland anhält, erscheint auch die Pest, die, gleich einer der Eumeniden, Städte und Dörfer durcheilt, und ihren Weg durch Leichen und Kranke bezeichnet. Schwächliche Personen, Arme, die jeder Witterung ausgesezt sind, überfällt sie zuerst. Angst und Entsetzen ergreift alle, die Furchtsamen werden zuerst angestekt, Angst vor dem Tode stürzt sie ins Grab. Die Griechen suchen sich so viel als möglich abzusondern, um die Ansteckung zu verhüten. Der Muselmann sieht in der verheerenden Pest nichts als den unerbittlichen Spruch des Schiksals. Er schilt den furchtsamen Griechen, den Franken, der sich einschließt, er würde glauben eine Sünde zu begehen, wenn er Mangel an Vertrauen äußerte. Seine Tage sind gezählt, sein Schiksal, fest bestimmt, ist unwiderruflich, er mag sich hüten wie er will. Durch diese Sorglosigkeit wird die Krankheit immer mehr verbreitet, so wie in den meisten Gegenden Griechenlands durchaus keine Anstalten getroffen sind, zu verhindern, daß sie nicht aus der Fremde eingeführt werde. Nur auf einigen Inseln, wo wenige oder gar keine Türken sich aufhalten, hat man Quarantaineanstalten eingerichtet, die jedoch nicht gegen alle Gefahr sichern, da kein türkisches Schiff sich abhalten läßt, und Kranke und Gesunde ohne Unterschied ans Land gehen. Erst nach und nach, so wie die Luft sich ändert, hört die Krankheit allmählig auf, und jeder eilt an

seine Geschäfte zurück. Gewöhnlich verordnen die Griechen, als ein Mittel gegen die Pest, geistige Getränke, um, wie sie glauben, das Gift nach außen zu treiben, und die Pestbeule hervorzulocken. Dabei müssen die Patienten das Wasser einer gesunden Person, mit Citronensäure vermischt, trinken, und den ausgepreßten Saft der Petersilie, der vorzüglich von jüdischen Aerzten als das beste Mittel gegen die Pest betrachtet wird, die ebenfalls Opium, Muskus und Ambra verordnen. Wenn die Pestbeule sich zeigt, so wird ein Pflaster aufgelegt, das aus dem Gelben vom Ei, mit pulverisirtem Alaun abgerieben, besteht. Als Präservativ gegen die Pest betrachten Griechen, Juden und Armenier vorzüglich Knoblauch, Zwiebeln, Weinessig und Branntewein. Die meisten tragen, wenn diese Epidemie herrscht, Labdanum in den Händen und riechen daran, sobald sie Ansteckung befürchten.

Machen Gegenden Griechenlands, so wie mehrere von den Inseln des Archipelagus, sind ihrer ungesunden, schädlichen Luft wegen berüchtigt. Die nördliche Küste des Meerbusens von Lepanto, mehrere sumpfige Gegenden Böotiens sind im Frühjahre gefährlich. Korinth rechnet man zu den ungesundesten Städten, so wie Patrae, das daher, wie schon früher bemerkt worden, das Grab der Europäer genannt ward. Argos und die Gegend um Lerna sind die ungesundesten Distrikte in Moréa, kaum ist ein Fremder eine Zeit

lang in Napoli di Romania, so bekömmt er das Fieber, das fast immer unter den Eingebohrnen, die bleich und elend aussehen, herumschleicht. Wunden, die unbedeutend scheinen, werden dort öfters sehr bösartig, und heilen nicht ehe, bis der Patient nach einer gesunderen Gegend gezogen ist. Auch in Elis herrschen zu gewissen Jahreszeiten fast beständig Fieber, so wie in Albanien, das weniger von der Pest leidet.

Die schreklichste Krankheit, die man in Griechenland findet, ist der Aussaz und die Elephantiasis. So lange Griechenland frei war, kannte man beide Uebel nicht, jezt herrschen sie vorzüglich in Elis, am Alpheus, und bei den großen Seen Arkadiens. In verschiedenen Gegenden findet man auch eigene Häuser und Pläze, die für diese Unglüklichen bestimmt sind, wo sie mit einander leben, und unter schreklichen Leiden dem Grabe entgegen gehen.

Gute Aerzte und Wundärzte trifft man in Griechenland nur sehr selten. Einige Italiäner, die sich für Doktoren ausgeben, durchziehen alle Provinzen, lassen sich ihre Kuren theuer bezahlen, und sind größtentheils Charlatane, und so unwissend, wie möglich. Ihre Bedienten, die ihre Gehülfen und Vertrauten sind, trennen sich nach einigen Jahren von ihnen, werden selbst Aerzte und morden wie ihre Herren. Alles, was einen Hut trägt, ist Arzt, das Kleid macht den Mann, Türke, Grieche, Jude, Armenier, alles

gilt gleich, aber der Italiäner hat den Vorzug. Sie kommen auch häufig hinüber, sich zu bereichern, und ein venetianischer Gesandte zu Constantinopel äußerte einmal sehr richtig: die Venetianer hätten noch nie aufgehört, Kreuzzüge zu unternehmen, denn jezt bekriegten sie durch Aerzte die Ungläubigen.

Allenthalben trifft man solche Afterärzte, ihre Dreistigkeit gleicht ihrer Unwissenheit. Jalappa, Manna, Glaubersalz, und vorzüglich Aderlässe, bei drohender Gefahr, sind ihre Hauptmittel, und, wo es angeht, Klystire. Brechmittel dürfen sie nicht verordnen, da keiner sie nehmen würde. Wie unsere Marktschreier, prahlen sie stets mit ihren Wunderkuren, versichern, daß sie die Ader schlagen, ohne daß man es merkt, daß sie Zähne mit einem Dolche ausziehen und Zahnschmerzen im Augenblik lindern können. Auf den Inseln sind es häufig alte Mütterchen, die dort die Stelle der Aerzte vertreten.

Durch allerhand Hausmittel sucht man die gewöhnlichen Krankheiten zu kuriren, und man muß sich oft wundern, wie richtig und glüklich die Griechen manche anwenden. Wechselfieber vertreiben sie, wie auch bei uns gewöhnlich ist, durch Citronensaft mit schwarzem Kaffe gemischt, den sie nüchtern nehmen lassen; oder sie verordnen das Gelbe vom Ei mit Citronensaft, was bei ihnen ein Specificum ist. Wegerich in Wein gekocht ist ein beliebtes Magenmittel, so wie

die Blätter zur Heilung mancher Wunden dienen. Ein Absud von Dosten in Wein, äußerlich gebraucht, wird gegen Entzündungen verordnet, Zucker gebrauchen sie als auflösendes Mittel. Bei allen Kuren aber haben sie abergläubische Gebräuche, wie auch unter uns bei Mitteln der Art gewöhnlich sind; nur an gewissen Tagen in der Woche darf man diese oder jene Arznei nehmen, bei ab- oder zunehmenden Monde. Dem Mondschein schreibt man überhaupt wirksame Kräfte zu, daher sezt man manche Kranke des Abends in den Hof, streut Salz herum und murmelt einige Worte. Auch durch mechanische Mittel heilen sie mehrere Uebel. Sonnini's Reisegefährte bekam im Kloster des heiligen Dionysius das Fieber, das mehrere Tage anhielt, und ihn hinderte weiter zu reisen. Ein Mönch erbot sich, es sogleich zu vertreiben, ohne innerliche Mittel anzuwenden. Der Kranke nahm den Vorschlag an und der Arzt erschien. Er faßte einen Arm nach dem anderen, drükte die Pulsader an der Hand recht fest, und streifte dann an dem Arm mit der Hand hinauf, indem er die Ader immer mit dem Daumen preßte, was dem Kranken einigen Schmerz verursachte. Das Fieber verging und kam nicht wieder.

In der Chirurgie sind die Griechen eben so weit zurük, als in der Medizin. Am besten wissen noch die Albanier mit Wunden umzugehen, da sie von Jugend auf Uebung darin haben. Auch Verrenkungen einzurich-

ten und Brüche zu behandeln, verstehen sie. Ihre Instrumente sind, ein eisernes Stäbchen, statt einer Sonde; ein anderes mit einem Häkchen, um Knochensplitter u. dgl. herauszunehmen, und einige Rasirmesser. Wie es der vorliegende Fall erfodert, erfinden sie Bandagen, und die Verbandstücke; um die zerbrochenen Glieder zusammenzuhalten, oder Theile zu pressen. Daß abergläubische Gebräuche nicht fehlen, darf nicht erst angeführt werden.

Auch die Heilquellen, deren man in Griechenland mehrere findet, werden von den Kranken besucht, die das Wasser theils trinken, theils darin baden. Berühmt sind die warmen Quellen auf Argentiere, als sehr heilsam bei allen rheumatischen Uebeln. Man taucht Tücher hinein, und schlägt diese um die leidenden Theile. Die Griechen rathen auch den Patienten beim Ende der Kur ein Stük von ihrer Kleidung zurükzulassen, weil bei dem Fetzen die Krankheit bleibe. Zur Bequemlichkeit der Badenden hat man keine Anstalten getroffen; zwischen Felsen sprudeln die Quellen hervor, aber nicht einmal ein gebahnter Weg führt zu ihnen.

Gegen den Biß von Schlangen, die in Griechenland häufig sind und sich oft in die Häuser schleichen, sucht man sich durch mancherlei Mittel zu schützen, durch den Rauch von verbranntem Hirschhorn, durch Kräuter, auch die abgestreifte Haut der Schlangen

hält man für ein Gegenmittel. Wie in früheren Zeiten, findet man noch jezt Schlangenbeschwörer, die vorgeben, daß ihnen der Biß der Schlangen nicht schade, die ihnen gehorchen müßten. Sonnini sah einen solchen Gaukler, sein Geheimniß bestand in dreizehn magischen Worten, die man beim Anblik einer Schlange aussprechen mußte. Um sich gegen den Biß zu sichern, müsse man, lehrte er, eine lebende Schlange anpacken, sie vermittelst einer Schlinge erdrosseln, und ihr, wenn sie im Sterben begriffen sey, das Fett ausreißen und sich die Hand damit salben.

Unter dem Namen eines Arztes reiset man am sichersten in Griechenland, und findet allenthalben gute Aufnahme. Alles drängt sich hinzu, um Medizin zu erhalten, oder wenigstens einen guten Rath, und alle verlangen schnellwirkende Mittel, die auf der Stelle helfen, wenigstens zuversichtliches Benehmen des Arztes und Bestimmtheit in seinen Antworten.

Ordentlich unterhaltene Landstraßen findet der Reisende nirgends in Griechenland, hin und wieder sieht man noch Wege aus alten Zeiten, so wie durch Felsen und Berge gehauene Pfade, aber sie auszubessern und zu erhalten, bemüht man sich nicht. Mit Wagen kann man selten fortkommen, daher muß man alle Reisen zu Pferde machen, und häufig stößt man auf Stellen, wo ein vorsichtiger Reiter es gerathen findet, abzusteigen. Zu Fuß zu reisen, ist in Griechenland nicht rath-

sam, da man sich auf die Art dem Spott und der Mißhandlung der Türken aussezt. Man kauft sich entweder eigene Pferde, oder bedient sich der Postpferde. Größere Gemeinden nämlich in Städten und Flecken müssen, auf allgemeine Kosten, zum Dienst der Tataren, die als Couriere das Land durcheilen, eine Anzahl Pferde anschaffen und unterhalten, die auch, gegen gute Bezahlung, an Fremde vermiethet werden. Fast immer werden arme Griechen als Postillone dabei gehalten, in ganz muhamedanischen Oertern auch Türken oder Neger, die man Chirigis nennt. Ohne Bedeckung zu reisen ist gefährlich, daher nimmt man gewöhnlich einige Janitscharen mit, was aber kostbar ist. Man nennt diese zum Dienste der Franken bestimmte Klasse der Janitscharen Jassakschis, und sie sind bei den Türken, wegen ihres Umgangs mit Fremden, nicht sehr geachtet. Selten sind sie muthig und brav, aber desto geldgieriger. Schneller kommt man fort, wenn man einen Tataren mit sich nimmt, der auch allenthalben gleich Pferde herbeizuschaffen weiß, da sie ihm, als einem öffentlichen Couriere, nirgends versagt werden können. Die Stationen sind gewöhnlich sehr lang, wenigstens von sechs Meilen. Pakpferde müssen das Reisegeräthe tragen, und gewöhnlich gehen die Besitzer derselben zu Fuße beiher. An den Päßen findet man häufige Dervends oder Wachen, die zur Einfoderung des Zolls ausgestellt sind; es sind albanische Soldaten, die damit

beauftragt sind, die auch zugleich für die Sicherheit der Straßen sorgen sollen; aber oft selbst Räuber und Mörder sind, und Reisenden, nach ihrem Belieben, eine höhere oder geringere Abgabe abfodern. Kommt man in eine Stadt, und hat keine Bekannten, so muß man in dem Khan einkehren, der oft so verfallen ist, daß man kaum Schuz gegen Wind und Wetter findet, und wo Thiere und Menschen in traulicher Eintracht, von Ungeziefer gequält, neben einander hausen. Nahrungsmittel findet man, selbst in den Städten, nur wenige, oft nur trokne Feigen, Brod, Zwiebeln und Käse und kleine Kürbisse. In türkischer Kleidung zu gehen, hat man in Griechenland fast nirgends nöthig, da die Einwohner mit Franken bekannt sind, nur in solchen Oertern, die ganz von Muhamedanern bewohnt werden, fällt den Buben die nicht türkische Tracht auf. In Macedonien und Thessalien muß man sich dem Schutze der Albanier anvertrauen, die häufig wie Spizbuben aussehen und an Mord und Raub gewöhnt sind. Als Sonnini den Olymp bestieg, hatte er zu seiner Bedeckung mehrere albanische Soldaten bei sich; wie er mit ihnen die waldige Gegend erreichte, sprachen diese unter einander von ihren Heldenthaten. „Dort, sagte der eine, plünderte ich mit einigen anderen sechs Reisende; hier, versezte der andere, lauerte ich einem griechischen Kaufmanne auf, der Geld nach dem Kloster Skala bringen wollte, und erschoß ihn." — Selten

indeß sind sie treulos gegen die ihrer Obhut anvertrauten Reisenden, da sie, wie fast alle Nationen des Orients, das Recht des Schuzsuchenden ehren. Im Sommer thut man am besten, der Hitze wegen, des Nachts zu reisen. Die Pferde haben Paksattel und statt des Gebisses einen Strik im Maul. In den Gebirgen ist es am gerathensten, ihnen den Zaum auf den Hals zu legen, da sie, an steile Wege gewöhnt, mit Vorsicht die sichersten Stellen aussuchen.

Um den Archipelagus zu bereisen, thut man am besten, ein englisches oder dänisches Schiff zu miethen, was freilich kostbar ist, aber den Vortheil gewährt, daß man jeden Abend an Bord zurükkehren kann. Nimmt man ein griechisches Schiff, so reist man freilich wohlfeiler, aber weniger bequem und reinlich; am sparsamsten kann man sich einrichten, sobald man Zeit genug übrig hat, wenn man auf jeder Insel bleibt, bis sich Gelegenheit nach einer anderen findet, was häufig der Fall ist. Auf manchen Inseln kann man gleich Böte bekommen; wenn man z. B. von Paros nach Antiparos will, zündet man nur bei einer kleinen Kapelle am wüsten Ufer Feuer an, und es kommen gleich Leute herüber, die Reisenden abzuholen. Die Kekheit, mit den kleinen Boten nach entfernteren Inseln überzusetzen, bringt oft Gefahr, da häufig plözliche Windstöße das kleine Fahrzeug umwerfen. Drei Tage lang hielt die Tramontana Bartholdy in

Paros auf, der nach dem acht Seemeilen entfernten Naxos in einem kleinen Fahrzeuge segeln wollte. „Wir schliefen in einer Kapelle beim Hafen von Santa Maria, Naxos schräge gegenüber, und hatten unsern vier Ruderern befohlen, uns zu wecken, sobald die See ruhiger würde. Gegen vier Uhr Morgens erwachte ich, der Nordwind schien nachgelassen zu haben, die Griechen behaupteten zwar das Gegentheil, aber ich bestand auf meinem Sinn, und wir fuhren ab. Kaum aber waren wir außer dem Hafen, so ergriff uns der Nordwind fürchterlich. Der Sturm ward noch ärger mit Sonnenaufgang, und die Wellen schlugen immer höher, und drohten uns umzuwerfen. Wir waren ganz mit Schaum bedekt, bis endlich eine Woge hereinschlug, und wir bis an den halben Leib im Wasser saßen. Wir warfen Decken und Kleider ab, um auf den lezten und schlimmsten Fall bereit zu seyn. Nur eine Welle noch und wir waren verlohren. Die Schiffer geriethen in Streit, ob sie ihre Richtung halten, oder sich mehr dem Winde überlassen sollten. Das Segel entwischte indeß ihren Händen, nun gaben sie alle Hoffnung auf, und ihre Aeußerungen gegen uns waren nicht liebreich. Endlich erreichten wir mit genauer Noth den Hafen. In Paros verbreiteten Hirten, die uns hatten auslaufen und bald darauf im Meere verschwinden sehen, die Nachricht von unserm Untergange. Als wir einige Tage darauf in Tine anlangten, woher

mein Bedienter gebürtig war, fanden wir dessen Frau in tiefer Trauer um ihren Mann. Seelenmessen wurden für sein Heil gelesen, und sie glaubte ein Gespenst zu sehen, als er in die Thüre trat."

Auch zu Wasser drohen dem Reisenden Gefahren vor Räubern, wie zu Lande, in manchen Buchten der Inseln, hinter Vorgebirgen und Klippen, liegen sie mit ihren kleinen Fahrzeugen und lauern auf Raub; so wie an Albaniens Küsten und in den südlichen Meerbusen Moréa's immer solches Raubgesindel haust, das den Schiffbrüchigen aufpaßt und wehrlose oder nicht gehörig bewachte Schiffe überfällt.

Der Dervendgi-Pascha soll für die Sicherheit der Wege, für die Ausbesserung derselben, für die Erhaltung der Brücken sorgen; aber obgleich es ihm vorgeschrieben ist, kümmert er sich um nichts und läßt alles verfallen. Zu gewissen Zeiten macht er Reisen in den ihm angewiesenen Distrikten, angeblich um zu sehen, ob alles in Ordnung ist, oder wenn ein neuer Pascha angekommen ist, ihm seine Aufwartung zu machen. Er läßt sich dann von hundert Reitern begleiten und lebt allenthalben auf Unkosten der Bürger und Landleute. Er hört die Klagen der Landbewohner, die sich über Ungerechtigkeiten beschweren, und über die Hirten, die oft ganze Waldungen niederbrennen, um frische Weideplätze zu bekommen, wodurch manche Distrikte holzlos werden und zugleich durch Dürre leiden, was

vorzüglich in Moréa der Fall ist. Ihre Vorstellungen fruchten indeß nichts, ohne Nutzen zieht er herum und zehrt vom Mark des Landes. Allenthalben wohnt er bei den Agas, die ihn aufs herrlichste bewirthen, oft bleibt er bei den griechischen Primaten, die er ohne Umstände aus ihrer Wohnung vertreibt, und denen er Contributionen auflegt. Besonders besucht er die Klöster der Caloyers, deren Vorrath er aufzehrt. So rauben und plündern selbst diejenigen, die beschützen und erhalten sollten; aber die Türken denken nur ans Zerstören, um zu genießen. Alles lassen sie in Verfall gerathen, Reisende und Kaufleute sind oft genöthigt, weil die sonst gebräuchlichen Fähren nicht mehr zu passiren sind, einen anderen Weg einzuschlagen, dadurch gehen denn oft Städte, die durch den Handel blühend waren, zu Grunde.

Zur Sicherheit der Landstraßen unterhielt der Pascha seine Delis, die vorzüglich gegen die zahlreichen, in den Gebirgen hausenden, Räuberbanden streifen sollen. Statt aber der Schrecken der Räuber zu seyn, verüben sie selbst die ärgsten Erpressungen, und morden und rauben. Sobald sie ausgeschikt werden, eine herumstreifende Räuberbande einzufangen, oder zu vertilgen, rufen sie, wenn sie an ein Dorf kommen, die Aeltesten, oder die Vorsteher, heraus, sich zu erkundigen, ob Fremde bei ihnen sich aufhalten, und ihnen die Einwohner vorzuführen. Sie haben ein Verzeichniß dersel-

ben, und jeden, der ihnen verdächtig scheint, schleppen sie mit fort, oder tödten ihn sogleich, wenn er nicht von den Geistlichen oder einem angesehenen Einwohner beschüzt wird. Treffen sie auf keine Räuber, oder gelingt es ihnen nicht, einige derselben zu tödten oder zu fangen, da sie sich nicht in die Berge wagen, so scheuen sie sich, ohne Köpfe zum Pascha zurükzukehren, und der erste beste Grieche, den sie antreffen, wird dann das Schlachtopfer ihrer Feigheit oder Unvorsichtigkeit. „Pah! es sind ja nur Griechen," ist die Antwort, wenn man ihnen Vorstellungen macht. Triumphirend ziehen sie alsdann heim, ihre blutigen Säbel schwingend, und zeigen stolz die Köpfe und die Gefangenen. Diese lezteren werden auf die Tortur gebracht, ihnen ein Geständniß abzupressen, und dann aufgeknüpft oder gespießt.

Kann der Pascha durch seine Delis die Räuberbanden nicht bezwingen, so läßt er sich mit ihnen in Unterhandlungen ein, und gewöhnlich ist es sein eigner Vortheil, sie zu schonen, weil er, unter dem Vorwande, sie zu bekriegen, seine Soldaten immer herumstreifen und sich bereichern lassen kann, wobei ihm selbst manches zu Theil wird. Besonders im Frühjahr durchziehen ganze Räuberbanden das nördliche Griechenland und eilen nach Moréa, welches, ihnen als ein reiches Land gerühmt, ihre Gier immer reizt. Die Türken könnten, wenn sie achtsam wären, ihnen leicht den

Uebergang über den Isthmus wehren; aber ihre Nachlässigkeit ist zu groß und zum Theil sind auch die türkischen Kommandanten mit ihnen einverstanden. Was dem Schwerdt und dem Strang entrinnt, kehrt im Herbste zurük, um die Räuberhaufen in Roumelien zu verstärken.

Ganze Garnisonen empören sich oft gegen den Pascha, und die Anstalten sind so schlecht, daß er gewöhnlich erst Nachricht erhält, wenn sie schon vor den Thoren seiner Residenz sind, wo er dann mit ihnen unterhandeln und ihnen alles bewilligen muß.

In jedem Distrikt ist ein Codja-Bachi, ein Aufseher, der für die Ruhe desselben und die Entrichtung der Abgaben verantwortlich ist. Die Städte und Dörfer müssen für jede in ihrem Bezirke verübte Mordthat stehen, da man annimmt, daß sie leicht es hätten verhüten können. Ist der Ermordete ein Türke, so müssen sie sich durch eine große Geldbuße loskaufen. Und wenn die Soldaten sich jeden Frevel gegen die Griechen erlauben, dürfen diese sich nicht widersetzen und jene bleiben ungestraft. In den vorzüglichsten Städten haben Bey's oder Aga's die Aufsicht über die Polizei, in den Seestädten nimmt der Capudan-Pascha Antheil daran. Die Bey's können die Bastonade geben lassen, Geldstrafen auflegen, und erlauben sich oft Bedrückungen, so wie häufig bei ihrem raschen Durchgreifen ein Unschuldiger statt des Schuldigen leiden

muß. Wer von den Polizeiaufsehern sich ertappen läßt, wird gleich auf der Stelle bestraft. Kaufleute, die falsches Maaß oder Gewicht führen, Bäcker, deren Brod zu leicht befunden wird, erhalten die Bastonade; werden sie zum zweiten Mal betroffen, so nagelt man sie mit Einem Ohre an die Thüre ihres Ladens, oder knüpft sie auf.

Das Reich der Ottomanen wird nach einem Gesezbuche regiert, Multeka genannt, welches sich auf die Vorschriften des Korans, auf die Gesetze, die der Prophet mündlich gab, auf seine Gebräuche und Meinungen, so wie auf die Aussprüche und Entscheidungen der frühern Kalifen und der Lehrer in den ersten Jahrhunderten des Islamismus gründet. Dies Buch enthält Gesetze, die sich auf religiöse, Civil-, Kriminal-, politische und militärische Angelegenheiten beziehen. Obgleich man sie alle achtet, so sind sie doch nicht in gleichem Grade bindend. Dieser Codex ist dem Sultan als Kaliphen und obersten Imam anvertraut, und er besizt zugleich als solcher die höchste ausübende Gewalt. In unvorhergesehenen oder solchen Fällen, für welche die früheren Gesezgeber nichts festgesezt haben, entscheidet der Sultan, der dabei das Interesse der Religion, den Vortheil und die Ehre des Staats zur Richtschnur nimmt. Diese kaiserlichen Beschlüsse, Khatty-scherif, behalten ihre Gültigkeit nur, solange der Sultan oder seine Nachfolger es für dienlich erachten.

Des Sultans Stellvertreter sind der Scheik-Islam oder Mufti, der in Hinsicht auf die gesezgebende, religiöse und richterlicher Gewalt sein erster Minister ist, und der Großvizir, der, als Reichssiegelbewahrer, in weltlichen Dingen die erste Instanz ist, und bei der politischen Verwaltung den Vorsiz führt.

Der Sultan ist der alleinige Besitzer aller beweglichen Güter im ganzen Reiche, nur solcher Grundstücke nicht, die frommen Stiftungen angehören. Herkommen und Gesez hindern ihn indeß, in Ansehung aller der Unterthanen, die nicht unmittelbar in Diensten der Regierung stehen, von diesem Eigenthumsrechte Gebrauch zu machen, und nur in Ermangelung natürlicher Erben fallen die Besitzungen derselben der Krone anheim. Der Sultan ist auch der einzige Quell der Ehre, aus seiner Gnade fließt alle Macht, alle Gunst, jede Würde her. Die Geburt giebt hier keine Vorrechte, er allein erhebt und erniedrigt, wen er will. Selten braucht er sein Ansehn im gewöhnlichen Geschäftsgange; aber wenn es das Betragen seiner Minister oder seiner Stellvertreter betrifft, so entscheidet er mit militärischer Raschheit und Strenge, was auch bei einer Verfassung, wie die des türkischen Reiches, unumgänglich nothwendig ist. Zum Großvizir kann er von seinen Beamten und Günstlingen erwählen, welchen er will, der Mufti muß immer aus den Muderis genommen werden.

Unter dem Namen Ulémas bilden die Diener und Ausleger der Religion eine geachtete und mächtige Verbindung, die oft schon dem Throne selbst gefährlich gewesen ist. Sie vereinigen die Gewalt der Richter und der Geistlichen, sie sind die Diener der Religion und verwalten die Civil- und kriminelle Justiz; sie sind gegen den Druk der Großen des Reiches sicher, können gesezmäßig nicht ohne Beistimmung ihrer Obern hingerichtet werden, und ihre Güter fallen, nach ihrem Tode, von Rechtswegen, ihren Erben zu. Unterscheiden von ihnen muß man die Imams, die in den Moscheen den Dienst haben, so wie die Muezin's, die fünfmal des Tages von den Minarets die Gläubigen zum Gebet zusammenrufen müssen; diese haben nicht die Vorrechte noch das Ansehen jener.

Des Mufti oder Cheik-Islam Entscheidung heißt Fetfa; er wohnt zu Constantinopel und wird sehr geachtet, selbst vom Sultan, und hat große Einkünfte. Nach seinem Vorschlage werden jährlich die obrigkeitlichen Personen in den Provinzen gewählt, so die Molla's zu Larissa, Salonichi und Skutari; denn alle Würden und Aemter werden jezt in der Türkei nur für Ein Jahr verliehen, dann muß jeder entweder in seinem Amte bestätigt werden, oder einem Nachfolger weichen. Der Sultan befragt den Mufti gewöhnlich bei allen Sachen, die auf die Staatsverwaltung Bezug haben, aber weder die Religion, noch ein Gesez, noch

die politische Lage des Reiches nöthigen ihn dazu, und in unruhigen Zeiten, bei drohender Gefahr, haben die Sultane nicht das Fetfa eingeholt.

Die Cadis, Richter, in den bedeutenden Städten des türkischen Reiches, werden erwählt aus den Muderis, den jungen Leuten, die in den Madresses, Collegien bei den großen Moscheen zu Constantinopel, Brussa und Adrianopel, das Gesez studirt haben, sich dort mit allen Theilen der Jurisprudenz bekannt machten und alle Meinungen, alle Spizfindigkeiten der Ausleger des Korans kennen lernten. Der Cadi ist der Richter der Türken, und entscheidet die Streitigkeiten der Juden, Armenier und Griechen, die ihm vorgetragen werden. In kleineren Städten ist oft an seiner Stelle nur ein Naïb, der aber gleiche Gewalt hat und Cadi werden kann, so wie diese entweder zeitlebens in dieser Würde bleiben, oder Molla's vom niederen Range werden, die unter den Pascha's stehen. Der Molla, Cadi und Naïb richten, ohne daß Appellation von ihnen Statt findet, nur die Franken können sich nach Constantinopel wenden, was aber selten geschieht, da man den Drogmans nicht trauen darf.

Alle Muderis, welche höhere Würden zu erhalten wünschen, und Molla's, Kadileskier's, Mufti's werden wollen, müssen, nach neuen Prüfungen, in das Collegium bei der Moschee Solimans I. treten. Aus die-

sen wählt man jährlich die Molla's für die acht wichtigsten Städte der Türkei, so für Larissa und Salonichi.

In denselben Collegien mit den Muderis werden diejenigen gebildet, die sich zum geistlichen Stande vorbereiten; sobald sie aber ein gewisses Alter erreicht haben, müssen sie bestimmt angeben, ob sie Geistliche werden, oder sich auf die Erklärung der Gesetze legen, oder sich für die Gerechtigkeitspflege bestimmen wollen. Die oberste Behörde ist für diejenigen, die sich dem geistlichen Stande widmen, der Kislar Aga (Oberste der schwarzen Verschnittenen), der in geistlichen Angelegenheiten des Sultans Stellvertreter ist, und die Aufsicht über die kaiserlichen Moschéen, so wie über alle frommen Stiftungen hat.

Der Großvizir wird in der Ausübung der höchsten Gewalt nur durch den Willen des Sultans und die religiösen Grundgesetze des Reiches beschränkt. Verantwortlich ist er für alles, was er thut. Obgleich er sich, wenn er einen, der zu den großen Corporationen im Staate gehört, vor seinen Richterstuhl zieht, an gewisse Formen binden muß: so hat er doch über alle das Recht über Leben und Tod. In Kriegszeiten kommandirt er das Heer, und für die Verwaltung der inneren Angelegenheiten steht ihm ein Kaïmaka an der Seite. Er ist im Namen des Sultans der Präsident des Divans oder großen Staatsrathes, der aus dem Kapudan-Pascha, den zwei Kazy-Asker's, dem Groß-

schazmeister des Reichs, dem Unterschazmeister, dem Großproviantmeister und dem Nischandji = Effendi besteht, welcher leztere das Tughra oder Siegel mit der Namenschiffer des Sultans an öffentliche Urkunden hängt. Des Großvizirs Pallast heißt die Pforte, und daher nimmt, in allen öffentlichen Verhandlungen, der Ottomannische Hof den Namen der Erhabenen Pforte an. In diesem Pallast giebt er täglich Audienz, um den Unterthanen des Großherrn Recht zu sprechen und Streitigkeiten unter ihnen zu schlichten. An bestimmten Tagen sind die zwei Kazy = Asker's, der Istambol = Effendi und die Molla's von Eyub, Galata und Skutari dabei seine Gehülfen. Der Reis = Effendi hat neben anderen Geschäften auch die Funktionen eines Staatssekretairs in auswärtigen Angelegenheiten, und hat als solcher den Dragoman der Pforte unter sich.

Der häufige Wechsel der höheren Staatsbeamten unterbricht die Ordnung in der öffentlichen Verwaltung gar nicht; die Geschäfte der verschiedenen Departements sind ganz bestimmt an Unterbeamte vertheilt, in allen Verhandlungen herrscht eine große Kürze, Genauigkeit und Geschwindigkeit, und auf die Subalternen hat die Entfernung ihrer Obern keinen Einfluß. Die Menge von Schreibereien, die bei uns sich findet, kennt man in der Türkei nicht, so wenig als die Menge von Advokaten, Prokuratoren, Schreibern, Gerichts=

dienern, langwierigen Prozessen und weitläufigen Formen und Zögerungen, welche Prozesse so kostspielig machen. Diese Subalternen sitzen mit untergeschlagenen Beinen und einer Pfeife im Munde auf einem Sopha und rauchen beim Schreiben. Ein Polster dient ihnen zum Tisch, und ein kleines Kästchen verschließt ihre Dinte, ihre Rohrfeder und ihr Papier. Sie arbeiten eben so mechanisch als sie rauchen.

In den verschiedenen Provinzen des Reiches vertreten Pascha's, Bey's, Sandschak's die Stelle des Sultans. Obgleich unter den Befehlshabern, die den größeren oder kleineren Distrikten vorstehen, eine Ungleichheit des Ranges Statt findet, so sind sie doch einander nicht untergeordnet. Jeder Statthalter wird innerhalb der Gränzen seines Gebietes als Stellvertreter des Sultans betrachtet; er ist mit dem Ansehn desselben bekleidet, und übt die Vorrechte, die er genießt, in ihrem ganzen Umfange aus.

Der Pascha von drei Roßschweifen hat eine sehr ausgedehnte Macht, er hat das Recht über Leben und Tod aller seiner Untergebenen, ohne andere Formalitäten, als daß er dem Sultan Rechenschaft zu geben verbunden ist. Er hält eine größere oder geringere Anzahl von Soldaten, nach der Lage und den Einkünften seines Paschaliks, und sobald er vom Sultan aufgefodert wird, muß er an der Spitze aller Truppen seines Distrikts an die bedrohten Gränzen ziehen. Er muß

auf die Vertheilung der Auflagen sehen, auf die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude, der Vestungen u. dgl.

Ein Pascha von zwei Roßschweifen hat keine so umfassende Macht: er kann ohne förmliche Untersuchung niemand hinrichten lassen, er ist der Befehlshaber über alle Soldaten in seinem Distrikt; wenn er aber zu Felde zieht, steht er unter dem Pascha von drei Roßschweifen.

Der Mutselim ist der Vicegouverneur und Stellvertreter des Pascha, dem er auch in Allem gehorchen muß.

Der Woiwode ist Befehlshaber eines kleinen Distrikts oder einer Stadt, die, zu keinem Paschalik gehörig, bisweilen das Leibgedinge einer Sultanin, des Großvizirs, des Kapudan-Pascha und anderer ist. Er hat alle Vorrechte eines Pascha von zwei Roßschweifen, ist ihm aber an Range nicht gleich.

Den Titel Beglerbeg führen jezt nur noch einige von den angesehnsten Pascha's.

Ein Paschalik wird in Hinsicht auf das Kriegswesen eingetheilt in verschiedene Distrikte, Sangiaks, Standarten, genannt. Die Janitscharen, Spahis, Zaïms und Timarioten des Distrikts müssen sich zu Kriegszeiten unter dem Sangiak-Bey oder Aga versammeln und des Pascha Befehl erwarten. Der Bey darf nur einen

Roßschweif führen, unter ihm steht der Aga, der sich häufig Bey zu nennen pflegt.

Als die Türken Griechenland eroberten, erhielten Offiziere und Soldaten Ländereien, frei von Abgaben; einige wurden den Moscheen geschenkt, andere wurden für hohe Staatsbeamte bestimmt, und noch andere wurden auf Lebenszeit an gewisse Personen vergeben, unter dem Namen Zaïm und Timar. Den Besitzer eines solchen Gutes nennt man Aga, er muß selbst Kriegsdienste thun und mehrere Soldaten stellen. Die Landleute, in seinem kleinen Gebiete, sollen frei seyn, wenn sie ihre Abgaben entrichten, können bauen, was und wie sie wollen; aber zu häufig mißbraucht der Aga sein Ansehen, seinen Reichthum und vorzüglich die Verwaltung der Polizei, die in dem Dorfe in seinen Händen ist. Er fodert, daß seine eigenthümlichen Grundstücke umsonst bestellt werden, er kauft die Feldfrüchte um einen von ihm selbst festgesezten Preiß, und verhandelt sie nachher mit Wucher, er schießt den Karatsch vor, zu ungeheuren Prozenten, quält die Juden, Griechen, Armenier seines Dorfes auf alle Art und ist nur etwas vorsichtiger gegen die Türken.

Die Einkünfte der Pascha's fließen aus gewissen bestimmten Auflagen, welche die größeren und kleineren Städte und Dörfer in ihrem Distrikte entrichten müssen, aus dem Rechte, Pferde, Geräthschaften und

Lebensmittel in Requisition setzen zu dürfen, aus der Hinterlassenschaft öffentlicher Beamten, deren Vermögen nach ihrem Tode dem Sultan zufällt, aus dem Gelde, welches die höheren und niederen griechischen Geistlichen für ihre Bestellung bezahlen müssen, aus den Avanien, welche sie sich erlauben und aus Ländereien, die sie, so wie fast alle türkischen Beamte, auf Lebenszeit besitzen. Sie sind auch gewöhnlich die Generalpächter der Abgaben in ihrem Paschalik, wodurch ihnen bedeutende Summen zufallen, da sie die Abgaben ausschreiben. Mit Sicherheit lassen sich daher die Einkünfte der Pascha's nicht angeben; daß sie aber sehr bedeutend sind, wird folgendes Beispiel zeigen. Dem Pascha von Salonichi sind unmittelbar zwanzig Dörfer angewiesen, von deren Produktenbetrag er den Zehnten bekömmt. Dieses Einkommen verpachtet er für 60 bis 70,000 Piaster. Eine wenigstens eben so große Summe hat er durch zufällige Einkünfte; durch Erpressungen macht er sich 100,000 Piaster, und wer nicht sehr milde ist, noch viel mehr; ist er habsüchtig, so verschlingt er die Reichthümer des Landes. Mustapha Pascha, des Sultans Schwager, der im Jahre 1799 Pascha von Salonichi war, gab seiner Gattin ein monatliches Nadelgeld von 15,000 Piastern; zu seinem Hofe gehörten 500 Personen und 150 Pferde, deren Unterhalt ihm wenigstens ebensoviel kosten mußte. Das Paschalik trug ihm also eine Summe von 360,000 Pia-

stern (24,000 Pfund Sterling), ohne daß er eben zu tyrannischen Erpressungsmitteln seine Zuflucht nahm; denn in der Meinung der Einwohner galt er für uneigennützig und menschlich, und daß dies gegründet war, sezt Beaujour hinzu, kann ich aus eigner Erfahrung und Kenntniß seines Charakters und Betragens bezeugen.

Wie ein Pascha gewöhnlich lebt, beschreibt uns Pouqueville, der sich lange in Tripolitza, der Residenz des Pascha's von Moréa, aufhielt. Sein Hofstaat ist ansehnlich, viele Bedienten gehören zum Prunk, Kaffeschenken, Pfeifenstopfer, Limonadebereiter, Scherbetmacher, Conditor, Schneider, Bartputzer, Thürsteher, Icholans oder Pagen, Hofnarren, Musikanten, Marionettenspieler, Leute, welche Zauberlaternen zeigen, Pehlevoms oder Ringer, Taschenspieler, Tänzer, Imam, endlich der Dgellah, des Pascha's rechter Arm, der Scharfrichter, ohne welchen er nie ausgeht, und der allein das Recht hat, in seiner Gegenwart zu sitzen.

Mit Sonnenaufgang erhebt sich der Pascha, um zu beten und sich zu waschen. Dann werden Pfeifen und Kaffe gebracht, worauf der Pascha zu Pferde steigt und sich mit dem Dgeridwerfen ergözt, oder Audienz giebt. Dann sizt er zu Gericht, verordnet was geschehen soll, begnadigt, verdammt, läßt hängen, köpfen, die Bastonade geben, wie er will, denn in ihm sind alle

Gewalten vereinigt. Gegen Mittag wird wieder gebetet, darauf gegessen. Um drei Uhr des Nachmittags geht er zum Gebet, nachher ist Wachtparade und Musik. Der Pascha kommt darauf nach seinem Saal, giebt Audienz, und ihn zu erfrischen, bringt man ihm Scherbet, er hört Mährchen erzählen, seine Possenreißer kommen, oder sein Imam singt ihm Verse aus dem Koran. Bei Sonnenuntergang eilt er zum Abendgebet, alsdann zum Abendessen und nach demselben sezt er sich hin und raucht. Nach anderthalb Stunden wird zum fünften Mal gebetet, und kaum ist das geendet, so verkündet Musik, daß der Pascha sich zur Ruhe begiebt.

Die Icholans oder Pagen geben auch manchmal ein Concert. Ihre Lieder sind nicht unangenehm, ihre Melodien schwermüthig und gefällig. Die gebräuchlichsten Instrumente sind folgende: Tumbeleks, eine Art Pauke; die Dervischflöte: Neï, eine Art Queerflöte von Rohr, bald helltönend, bald der Menschenstimme sich nähernd; Sine-keman, die Viole d'Amour, Miskal, eine Art Panspfeife, aus drei und zwanzig Pfeifen zusammengesezt; Santour, ein Psalterium mit Metallsaiten, das mit kleinen Metallstäben gespielt wird; Daïre, Handtrommel mit Schellen und Blechen daran; Retab, ein Saiteninstrument mit zwei Saiten und einem sphärischen Boden. Oft führen diese Icholans Tänze vor

dem Pascha auf, mit äußerst wollüstigen Wendungen und Stellungen.

Alle Freitag versammelt sich der gewöhnliche Rath bei dem Pascha, der aus dem Kiaya, einem Unter-Beglier-Bey, aus einem Defter-kiaya, oder Aufseher über die Finanzen, dem Moukabel-edgi oder Rechnungsführer und den Cadis besteht. Die gewöhnliche Wache des Pascha sind vierhundert Delis oder Reiter, nach Art der Husaren gekleidet. Ihre Waffen bestehen aus einem Säbel, zwei Pistolen und einem Tromblon. Beim Angriff hängen sie den Zügel über den Sattelknopf, halten in der Linken die Pistole, in der Rechten den Säbel. Die Albanier bilden die Garde zu Fuß, einer von ihnen sizt beständig am Thore, mit einem Stok in der Hand. Für den Pascha steht immer ein gesatteltes Pferd bereit, damit er, wenn Feuer ausbricht, oder eine Empörung entsteht, gleich bei der Hand seyn kann.

Wenn ein neuer Pascha ankommt, so müssen ihm die Griechen seine Wohnung einrichten, und alles zu seinem Unterhalt für sechs Wochen liefern und in Bereitschaft setzen. Die Türken beschenken ihn gleichfalls. Bei seinem Einzuge eröffnet Musik den ganzen Zug, dann folgen die Roßschweife, das Zeichen seiner Würde, hinter diesen Possenreißer, in Leder gekleidet, mit vielen Fuchsschwänzen an ihren spitzen Mützen. Sie machen allerhand Sprünge und zeigen ihre Kunst

zu Pferde und zu Fuß. Soldaten folgen alsdann, mit großen Schilden, woran sie mit ihren krummen Säbeln schlagen, und von Zeit zu Zeit ein Gefecht vorstellen. Die Albanier, mit umgekehrten Flinten, Loblieder auf den Pascha singend. Die Canoniere der Stadt, mit kugelförmigen Mützen, von der Größe eines Bienenkorbes. Die Reiterei mit einer Fahne schließt den Zug, unter ihnen ist der Pascha, mit den vornehmsten Türken.

Die Agas wohnen auf ihren Schlössern, oder in den Dörfern, von ihrer albanischen Leibwache umgeben. Im nördlichen Macedonien, in einem Theile Albaniens und Carleliens, leben sie in beständigen Kriegen mit einander, verheeren die Felder ihres Gegners, führen seine Unterthanen und ihre Heerden fort.

Die Türken sind durch bürgerliche und militärische Corporationen, zu denen sie gehören, gegen jede Unterdrückung geschüzt, da jede Kunst, jedes Gewerbe gewissen Gesetzen unterworfen ist, und alle, die es treiben, eine Verbindung, Essuaf, unter einander haben, so wie die meisten Türken zu dem Corps der Janitscharen gehören, die ebenfalls immer zusammenhalten, und da ihre Beschwerden auch zum Sultan dringen können, gegen Ungerechtigkeiten gesichert sind. Die Landleute bezahlen eine bestimmte Abgabe und sind dann von allen Anfoderungen frei. Sie nehmen bei Bedrückungen

ihre Zuflucht zu den Ayams der Dörfer, obgleich diese schwerer etwas durchsetzen, als die in den Städten. Diese Ayams (Augen) sind obrigkeitliche Personen, die dazu bestellt sind, für die ihrer Aufsicht übergebenen Leute zu sorgen. Christen und Juden bilden auch Corporationen, und die Vorsteher derselben sollen für ihr Bestes wachen, so wie ihre Geistlichen und Rabbinen sie zu vertreten suchen; aber selten richten sie etwas aus, wenn auch die Christen offenbar Recht haben, und nur durch Bestechungen können sie Einfluß erhalten, wenn nicht ein Consul, oder ein Gesandter sich der Unterdrükten annimmt. Das Gesez begünstigt die Türken partheiisch und ist nachsichtig gegen sie, was sie wollen, reden und thun sie, ihre Abgaben sind unbedeutend, und ihre Ströme, ihre Ebenen, ihre Wälder sind Gemeingüter, jeder hat das Recht zu jagen, zu schießen und zu fischen.

Alle Regierungsbeamte verdanken bloß der Gnade des Sultans ihre Stellen; auf Geburt, Talente, Dienste, Kenntnisse wird keine Rücksicht genommen. Sie werden abgesezt oder bestraft, ohne Beschwerden oder Vorstellungen machen zu können, und nach ihrem Tode ist der Staat Erbe ihres Vermögens.. Statthalterschaften aller Art erhält bei der Pforte gewöhnlich der Meistbietende, sie werden nur, wie vorher bemerkt ward, auf Ein Jahr verliehen, und wenn beim näch-

sten Bairamsfeste der Kontrakt nicht erneuert wird, so erhält sie einer, der mehr zu zahlen verspricht. In den Staatsregistern ist der Werth einer jeden wichtigen Statthalterschaft genau angegeben, und die regelmäßige Einsendung der Taxen und des Tributs ist das einzige Kennzeichen einer redlichen Verwaltung. Ob die eingeschikten Summen durch Erpressungen, von einem gedrükten Volke zusammengebracht worden oder nicht, darauf wird nicht geachtet. Daher haben sich manche Pascha's auf gewisse Art unabhängig gemacht, daß sie nämlich ihre Würde immer behalten und sie bei ihrer Familie erblich zu machen suchen. Sie stellen aber dem Sultan Soldaten, liefern die an den Miri zu entrichtenden Abgaben richtig ein, und lassen durch ihren Agenten, Kapi-Kiahya, zum Zeichen, daß sie beim Sultan nicht in Ungnade gefallen sind, um die Ehre nachsuchen, mit der Hebung des Karatsch von allen Rayahs in ihrem Gebiete beauftragt zu werden. Mehrere Agaliks sind indeß von jeher bei einigen Familien erblich gewesen; so herrschen die Ghavrinos über mehrere Distrikte Macedoniens, als Statthalter des Sultans, seit der Eroberung. Die Pforte hat den Grundsaz angenommen, wenn sie einen abtrünnigen Pascha nicht durch Drohungen zu seiner Pflicht zurükbringen kann, oder wenn er vorsichtig genug ist, dem ihm heimlich zugeschikten Capidgi-Pascha, der ihn ermorden soll, zu entgehen, lieber ihn in seiner Würde

zu bestätigen und seine Foderungen zu bewilligen, als ihn zur offenbaren Empörung zu reizen.

Die Türken sind an unbedingten Gehorsam gegen die Befehle des Sultans gewöhnt, selbst wenn es dem Capidgi-Pascha gelingt, dem abtrünnigen Statthalter mitten unter seiner Leibwache, unter seinen Anhängern den Todesstreich zu versetzen, und diese schon den Säbel gezükt haben, ihn niederzuhauen, — der vorgezeigte Befehl des Großherrn hält sie ab, den Mord zu rächen, und der Thäter ist sicher.

Wenn ein Pascha seine Untergebenen gar zu sehr bedrükt, so lassen sie ihre Beschwerden in einer Bittschrift, Arz-Mahzar genannt, an die Pforte gelangen. Versäumen sie indeß, eine größere Geldsumme mitzuschicken, als der Pascha für seine Wiedereinsetzung zu geben vermag, so hat ihr Nachsuchen um seine Entfernung selten einigen Erfolg. Die Athener haben vor mehreren Jahren auf diese Art ihren Statthalter entfernt.

Der Gang der Sachen vor Gericht ist bei den Pascha's, Molla's, Kadi's sehr rasch. Man stellt die Partheien in zwei Reihen, und führt sie nun, der Ordnung nach, vor. Das Anbringen des ersten Klägers wird vorgelesen, dann werden beide Partheien gehört; ein dazu bestellter Beamter nimmt ein ganz kurzes Protokoll auf, und spricht das Urtheil, welches nach den Gesetzen zu fällen ist; billigt der Pascha dies, so wird

es auf den leeren Plaz gesezt, der sich unter der Klageschrift befindet, und von dem Pascha mit der Unterschrift seines Namens bestätigt. So wird alles schnell abgefertigt. Die Gesezsammlung Multeka ist, seit Solimans I. Zeit, beinahe das einzige Buch, dessen sich die Kazy-Askers, die Molla's, die Kadi's und Naïbs in allen Kriminal- und Civilgerichtshöfen des ganzen ottomanischen Reichs bedienen.

In dem Diplom des Sultans, welches die Kadi's mit ihrer richterlichen Gewalt bekleidet, wird diesen ganz bestimmt eingeschärft, in Rüksicht auf die Gerechtigkeitspflege sich nach den Meinungen des Imams Hanefys, die den meisten Beifall gefunden haben, zu richten, und so sind die anderen Richter ebenfalls verbunden, diesen Vorschriften zu folgen. Was frommen aber die besten Gesetze, wenn sie schlecht verwaltet werden? Die Türken werden wohl unpartheiisch behandelt, aber gegen die Rayahs erlaubt man sich jede Ungerechtigkeit ohne Scheu. Jede Stadt hat ein Mekkhemé, oder mehrere, worin ein Kadi, Naïb und einige Schreiber die Partheien vernehmen. Sie lassen sich, wie die obrigkeitlichen Personen in den höheren Instanzen, alle Sachen, bürgerliche und Kriminalfälle, vortragen. Auch untersuchen sie alles, was sich auf kirchliche Dogmen, Kirchengebräuche, Moralität und äußere Zucht bezieht. Sie fällen das Urtheil über alle Streitigkeiten, die wegen Kirchengüter (Vakuft), in ihrem Distrikt ent-

stehen. Auch verrichten sie alle Funktionen eines öffentlichen Notarius; sie geben Heirathskontrakten, Vollmachten, Testamenten und Verträgen aller Art die gerichtliche Bestätigung und registriren dieselben. Die Partheien tragen ihre Sache vor, ein Schreiber sezt auch hier kurz ein Protokoll auf und übergiebt es einem jener Richter, der in wenigen Worten sein Urtheil darunter schreibt. Der gewinnende Theil muß die Gerichtskosten bezahlen. Ein solches Urtheil heißt Ilam, der Befehl, vor Gericht zu erscheinen, Murassele. Der Ausspruch der Mufti's, Fetwa, wird in bürgerlichen Angelegenheiten mehr als ein ertheilter Rath, als wie ein Richterspruch angesehen. Als einem Kadi ein solcher Fetwa gezeigt ward, und die Person, welche sich darauf berief, sagte: „Dies ist der Wille Gottes" — „Mag es seyn, versezte der Kadi; aber wenn Gottes Wille allemal beobachtet werden sollte, so würde die Welt stille stehen." — „Hier bin ich, Mufti," sagte ein anderer, als ihm einer ein Fetwa brachte, und legte es unbeachtet bei Seite.

Eine unerschöpfliche Quelle der Reichthümer für die Regierung und für die Individuen sind die Griechen und Juden. Alles Geschriebene hat keinen Werth, wenn es nicht von zwei bekannten Personen unterschrieben und besiegelt ist, und sobald lebende Zeugen dagegen auftreten, gelten schriftliche Beweise gar nichts, nur den Franken ist hier eine Ausnahme verstattet, so wie

die Griechen auf einigen Inseln des Archipelagus dies Vorrecht haben. Falsche Zeugen zu erhalten, kostet keine Mühe; ein Muselmann findet allenthalben Leute, die für eine Kleinigkeit gegen einen Rayah auftreten, und beschwören, was sie sollen. Die Richter sind gehalten, ihr Urtheil auf die Aussage derselben zu gründen, wenn sie ihren Betrug nicht entdecken, und sie nicht durch ihre Fragen verwirren können.

Die Exekutoren des Testamentes einer Person, die unter englischem Schuz gestanden hatte, foderten von einer gewissen Sultanin eine Summe, die sie geliehen hatte, und zeigten ihre Verschreibung vor. Die Beklagte läugnete die Schuld ab, vorgebend, der Inhaber der Obligation habe vor seinem Tode das Geld empfangen, aber die Verschreibung nicht herausgegeben, um sie zu nöthigen, ihm Zinsen zu bezahlen. Hierzu habe sie sich indeß nicht verstehen können, da das göttliche Gesez nicht erlaube, seinem Gläubiger Zinsen zu geben. Ihre Zeugen behaupteten, dem Verstorbenen sey in ihrer Gegenwart das Geld ausgezahlt worden. Der Richter nahm den Schein an, als ob er ihrer Aussage Glauben beimesse, und stellte den Klägern vor, sie möchten nur ihre Klage zurüknehmen. Plözlich aber wendete er sich zu den Zeugen mit der Frage: „wie hieß der Vater des verstorbenen Kaufmanns?" Das Unerwartete derselben machte sie unvorsichtig, und sie gestanden, daß sie dies nicht zu sagen

wüßten. „Das wißt ihr nicht zu sagen?" fuhr der Richter fort. „Wie könnt ihr denn erwarten, daß ich euer Zeugniß für gültig erkennen soll?" und ohne Verzug ließ er ein Urtheil zu Gunsten der Kläger abfassen.

Das Zeugniß der Griechen gegen einen Mahomedaner wird gar nicht angenommen, und in den meisten Prozessen verliehren die Griechen, selbst wenn der Türke offenbar Unrecht hat. Das Zuträglichste ist es in jedem Fall, sich durch einen Vergleich abzufinden. Vor dem Gesez sind alle gleich, aber bei der Anwendung hat der Moslemin zu große Vorzüge. In den Städten sind die Griechen immer solchen Chikanen der Türken unterworfen, und viele der leztern leben von solchen Erpressungen, Avanien genannt. Thornton führt ein Beispiel an: „Ich kenne eine Person," erzählt er, „von welcher man alle Jahr eine Summe Geldes für ein Zimmer im obern Stokwerk eines Hauses foderte, welches sie selbst hatte bauen lassen. Um der Klage auszuweichen, hatte sie das erste Mal das Geld gegeben. Die Gegenpartheі betrachtete diese Nachgiebigkeit als eine Anerkennung ihres Rechts, und der Rayah mußte sich nun bis an seinen Tod zur Entrichtung dieses Tributs verstehen."

„Wenn man diese verwünschten Griechen hören wollte," sagte ein Kadi, „so hätten sie immer Recht. Ich weiß, sie sind klüger als wir, aber ich habe auch

ein unfehlbares Mittel sie abzufertigen, ich spreche immer mein Urtheil, ohne sie anzuhören, dann mögen sie nachher schwatzen soviel sie wollen." Dies ist die Ansicht der meisten Kadi's, die nur Geld zu erhalten suchen, da sie Geld für ihre Stelle geben mußten. Die Griechen gehen daher am sichersten, wenn sie bei ihren Streitigkeiten sich mit der Entscheidung ihrer Bischöfe und anderer Geistlichen begnügen, so wie die Juden sich an ihre Rabbinen wenden. Als Gesezbuch gilt bei den Griechen der Codex Justinian's, und wo dieser nicht ausreicht, Tradition und Rechtsgewohnheit, oder die Partheien können auch verlangen, nach dem kanonischen Rechte gerichtet zu werden. Von ihren Geistlichen, selbst von dem Patriarchen steht es ihnen frei an die türkischen Gerichte zu appelliren, die in lezter Instanz entscheiden. Die meisten Streitigkeiten über unbedeutende Gegenstände schlichten von beiden Partheien erwählte Schiedsrichter. Oft genug indeß wenden sich die streitsüchtigen Griechen an die Türken, wie so viele Anekdoten bezeugen, die wenigstens im Allgemeinen das oben Angeführte bestätigen, und darthun können, wie man die Griechen beurtheilt.

Zwei Griechen, die lange freundschaftlich mit einander gelebt hatten, gingen früh, an einem schönen Frühlingsmorgen, mit mehreren Bekannten in ein Gehölz, nahe bei den Ruinen von Mycenae. Sie schmausten dort zusammen, und feierten, mit den

Bechern in der Hand, das Fest eines der Heiligen. Lustig und guter Dinge sprach man über Gegenstände aller Art ohne Rükhalt, und die Freude belebte den kleinen Kreis. Stephanopoli ergriff eine Laute und sang; sein Lied erhob die Liebe, die Wiesen, den Jasmin, das kristallhelle Wasser der Quellen und vergaß nicht seinen Schuzheiligen. Dimitri folgte ihm, er prieß den Stephanopoli, wünschte ihm ein langes Leben und Glük und Segen. Der Becher ging aufs Neue in die Runde, man plauderte und rauchte. — Eine Nachtigall schlug in der Nähe, alles horchte, alle waren bewegt. — „Siehe," sagte Stephanopoli, „wie sich die Nachtigall freut, sie singt für mich, mein Gesang hat sie herbeigelokt." — „Deine Stimme? Sage nur lieber, daß sie meinetwegen kam." — Stephanopoli ward empfindlich, der Wein hatte beide erhizt, man zankte sich, es kam zu Schlägen, und man brachte die Sache vor den Kadi. Der Muselmann hörte beide Parthejen, schien nachzudenken, strich seinen Knebelbart, und verurtheilte endlich beide zu einer Geldbuße, weil sie sich geschlagen hätten. Darauf sagte er, sich zu beiden wendend, „nun will ich euch sagen, für wen die Nachtigall gesungen hat; für mich, ihr Ungläubigen; geht hin und versöhnt euch."

Jeder Kadi oder Naïb läßt durch seinen Schreiber, sobald jemand gestorben ist, die Sachen versiegeln und

nachher die Theilung unter die Erben berichtigen, nach den Gesetzen oder dem Willen des Verstorbenen. Jeder Unterthan des Großherrn, der kein Amt im Staate bekleidet, ist Herr seines Vermögens; wenn er Kinder hat, kann er anderen ein Drittheil vermachen; hat er keine, so kann er seine ganze Habe anderen anweisen. Stirbt er ohne Erben und ohne Testament, so nimmt der Beitulmadgi, oder Pächter der zufälligen Einkünfte, die Verlassenschaft in Besitz, läßt durch einen Schreiber ein Inventarium auffsetzen; wenn aber nach einiger Zeit ein Erbe erscheint, der seine Ansprüche rechtskräftig erweisen kann, so muß er es wieder herausgeben. Der Pascha ist auch gewöhnlich zugleich der Beitulmadgi der Provinz.

Ein Christ, ein Jude, ein Muselmann können nicht von einander erben. Vater und Sohn, oder Brüder von verschiedener Religion sogar, können sich nichts vermachen. Griechen und Armenier indeß, die man im Allgemeinen als Christen betrachtet, dürfen einander zu Erben einsetzen. Auf einigen Inseln ist die bei den Alten gebräuchliche Adoption noch sehr gewöhnlich, wobei die griechische Kirche mehrere Feierlichkeiten vorschreibt. Ein adoptirtes Kind hat nachher alle Rechte eines in der Ehe erzeugten, und erbt auch das Vermögen der Eltern.

Die Albanier leben zum Theil unter einander in immerwährenden Streitigkeiten. Nur vereint, wenn

türkische Pascha's sie zu unterjochen drohen, wenn es ihre Freiheit gilt, führen sie ewige Kriege mit ihren Gränznachbaren, wegen eines Ackers, einer Wiese. Daher liegt das Feld öde und die Einwohner bleiben roh. Jede Familie bildet einen kleinen Staat für sich und ist unabhängig. Die Aeltesten schlichten die ausgebrochenen Zwistigkeiten, und ihrem Ausspruche unterwerfen sich die anderen. Je zahlreicher eine Familie ist, desto mehr Ansehen hat sie; Ehelosigkeit ist ihnen daher verächtlich, und die Brüder ermuntern einander zum heirathen, damit der Stamm nicht aussterbe. Bei allgemein wichtigen Angelegenheiten versammeln sich die Alten und Angesehensten des ganzen Stammes, alle erscheinen bewaffnet. So leben die freien Albanier. Bei den anderen schlichtet der Pascha oder ein von ihm verordneter Richter die Streitigkeiten, wenn nicht gleich das Schwerdt den Ausschlag giebt. Ein Mord bringt alle Anverwandten des Erschlagenen auf, und durch das Blut eines Stammgenossen des Mörders glaubt man die Schmach abwaschen zu können. Selten lassen die Angehörigen durch Geld sich versöhnen.

Gebohrne Soldaten sind alle Albanier; die Waffen zu führen dünkt ihnen ehrenvoller, als den Pflug und Spaden zu handhaben. Krieg ist ihr Hauptgedanke, und alle Uebungen zwecken darauf ab, den Körper abzuhärten und sich Geschiklichkeit im Gebrauch der Waffen zu erwerben. Sie sind auch die Soldaten, die von

der Pforte in Griechenland unterhalten werden. Sie tragen eine rothe Mütze, den Kopf kahl geschoren, bis auf einen Büschel Haare auf dem Scheitel, der hinten auf den Nacken hinabfällt, weite Beinkleider, eine Art Sandalen, Capotröcke, eine Jagdflinte ohne Bajonett, und ungeheure Pistolen und Dolche im Gürtel. Die Uniform ihrer Offiziere ist oft von Sammet; sie haben einen Brustharnisch von Silber oder weißem Metall, manchmal schnallen sie auch Beinschienen an. Jedes Corps wird nach Tausenden abgetheilt, und jedes Tausend steht unter einem Bimbachi, der sich durch ein weites Gewand und lange Epauletten auszeichnet. Er hat andere Offiziere unter sich. Jeder Albanier, der sich anwerben läßt, erhält eine bestimmte Summe; wofür er sich bewaffnen und kleiden muß, außerdem bekommen sie täglich anderthalb Pfund Brod oder gekochtes Getreide, Oliven, Käse und bisweilen Fleisch. In ihrem Aufzuge herrscht wenig Uebereinstimmung, viele haben keine anderen Waffen als Pistolen. Sie gießen sich ihre Kugeln, verfertigen selbst ihre Patronen, welche sie in einer viereckigen Patrontasche mit sich führen.

Jeder Pascha hält eine bestimmte Anzahl Albanier, die in den Städten und auf den Dörfern zerstreut liegen. Im nördlichen Griechenlande, wie in Morea, sind mehrere bevestigte Oerter, die selbst in Friedenszeiten Besatzung haben, aber die Wälle, Gräben und Mauern

sind schlecht unterhalten, die Kanonen zum Theil unbrauchbar, und die Lage der meisten Vestungen so, daß sie, nach der jetzigen Art Krieg zu führen, keinen langen Widerstand leisten können.

In den Schlössern und vesten Städten liegen auch Kanoniere, die aber selten mit dem groben Geschüz umzugehen wissen. Außer den früher schon genannten Delis, die zur Leibwache des Pascha dienen, sind auch noch andere Reiter in Griechenland, doch ist die Zahl derselben nicht groß. Jede Woche müssen eine Anzahl Soldaten aus den verschiedenen Sangiaks vor dem Pascha zur Musterung sich stellen, die bloß darin besteht, daß die Soldaten mit Flintenschüssen den Pascha begrüßen, der seinen Sopha nicht verläßt, dann ein Gebet für den Sultan hersagen, worauf sie in der Stadt einquartiert werden und Lebensmittel erhalten. Beim Rükmarsch nach ihrer Garnison, quälen sie die unglüklichen Bewohner der Dörfer.

Die meisten Türken in Griechenland stehen auf der Liste der Janitscharen, der damit verbundenen Vortheile wegen, diejenigen aber, die sich nicht zu ihren Fahnen stellen, Yamaks, erhalten keinen Sold. Sie leben als Bürger unter den Griechen, treiben allerhand Gewerbe und Handthierungen, sind Landleute oder Müßiggänger. In manchen Schlössern, z. B. in der Citadelle von Korinth, findet man türkische Besazung. Sie bringen, statt sich zu üben, ihre Zeit hin

mit schlafen, rauchen, Kaffe trinken und singen. Der kriegerische Geist, der sie ehemals beseelte, ist von ihnen gewichen, und einem geübten Heere würde Griechenland bald zur Beute werden. Die Griechen selbst dienen nie in den türkischen Heeren, seit einigen Jahren auch weniger zahlreich auf den Flotten, da sonst größtentheils die Matrosen aus Griechenland, vorzüglich aus Morea und den Inseln genommen wurden. Sie heißen Levens oder Leventi, da die Seesoldaten Galiondgis genannt werden. Jene erhalten immer Sold und müssen auf den ersten Wink bereit seyn, sich einzuschiffen, diese bekommen nur Löhnung, sobald sie wirklich auf der Flotte gebraucht werden. Zur Zeit des Krieges erscheint ein Firman des Großherrn, worin den Primaten der Inseln des Archipelagus anbefohlen wird, eine bestimmte Anzahl von Matrosen nach Constantinopel zu senden. Wir haben schon mehrmals der Bestürzung Erwähnung gethan, die alle Inselgriechen ergreift, wenn ein Schiff von der Flotte des Kapudan-Pascha erscheint. Wie zügellos und grausam die Galiondgi's sind, und wie sehr die Griechen Ursache haben sie zu fürchten, mag folgende Begebenheit lehren, die unter Oliviers Augen vorfiel, und zwar in Constantinopel selbst, wo diese rohe Schaar noch leichter in Zaum zu halten ist. Mehrere Griechen saßen in einer Taberne an einem Tisch und tranken, als ein türkischer Seesoldat, den sie nicht kannten und der allein getrun-

ken hatte, zu ihnen trat und verlangte, daß sie seine Zeche bezahlen sollten. Sie weigerten sich, er bestand darauf und schalt sie Schweine, Ungläubige, Hunde. Die Griechen gaben nicht nach, und suchten ihn fortzubringen, ohne ihn zu beleidigen. Der Galiondgi zog seinen Yatagan *) und drohte, die Griechen niederzustoßen, wenn sie nicht ihm gehorchten. Als sie zum dritten Mal sich weigerten, durchbohrte er sogleich einen neben ihm sitzenden Griechen, blieb kaltblütig stehen, und schrekte, den Säbel in der einen Hand, die Pistole in der anderen haltend, die übrigen. Ohne Furcht zog er sich langsam zurük, als die nur mit Stöcken bewaffnete Wache herbeieilte ihn festzuhalten. Er drohte jeden, der sich ihm nähern würde, zu erschießen, focht im Zurükweichen, verwundete einige, und entkam glüklich, da mehrere seiner Kameraden in der Nähe waren und ihn in Schuz nahmen.

Außerdem, daß der Pascha der Befehlshaber der Soldaten in seinem Distrikte ist, pflegt er auch der Generalpächter der Abgaben zu seyn. Diese Abgaben in den einzelnen Provinzen werden gewöhnlich durch türkische Beamte erhoben, die jährlich von der Pforte ernannt werden, und jedes größere Paschalik hat deren mehrere. Oft sind auch Juden wieder die Unterpächter der Einkünfte. Die Abgaben sind folgende.

---

*) ein krummer Säbel.

Der Miri, oder die Grundsteuer, welche durch das ganze Reich erhoben wird, und den Zehnten vom Ertrag der Ländereien beträgt. Die Rayahs, wie alle diejenigen, die Kopfgeld geben müssen, entrichten auch eine Abgabe von ihren beweglichen Gütern; sie wird von allem Eigenthum, das sie für ihre Person gebrauchen, von den Produkten ihrer Industrie, von ihren Feuerstellen oder Häusern, Pachtungen, Waarenlagern oder Verkaufladen gefodert. Bei Hebung derselben wird sehr willkührlich verfahren, und die Bezahlenden schätzen den Betrag dieser Abgabe auf den vierten Theil des Gewinns. Frauenzimmer müssen ebenfalls von ihrem Vermögen, es bestehe in beweglichen oder unbeweglichen Gütern, beide Auflagen entrichten. Zölle werden gewöhnlich verpachtet, und sind nicht drückend, überhaupt giebt es nicht viele Zollstellen. Ein Rayah hat fünf Prozent zu entrichten, ein Franke nur drei Prozent oder er darf nur überhaupt eine gewisse Summe bezahlen. Den Haratsch oder Karatsch müssen alle christliche und jüdische Mannspersonen, welche Unterthanen der Pforte sind, von ihrem zwölften Jahre an bezahlen, in einigen Gegenden auch früher. Dreizehn Piaster ist das höchste, was einer zu entrichten hat; das geringste sind, der festgesezten Regel nach, vier Piaster. Wenn der Vater eines Knaben Ausflüchte macht, so messen die Einwohner den Kopf des leztern mit einem Strik, und da sie den-

selben immer länger oder kürzer fassen können, so hat der arme Grieche immer Unrecht. Diese Einnehmer haben ein sehr scharfes Auge, und sehen es einem jeden gleich an, in welchen Umständen er lebt, und was er zu bezahlen hat. Nie entgeht ihnen ein Rayah, selten fodern sie doppelt, wo man sich alsdann durch Vorzeigung eines Scheines legitimiren kann, den man bei der Entrichtung des Geldes erhält, und den daher der Rayah immer bei sich tragen muß. Gewöhnlich kommen Griechen und Juden wegen einer bestimmten Summe mit den Einnehmern überein, und bestimmen unter einander, was jeder geben soll. In vielen Gegenden wird gar keine Rükſicht darauf genommen, ob sie menschenleerer geworden sind oder nicht, die wenigen Bewohner müssen dieselbe Summe aufbringen, die vorher die größere Anzahl entrichtete. In Cypern giebt auf diese Weise jeder zwölf Piaster, in Thessalien zwei und einen halben.

Einige der kornreichsten Provinzen, wie Macedonien und Thessalien, sind verpflichtet, den Beamten des Großherrn an Weizen ohngefähr den zwölften Theil vom Ertrag ihrer Erndten zu überlassen. Diese Abgabe heißt Istira. Die Beamten, die mit dem Ankauf beauftragt sind, nennt man Istiradschi oder Mubaïadschi, d. i. Käufer für öffentliche Rechnung. Beim Empfange des Korns zahlt der Istiradschi dem Verkäufer zwanzig Paras für jeden Kilo, und jährlich werden gewöhnlich

gegen eine Million Kilos aufgekauft. Es wird zur See nach Constantinopel gebracht, und in öffentlichen Speichern aufbewahrt. Die Regierung verkauft den Kilo zu drei bis vier Piaster, hat also einen erstaunlichen Gewinn, so wie der Istiradschi, der nach gehäuftem Maaße den Weizen einhandelt, und sehr genau gemessen in die Magazine liefert. Ueberdies ist ihm erlaubt, für denselben Preiß, den die Regierung giebt, eine Quantität Weizen für eigene Rechnung einzukaufen, den zehnten Theil der Istira, und diesen verkauft er gleich den Kilo zu zwei Piaster; so wie er noch vieles erpreßt. Auch pflegen sie bei der Ablieferung das Getreide anzufeuchten und es quellen zu lassen, daher immer der Weizen, welchen die Regierung verkauft, schlechter ist, als der, den man von Privatleuten ersteht.

Andere Provinzen müssen jährlich mehrere Artikel liefern, um die Seemacht zu unterhalten; Schiffsbauholz wird in einigen von den Rayahs gefällt; Salonichi muß eine bestimmte Quantität Werg einsenden und Wollenzeuch, Athen Segeltuch, und so ebenfalls andere Städte, daher sind auch die Magazine für das Seewesen alle gefüllt in Constantinopel, und Pouqueville, der sie in Augenschein nahm, sagt: „ich durchwanderte den Plaz, wo das Schiffsbauholz liegt, er hat zu den großen Unternehmungen, die auf ihm zu Stande gebracht werden, die günstigste Lage. Alle Werfte und Vorrathshäuser waren angefüllt."

In den Distrikten Griechenlands, welche dem Großvizir oder einer Sultanin gehören, werden die Gefälle jährlich an den Meistbietenden verpachtet. Der Pascha, in dessen Bezirk sie liegen, hat dann in diesen Domainen bloß die Aufsicht über die Polizei. Außerordentliche Taxen und Kriegssteuern müssen die Bewohner derselben ebenfalls zahlen.

Eine Art von Accise ist in manchen Gegenden eingeführt, bis jezt aber noch nicht gleichförmig. In jedem Hafen beinahe ist ein Douanier oder Komerkiares, man wird aber nur auf den größeren Inseln sorgfältig durchsucht, besonders in Scio, wo man, des Mastix wegen, strenge ist. Ein Fremder indeß, der nur aus Neugierde, nicht um zu handeln, reist, kann sich immer mit einigen Piastern loskaufen.

Auf seinen Bergen und in den Thälern, welche die mannigfaltig einander durchkreuzenden Höhenzüge bilden, nährt Griechenland, Gewächse und Bäume mancherlei Art, die mit freigebiger Hand die reiche Natur ohne Pflege darbeut, andere zieht des Menschen Sorgfalt, und von allen beinahe ist so reicher Ueberfluß, daß auch dem Auslande zugeführt werden kann. Zahme und wilde Thiere finden sich allenthalben in Menge; noch behaupten einige den alterworbenen Ruhm, andere würde des Menschen pflegende Hand leicht veredeln. In der Berge Schooß liegen Metalle und andere Mineralien, nur die Furcht vor dem Drucke hindert ihre zu

Tage Föderung, auch sie würden reichlich die aufgewendete Mühe lohnen. Wenige Produkte werden im Lande selbst verarbeitet, das Meiste wird roh verführt, und Vieles zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens Gehörige, tauscht der Grieche und Muselmann ein von den Franken, die ihm auf ihren Schiffen die Waaren bringen. Alles ist gelähmt, weil Freiheit und Sicherheit des Eigenthums fehlt. Nur um den heutigen Tag sich abmühend denkt man nicht an Morgen, und wie vor einer langen Reihe von Jahren schon alles getrieben ward, treiben es auch die jetzigen Griechen, Verbesserungen nicht annehmend, weil nur für ihre Tyrannen der größere Gewinn der vermehrten Anstrengung seyn würde. So erstikt der Despotismus jede Kraft und schadet sich selbst, und nur wo er nachläßt oder entfernt ist, kehrt neues Leben zurück.

Der Boden belohnt, wie wir oben sahen, in den meisten Gegenden reichlich die darauf verwendete Mühe. Vorzüglich zeichnen sich aber Macedonien und Thessalien durch ihre Ergiebigkeit aus, so wie mehrere Theile von Morea. In vielen Gegenden Morea's ist der Pflug noch so einfach, wie in den frühesten Zeiten. Er ist von Holz, wie ein Schiffsanker gestaltet, und an beiden Krümmungen mit Eisen beschlagen, so daß man sie abwechselnd gebrauchen kann. Im leichten Boden Messeniens ziehen zwei Esel oder ein Pferd diesen Pflug oder Haken, den ein Mensch leicht mit der Hand lenken

kann. Wo derberer, fester Boden ist, wie in Elis, Arkadien und dem nördlichen Griechenlande, ruht dieser Pflug vorn auf Rädern, die sehr grob und schwerfällig, ohne Speichen, aus Einem Stücke gemacht sind. Ochsen gebraucht man ebenfalls häufig zum pflügen. Die Griechen bebauen ihre Aecker besser als die Türken; diese lezteren haben in Macedonien fast nur Tabakspflanzungen, welche ungesunder für die Besteller sind als Kornfelder, daher auch in den Dörfern, wo Tabak gebaut wird, die Leute kürzer leben. Auf den Inseln rührt man ebenfalls mit einem leichten Pfluge kaum den Boden auf, der Sämann folgt unmittelbar dem Pflüger, und die Egge gebraucht man nicht, daher ein großer Theil des Saamens umkommt, oder von Vögeln gefressen wird.

Weil man es vernachlässigt den Saamen sorgfältig auszuwählen und zu reinigen, steht so viel Unkraut auf den Aeckern, besonders Trespe. Der erste Tag des Säens ist auf den Inseln ein Festtag für den Landmann, er zieht seine besten Kleider an, ladet seine Freunde ein, denen er einen Schmaus giebt. So lange die Saatzeit währt, darf kein Nachbar von dem andern Feuer holen, weil sonst, wähnen sie, der Brand ins Getreide kommt. Oft wird auch der Acker mit zweierlei Art Getreide besäet, die gewöhnlich nicht zu gleicher Zeit reif werden; so groß ist die Fahrlässigkeit der Besteller. Auf vielen Aeckern findet man auch das soge-

nannte Zweimonatskorn, Diminiti, weil es nur zwei Monate zur Reife gebraucht; es giebt nach Verhältniß viel Mehl und das Brod ist trefflich.

Zum Mähen gebraucht man die Sichel, und die Garben werden auf eine im Felde selbst angelegte Tenne gebracht, wo man das Korn durch Ochsen oder Esel austreten läßt. Dann wird es geworfelt, und in eigene Gruben auf vierzig bis funfzig Tage geschüttet, weil es sich, wie man glaubt, dadurch besser hält. In manchen Gegenden wird auch eine Schleife, worauf ein Mann sizt, von Pferden über die auf der Tenne liegenden Garben hingezogen, um das Korn aus den Aehren zu bringen. Gerste und Mais sind sehr gut, auch der Weizen. Ueberhaupt ist in der Levante Gerstenbrod sehr gewöhnlich und sehr schmakhaft, da die Gerste dort ein besseres, feineres Mehl giebt. Sonnini versuchte das Gerstenbrod, welches in einigen Provinzen Frankreichs gegessen wird, nach seiner Rükkehr aus Griechenland, fand es aber, im Vergleich mit jenem, ganz ungenießbar. Auf den Inseln bäkt man fast gar nichts anderes als Gerstenbrod, daher dort im Winter viele Schiffe, die mit Zwiebak beladen ankommen, bei den Insulanern, der Abwechselung wegen, ihre Ladung schnell absetzen. Das Getreide aus Volo, Salonichi und Morea gilt für das beste in Griechenland. Reiß wird ebenfalls in einigen Gegenden gebaut.

Die Wagen, deren man sich bedient, werden gewöhnlich im nördlichen Griechenlande von Büffeln gezogen, sind zweirädrig, schwer und ungeschikt gebaut, klein und nur wenig auf einmal fortzubringen tauglich. Die Achse dreht sich mit den Rädern, die keine Speichen haben.

Die Privatbesitzungen sind im Ganzen in Griechenland schlechter angebaut, als die Timars oder Lehngüter. Die Pächter dieser lezteren, die keine Beeinträchtigungen, keinen Druk zu fürchten haben, keine Erhöhung der Abgaben, treiben den Ackerbau mit mehr Sorgfalt. Sie troknen Moräste aus, verbessern das Land, wie sie nur können, und zeigen, was man thun könnte und bei mehr Freiheit erwarten dürfte.

Das Getreide wird auf Wasser- und Windmühlen gemahlen, aber häufig findet man in Griechenland noch Handmühlen, besonders auf mehreren Inseln, die von Milo oder Argentiere damit versehen werden. Sie bestehen aus zwei platten, runden Steinen, von ohngefähr zwei Fuß im Durchmesser, die man durch einen Stok über einander umlaufen läßt.

Eigentliche Lust- und Blumengärten haben die Griechen nicht, ihre Peribolaia sind nur Baum- und Küchengärten. Sie ziehen auch keine große Mannigfaltigkeit von Gemüse, und der Boden wird schlecht bestellt, da sie den Spaten nicht kennen, sondern bloß

mit der Hacke die Erde auflockern. Spinat und Artischocken, die in unangebauten Gegenden von selbst wachsen, sind das beste Gemüse. Kohl, besonders Blumenkohl, hat man von ungewöhnlicher Größe. Carotten, Münze, Fenchel, Petersilie, Liebesäpfel, Sau- und Schminkbohnen baut man in großer Menge, so wie Kürbisse, Gurken, Wassermelonen, und süße Melonen, die vorzüglich in Theben und Larissa vortrefflich sind. Der Lattich ist klein, der Selleri nicht schmakhaft. Wie alle diese Gewächse durch bessere Behandlung sehr gewinnen würden, so könnten die Griechen auch in ihren Baumgärten besseres Obst ziehen, wenn sie durch Pfropfen und Inoculiren die Bäume gehörig veredelten, sie beschnitten und ordentlich anpflanzten. Kleine Wege winden sich durch die dicht stehenden Obstbäume, deren Zweige sich wild durchkreuzen, so daß man oft kaum durchdringen kann. Man zieht Mandeln, Orangen, Citronen, Pfirsichen, Aepfel, die aber, besonders auf den Inseln, selten sind, Kirschen, Aprikosen, Granaten, Mispeln, Nüsse. Feigen wachsen in Ueberfluß, Attika ist berühmt dadurch, und Moréa bringt die saftigsten und wohlschmeckendsten hervor. Um sie zu zeitigen und das Abfallen zu verhindern, wendet man die Caprification an. Man verkauft sie getroknet und brennt Branntewein davon. Kastanien findet man im Archipelagus nicht häufig. Die Palmenbäume sind in ganz Griechenland

unfruchtbar. Blumen werden im eigentlichen Griechenland wenig gezogen, und die Inselgriechen bieten einen Straus von Thymian und Rosmarin an, da auch sie selten Blumen in ihren Gärten haben. Zur Lust angepflanzte Alleen trifft man nur in wenigen Gegenden; bei Larissa ist eine von Ulmen, auch auf Scio zeigte man Bartholdy'n eine von geschornen Cypressen als eine große Seltenheit. Wild wachsen duftende Kräuter in Menge und durchbalsamen die Luft, die in manchen Distrikten, im Frühjahr, wenn alles grünt und blüht, ein Meer von Wohlgerüchen scheint. Der Honig Moréa's und der vom Hymettus erhält durch die Menge würziger Kräuter seinen Wohlgeruch und seine Güte, daher er auch häufig ausgeführt wird, so wie das Wachs. In Moréa leben die Bienen gewöhnlich in hohlen Bäumen, und wenn man ihnen ihren ganzen Vorrath nimmt, wie es die Griechen thun, so kommen die meisten um. In Attika hat man Bienenstöcke von gebranntem Thon, in Cylinderform, drei Fuß hoch, einen Fuß im Durchmesser, mit einem beweglichen Deckel. Man stellt sie gegen Osten und Westen, weniger gegen Süden, weil die Hitze oft so stark wird, daß sie schädlich ist. Die Bienenstöcke stehen einzeln in den Feldern, an eine Hecke oder Mauer gelehnt, so fern wie möglich von lärmenden Plätzen, in der Nähe vom Wasser. Zur Zeit des Schwärmens sezt man einen neuen Bienenstok, mit einigen Honigscheiben, an die Stelle

des alten, und täuscht auf diese Art die jungen Schwärme, oder man fängt andere, die sich an einen Baum gesezt haben, in einem Sak. In Griechenland schwärmen die Bienen zwei, drei, auch vier Mal im Jahre, gewöhnlich kommen aber nur die ersten Schwärme gut fort, die anderen gehen durch Kälte oder Mangel an Nahrung zu Grunde. Man zeidelt einmal und läßt den Bienen die mittleren Scheiben, zu ihrem Unterhalt; denn nirgends pflegt man sie absichtlich zu tödten. In manchen Gegenden sezt man die Bienenkörbe den Winter über in eine dunkle, stille Kammer, die Bienen fallen in eine Art von Erstarrung, und so behält man für den Frühling Nahrung genug für sie übrig. Der Honig ist röthlich, aber ganz klar und durchsichtig, dik, aber ohne Körner. Das Wachs wird selten gehörig gereinigt. Auf dem Hymettus haben die vier Hauptklöster gegen dreitausend Bienenstöcke. Ein Bienenstok liefert im Durchschnitt jährlich 50 Pfund Honig und zwei Pfund Wachs, ganz Attika ohngefähr 360,000 Pfund Honig und 24,000 Pfund Wachs, beides aber wird nach Constantinopel verfahren. Noch jezt haben alle, die sich mit der Bienenzucht abgeben, gewisse Privilegien, wie unter den griechischen Kaisern, und ein Bienenkorb darf nie wegen Bezahlung der Auflagen confiscirt werden.

Noch wichtiger für Griechenland als alles bisher Angeführte ist der Oelbaum, Athenens Geschenk, den

man daher auch zu schätzen weiß; einen Zweig mit Früchten abzuschneiden, würde man für ein Verbrechen halten. Im nördlichen Griechenland, auf der südlichen Seite der Gränzgebirge, in den der Sonne offenliegenden Thälern, trifft man schon Oelbäume, und bis zur Südspitze Moréa's gedeihen sie allenthalben. Livadien hat Ueberfluß an Oel, und Klima und Boden sind in Morea der Zucht des Oelbaums vorzüglich günstig, daher auch auf allen Feldern, in allen Weingärten, ganze Reihen stehen, die man fleißig wartet, und, von den Venetianern belehrt, durch Pfropfen veredelt. Im März blühen sie dort gewöhnlich, im Oktober und November sind die Oliven reif, die man mit Stangen von den Bäumen schlägt. Das Oel ist etwas grün, aber gut von Geschmak und ohne Geruch. In Attika hat man zweierlei Oelbäume, den wilden und den zahmen; jener wächst strauchartig, dieser, gepflegt und gezogen durch Menschenhände, bekommt eine Krone, und trägt mehr und größere Früchte; das Oel aber von den Früchten des wildwachsenden Baumes ist leichter, milder und besser. Man pflanzt die veredelten durch Sprößlinge fort, oder sezt einen alten Stamm um, der sich zu verjüngen scheint, und im sechsten Jahre trägt, da jener erst im zwölften Früchte bringt. Der Oelbaum, vor Frost gesichert, dauert sehr lange, und in einem leichten Boden ist er ergiebiger als in einem fetten. Man umpflügt ihn einmal im Winter, lockert

im Sommer die Erde umher auf mit der Hacke, und macht eine Vertiefung, um Wasser hinzuleiten; gedüngt wird er nie. In Attika beschneidet man den Oelbaum, im übrigen Griechenlande geschieht dies nicht, sondern man nimmt nur das todte Holz weg. Erst im zwanzigsten Jahre ist der Oelbaum in seiner vollsten Kraft und giebt die meisten Früchte, von denen man mehrere Arten hat; die drei vorzüglichsten sind die Cotreïkes oder Colymbaden, die Raphas und Coroneïdes. Die Colymbaden sind die größten und fleischigsten, und werden alle eingemacht, mit Salzwasser, worin Fenchel, Kümmel, Coriander, Münze und andere wohlriechende Kräuter, oft auch Rosenholz gethan wird. Die Raphas sind klein und geben wenig, aber sehr gutes Oel. Von den Coroneïden erhält man am meisten Oel; statt aber die Oliven gleich frisch vom Baum zur Mühle zu bringen, läßt man sie erst eine Zeitlang welken, weil man irrig glaubt, daß sie dann mehr Oel geben. Die Mühlen sind äußerst einfach: ein Stük von einer Säule, wie eine Walze zurecht gemacht, die von einem Rade, das Menschen, Pferde oder Wasser in Bewegung setzen, umgedreht wird, zerquetscht die Oliven, dann bringt man sie unter die Presse. Das zuerst abfließende Oel ist das vorzüglichste, dann gießt man kochendes Wasser auf den Kuchen und preßt zum zweiten Mal, wodurch man eine geringere Sorte erhält. Das Oel wird in irdene Krüge gefüllt, die man wohlverstopft in gewölbte

Keller stellt. Salona in Phocis liefert das beste Oel, dann Attika, so wie unter den Inseln Naxos. Ein großer Theil des in Griechenland gewonnenen Oels wird dort und in der Türkei frisch verbraucht, ein anderer wird verfahren, vieles wird auch in den Seifensiedereien und Färbereien verwendet. Da in Griechenland keine Fässer gemacht werden, so schicken die fremden Kaufleute, welche Oel einkaufen, diese hin.

Wein hat Griechenland in Ueberfluß und bringt eine große Menge verschiedener Arten hervor, von denen mehrere, schon im Alterthum berühmt, auch noch jezt gepriesen werden. In einigen Gegenden läßt man die Trauben, wenn man sie abgelesen hat, noch acht Tage in der Sonne nachreifen. Man bringt sie dann in eine mit Mörtel ausgeschlagene Grube, preßt sie, füllt den ablaufenden Saft in große irdene Krüge, die man bis an ihren oberen Rand eingräbt. Einige werfen Kalk in den Wein, andere Harz, in manchen Gegenden vermischt man ihn mit Seewasser, in der Meinung, daß er alsdann sich besser hält. Wenn der Wein genug gegohren hat, verkittet man die Krüge, damit keine Luft hinzukomme. Auch in ausgepichten Schläuchen wird der Wein bewahrt, wie im Alterthum. Griechenland hat noch eine Art Trauben ganz eigenthümlich, die sogenannten Korinthen (uva passa minima, passula corinthiaca), die jezt in der Gegend von Vostitza, Patras, Achaja, Zante und Cephalonia

gezogen werden. Sie lieben einen leichten, steinigen Boden, und in der Ebene, in der Nähe des Meeres, gedeihen sie besser, als auf den Höhen. Im dritten Jahre tragen die Weinstöcke, die fleißig behakt, beschnitten und gedüngt werden müssen, und man läßt sie gewöhnlich niedrig am Boden hinkriechen. Im Herbste, wenn die Trauben anfangen braun zu werden, schneiden Frauen und Kinder sie mit kleinen, krummen Messern ab, legen sie in Körbe und bringen sie nach dem Trockenplaz, der in dem Weinberge selbst, in länglich viereckiger Form, angelegt ist, ein wenig abhängig, damit das Regenwasser ablaufen kann. Der Boden besteht aus festgestampfter Erde. Man legt den Wein darauf, Traube bei Traube, läßt sie Tag und Nacht liegen, und wendet sie alle vier und zwanzig Stunden um. Bei schönem Wetter sind die Korinthen in acht bis zehn Tagen trocken; regnet es, so gebrauchen sie oft die dreifache Zeit und verderben häufig. Wenn sie hinlänglich gedörrt sind, sondert man die Beeren von den Kämmen, reinigt sie und bringt sie in Körben nach den Magazinen, Serails genannt. Dies sind eigene, dazu errichtete Gebäude, ganz luftdicht, mit einer Oeffnung in der Decke und einer Thüre unten, die erst beim Verkauf geöffnet wird. Durch die obere Oeffnung schüttet man die Korinthen hinein, bis das Magazin voll ist. Durch den Druk ihrer eigenen Schwere fließt ein Saft aus den Beeren, wodurch sie

sich so fest zusammensetzen, daß man die Masse nachher aus einander hauen muß, wenn man sie zum Verkauf in Tonnen packen will.

Die Korinthen geben einen sehr starken, süßen Wein, selten indeß werden sie gekeltert, da der Ertrag nicht groß genug ist, um Vortheil zu bringen. Die berühmtesten Weine in Griechenland sind, der weiße und rothe von Santorin, der Muskat von Tenedos, die Weine von Samos, Syra, Mykone und Paros. Ipsera oder Psyra bringt einen sehr starken, rothen Wein hervor, den die Scioten sehr lieben. Bacchus nach Psyra senden, hieß ehemals, jemand irgendwohin schicken, wo er nicht gedeihen konnte; jezt findet dies Sprichwort keine Anwendung.

Maulbeerbäume wachsen überall in Griechenland, in Moréa, wie in den meisten nördlichen Provinzen, und auf den Inseln. Sie nähren eine große Menge von Seidenwürmern, deren Gespinnst, theils im Lande selbst verbraucht, theils ausgeführt wird. Thessalien liefert die meiste Seide für den Handel; das Klima ist so milde, daß die Seidenwürmer in Schoppen, die auf allen Seiten offen sind, spinnen. In Moréa und auf den Inseln beschäftigen sich vorzüglich die Frauen und Mädchen damit, die Seidenraupen zu warten, und seit einiger Zeit wenden sie mehr Sorgfalt darauf, sie gehörig zu füttern und gegen Nässe zu schützen, da sie insehen, daß diese ihre Mühe durch reichlichere und

bessere Cocons belohnt wird. In Elis findet man die weichste Seide, die am wenigsten Gummi enthält. In manchen Provinzen, z. B. im südlichen Macedonien, und auf den Inseln, wird die gewonnene Seide gesponnen, man strikt Beutel, Mützen, Strümpfe daraus, was die gewöhnliche Arbeit der Insulanerinnen ist, so wie das Weben. Im nördlichen Griechenlande verfertigt man daraus Pochs (eine Art von Tüchern, die von den Janitscharen um den Hals getragen werden), und die berühmten griechischen Hemden, die weich und sanft sind, und in der ganzen Türkei sehr gesucht werden, weil sie besser sind als die in Chio und Smyrna gearbeiteten. Die meisten gehen nach Constantinopel.

Außer der Seide wird vorzüglich Baumwolle gesucht. Man baut sie sorgfältig an, und im nördlichen Griechenlande besonders ist sie ein wichtiger Handelsartikel. In Moréa findet man die beste in Messenien und dem südlichen Theile von Lakonien. Die Baumwollenfelder sind dort mit langen Reihen von Nopal bepflanzt, dessen Frucht die Griechen Pharaonsfeigen nennen. Je wärmer das Land ist, desto besser ist die Baumwolle; Cypern liefert in der Levante die vorzüglichste, die aus Salonichi steht dieser weit nach. Man pflanzt die Baumwolle in Reihen, bekappt und behakt sie. Sobald die Kapseln aufspringen, pflükt man sie ab, trennt die Hülse von der Wolle, und

reinigt diese von den Saamenkörnern. Man unterscheidet im Handel fünf Sorten von Baumwolle, die sich theils nach der sorgfältigeren Behandlung beim Anbau, theils durch die spätere Bearbeitung unterscheiden.

Eben so wichtig für Griechenland ist der Tabaksbau. Man findet zwei Arten, Nicotiana latifolia und Nicotiana rustica. Man säet ihn im Frühjahr, in einen zweimal gepflügten, gut gedüngten Acker, verpflanzt ihn nachher, hakt den Boden fleißig auf und reinigt ihn vom Unkraut. Nach einigen Wochen schneidet man die Krone ab und die überflüßigen Blätter, damit die übrigbleibenden desto stärker werden. Im Sommer werden die Blätter gelb und lösen sich leicht vom Stiel, dann nehmen die Frauen sie ab, des Morgens wenn der Thau noch darauf liegt, und reihen sie auf, um sie troknen zu lassen. Wenn sie dürre genug sind, macht man Packete daraus, die recht fest gepreßt und so verkauft werden. Macedonien liefert vorzüglich viel Tabak, der Boden und die Luft begünstigen den Anbau, und ein Feld mit Tabak bepflanzt giebt doppelt soviel Ertrag als ein Kornfeld, nur erfodert jenes viel mehr Arbeit und Sorgfalt, wodurch der Gewinn wieder geringer wird. Die Türken bauen meistentheils Tabak und überlassen den Griechen das Getreide zu erzielen.

Reich an den mannigfaltigsten Produkten ist Griechenland, wie wenige Länder. Die Wälder liefern

Bäume zum Schiffsbau, zu Masten; von Eichen mehrere Arten, Tannen, Fichten, Ulmen, Linden, Eschen, auch die Manna-gebende Art, welches die Griechen aber nicht einsammeln, Kastanien, von deren Früchten viele Bewohner Moréa's einen Theil des Jahres leben, so wie die auf dem Pholoe wohnenden Griechen fast das ganze Jahr hindurch sich damit sättigen. Wer könnte die Menge von Bäumen, Sträuchern und Pflanzen in der Kürze aufzählen, die auf den Bergen, in den Thälern, in den Flüssen und Seen wachsen? Eupolis nennt viele derselben in dem verlohrnen Stücke, „die Ziegen":

Wir nähren uns mit Lust, von Bäumen mancher Art.
Der schöne Erdbeerstrauch, die Tanne bietet uns
Viel zarte Sprossen dar, der Winde dickes Laub,
Der fette Cytisus und der Wacholder giebt
Uns reiche Nahrung, auch der Mastix, Oleaster,
Der Esch- und Eichenbaum, der Tamariskenstrauch.
Wir fressen Wollkraut, Epheu, Cisten, Asphodill,
Das Laub vom Weißdorn, Buchenblätter, Thymian,
Keuschlamm und Saturei.

Die Platane gedeiht häufig und schön in Griechenland. Auf Cos ist eine altberühmte, unter deren Zweigen sich die Griechen zum Tanz versammeln. Bei

Vostitza (Aegium) steht eine, deren Peripherie fünf und dreißig Fuß beträgt, und umher stehen viele, nicht so dik, aber höher. Eine Quelle rieselt zwischen den Bäumen und macht den schattigen Plaz noch angenehmer. Den Lorbeer findet man selten wild in Griechenland. Der Strauch, welcher den Mastix liefert, Dendron Scinos (Pistacia Lentiscus), wächst vorzüglich auf Scio, und ihm verdanken die Einwohner zum Theil ihre Vorrechte und ihren Wohlstand. Er wird vier bis acht Fuß hoch. In der Ferne hat er Aehnlichkeit mit unsrer Stechpalme, nur sind die Blätter nicht so dunkel und ehe denen der breitblättrigen Myrthe ähnlich. Um den Mastix zu erhalten, macht man Einschnitte in die Hauptzweige, vom funfzehnten bis zum zwanzigsten Junius, nach dem griechischen Calender. Aus diesen Einschnitten fließt allmählig ein Saft, der sich nach und nach verdikt und in größeren und kleineren Tropfen am Baume hängt, oft auch abfällt. Der erste ist der beste, man lößt ihn mit einem scharfen Eisen von den Zweigen ab. Oft breitet man auch Tücher unter den Bäumchen aus, damit, was herabfällt, nicht verunreinigt werde.

Nach den Gesetzen darf die erste Mastixerndte nicht vor dem 27. August gehalten werden; sie dauert acht Tage; dann macht man neue Einschnitte, bis zum 25. September, an welchem Tage die zweite Einsammlung beginnt, die ebenfalls acht Tage währt. Nach

Verlauf dieser Zeit werden keine neuen Einschnitte gemacht, man sammelt indeß bis zum 19. November in jeder Woche noch am Montag und Dienstag den Mastix, der abtröpfelt. Später ist das Einsammeln verboten.

Je wilder und buschartiger der Mastixbaum bleibt, desto reichlicher ist der Ertrag. Er verlangt wenig Wartung und dauert viele Jahre. Der größte Theil des Mastix, und der bessere, kommt nach Constantinopel, die zweite Sorte wird nach Aegypten geschikt, und die schlechteste erhalten die griechischen Kaufleute und die Franken.

Die Türkinnen, die Frauen der Griechen, Juden und Armenier, alle haben immer Mastix im Munde. Er ist wohlriechend, löst sich leicht auf und vermischt sich mit dem Speichel. Man hält dafür, daß er die Zähne reinigt, einen angenehmen Athem giebt, den Magen stärkt und der Brust heilsam ist. Die ärmeren Griechen, die den Mastix nicht bezahlen können, gebrauchen Gummi der Attractilis gummifera, den die Griechen Angathia tis mastikas nennen, obgleich das Gummi keine Aehnlichkeit mit dem Mastix hat. Es verdikt sich ebenfalls in weiße und gelbe Tropfen, und wird im Julius und August nicht ohne Mühe gesammelt, da der Strauch voll Dornen ist. Die Blumen kommen erst im Oktober.

Färbekräuter findet man viele, besonders Grapp und Safran. Orseille wächst an den Felsen. Lorbeerrosen stehen an den Ufern der Flüsse, an den Sümpfen; Bäche und Quellen sind eingefaßt von rothen und weißen Lilien, Hyacinthen, Tuberosen, Narcissen. Agnus Castus wächst an den Seen und Teichen, und die Nympheen bedecken den klaren Wasserspiegel, mit ihren gewaltigen Blättern und Blumen. Würzige Pflanzen, und kräftigere als in nördlichern Ländern trifft man auf sonnigen Ebenen und an den Hügeln, Salbei, schwarze Nießwurz, Wermuth, Lavendel, Pfeffermünze. Allenthalben prangen Rittersporen, mit den glühendsten und mannigfaltigsten Farben. Nirgends ist der Akonit so giftig, nirgends der Schierling so tödtlich als in Griechenland.

Vorzüglich im Peloponnes würde ein Botaniker noch vieles Merkwürdige und Unbekannte finden, da uns fast alle Nachrichten darüber fehlen.

Bei der Fülle von Kräutern und Gewächsen, und dem Reichthum an Weiden in den Gebirgen und am Ufer der Flüsse, hat Griechenland Heerden und Wild in großem Ueberfluß.

Das Rindvieh ist in Moréa klein und hat weißes, langes Haar, und man versteht die Ochsen, die zum pflügen und ziehen gebraucht werden, nicht zu mästen. Man melkt die Kühe selten, da die Griechen die Milch nicht trinken, so wenig wie die von den Schafen, auch

lieben sie das Fleisch des Rindviehs nicht, ja, hielten es in manchen Gegenden bis jezt für ungesund. Am meisten Ochsen und Kühe schlachtet man in Messenien, Lakonien und dem nördlichen Griechenlande, da die Felle von fremden Kaufleuten gesucht werden. In Thessalien und Macedonien findet man großes und starkes Rindvieh.

Büffel giebt es überall, groß und kräftig, man gebraucht sie zur Arbeit und ihr Fleisch wird gegessen, wenn sie zum Ziehen nicht mehr taugen. Im Allgemeinen sind sie schön, ihr Haar ist fein und dicht, ein Beweis für die Güte der Weiden.

Schaf- und Ziegenheerden durchstreifen Griechenland in allen Richtungen; im Sommer suchen sie die nördlicheren Provinzen und die Bergwaldungen, im Winter ziehen sie sich nach Süden und ans Meerufer; sie bleiben das ganze Jahr über im Freien. Die meisten Schäfer sind Albanier, die für die Wartung der Heerden eine gewisse Anzahl Schafe und Ziegen erhalten, die ihnen eigenthümlich gehören, und einen bestimmten Theil von der Milch und den Käsen. Selbst die Heerden aus Albanien kommen, wenn die Strenge des Winters sie vertreibt, nach Griechenland, wo so viel unangebautes Land ihnen Weideplätze darbietet. Die meisten Schafe sind weiß, doch findet man auch ganz schwarze Heerden. Ein griechischer Hammel ist 30—36 Zoll lang, 15—18 Zoll hoch und wiegt 30—50 Pfund.

Die Race in Livadien ist schöner als die in Thessalien und Macedonien, sie haben weichere und seidenartigere Wolle. In Morea haben die Schafe in Arkadien die besten Vließe. Des Pelops Halbinsel ist überhaupt an trefflichen Weiden reich, nur in einzelnen Gegenden arten die Heerden aus, so in Argolis und am Eurotas. Die vielen Grotten in den Bergen dienen den Schäfern und ihren Heerden zur Zuflucht gegen Sturm und Regen. Die Hirten leben wie die von Theokrit geschilderten. Ihre Kleidung ist ein grobes baumwollenes Hemd, das bis an die Kniee geht, und durch einen Gürtel fest gehalten wird. Die Bergbewohner tragen solche Gewande von Fellen, im Winter kehren sie die haarige Seite nach innen, im Sommer liegt die kahle Seite am Leibe. Ein Stük Leder wickeln sie um ihre Füße, statt der Schuhe, ein weißes Tuch schüzt ihren Kopf gegen Kälte und Sonnenbrand. Einige Matten und Felle dienen ihnen zum Lager in den Grotten. Hölzerne Gefäße, um die Milch aufzubewahren, Körbe zu den Käsen und einige Töpfe, machen ihren ganzen Hausrath aus. Große Hunde bewachen Tag und Nacht die Heerden und Höhlen, und die Hirten sind gewöhnlich bewaffnet, theils der Räuber, theils der Wölfe wegen, die man noch in Morea findet. Wenn sie in Gegenden weiden, wo keine Grotten sind, machen sie ein Gehege von Dornen, für die Heerde, um sie des Nachts darin zusammenzutreiben. Sie selbst

errichten sich Hütten. Vier ohngefähr zehn Fuß hohe Pfähle werden in die Erde geschlagen, und mit einem Dache bedekt. Sechs Fuß von der Erde werden Latten bevestigt und andere Latten darüber gelegt und mit Gras und Fellen belegt, und dieser Plaz dient den Schäfern zur Schlafstelle, worin sie gegen Regen und Ungeziefer gesichert sind. Nur gegen die Windseite wird eine Matte gehängt, sonst sind diese luftigen Lager ganz offen. Während der Nacht hält abwechselnd einer von den Schäfern Wache, um mehrere Feuer bei den Hürden zu unterhalten, die Raubthiere zu verscheuchen.

Attika und Lakonien, so wie die meisten Inseln, haben zahlreiche Ziegenheerden. Ihrer Milch geben die Griechen vor jeder anderen den Vorzug, und aus dieser, so wie aus Schafmilch, machen sie ihre Käse.

Die thessalischen Rosse, vor Zeiten so gepriesen, werden jezt nicht sonderlich geschäzt; Epirus liefert noch immer stattliche Pferde. Nicht schön, noch sehr ins Auge fallend, sind die Pferde in Moréa, wahrscheinlich von thracischer und arabischer Raçe; aber sie sind voll Feuer, Kraft und Muth, laufen schnell und sicher in den Gebirgen, ohne je zu stolpern, daher man auch am besten thut, wenn man sich ihnen ganz überläßt. Vorzüglich schäzt man die aus Achaja und Argolis, obgleich die lezteren ehe zum Ziehen als zum Reiten dienen.

Die Esel, deren es in Arkadien eine große Zahl giebt, scheinen ausgeartet, da man gar keine Sorge für sie trägt. Man gebraucht sie zum Tragen, in den höheren gebirgigten Gegenden, um Holz von den Höhen herabzuschaffen. Da auf den meisten Inseln die Wege sehr schlecht sind, so sieht man selten Pferde, sondern Maulesel; vorzüglich schön sind die von Andros und Stampalia, und auf dieser leztern Insel wird ein beträchtlicher Handel damit getrieben. Die Santorniaten müssen, aus Mangel an Futter, vom April bis zum November ihre Maulesel nach Palaia Kaimmeni schicken, wo sie Kräuter und Gras genug finden, zum Trinken aber nur Regenwasser, das sich in den Vertiefungen sammelt. Die besten Maulesel hat man auf dem Berge Athos. Sie bekommen keinen Hafer, so wenig wie die Pferde, welche, wie zu Homers Zeit, in ganz Griechenland nur mit Gerste gefüttert werden.

Schweine halten die Griechen in großer Menge, besonders auf den Inseln, die größten sind zu Naxos, und in Smyrna und Scio nennt man diese Thiere auch nur archontes tis Naxias, Prinzen von Naxos.

Andere Hausthiere sind Hühner, Puter, in Thessalien und Böotien auch Gänse, die man in anderen Gegenden Griechenlands selten sieht, auf den Inseln gar nicht. Auf einigen derselben hat man Rebhühner

gezähmt, so daß sie wie andere Hühner im Hofe herumlaufen.

Wildprett giebt es häufig in Griechenland und auf den Inseln im Archipelagus. Die Türken sind leidenschaftliche Jäger, wie viele von den Griechen, und lassen sich aus Lakonien Hunde kommen, Lakouni genannt, so wie man sich Molossische Hunde aus Albanien verschafft, zur Jagd der Wölfe, Schakale und Füchse. Diese lezteren sind ebenfalls die treuen Begleiter der Hirten, und bewohnen des Nachts die Häuser, denen man sich dann nicht ohne Gefahr nähern kann. Auf den Inseln ist die Jagd äußerst ergiebig; allein auch sehr beschwerlich, weil allenthalben dicke Gebüsche, Felsen und Steinstücke in den Weg kommen. Eigentliche Jagdhunde findet man im Archipelagus selten, dafür aber eine gute Art von Spürhunden, feurig, kühn und unermüdlich. In vielen griechischen Städten werden Hunde auf öffentliche Kosten, oder durch die Wohlthätigkeit frommer Muhamedaner erhalten, wie zu Constantinopel, daher man sie auch, wie dort, schaarenweise auf den Gassen herumlaufen sieht.

Hirsche und Rehe findet man in Attika, so wie in anderen Distrikten Griechenlands. Hasen giebt es allenthalben in großer Menge, sie sind ganz grau. Den Türken ist im Gesez verboten, Hasenfleisch zu essen, viele indeß kümmern sich nicht darum, sie gebrauchen die Vorsicht, sobald sie einen Hasen geschossen

haben, ihm die Kehle abzuschneiden, damit das Blut auslaufe. Die Inselgriechen sind unermüdliche Jäger, sie erklimmen die steilsten Berge, setzen dem Wilde über steile Abgründe nach, wo kein Franke ihnen zu folgen wagt, und wissen sie in fast unzugänglichen Höhlen aufzujagen. Kaninchen sieht man überall im Ueberfluß, auch auf den meisten Eilanden. Maulwürfe sind besonders auf den Inseln selten, die Griechen nennen sie blinde Mäuse. Marder und Ratten trifft man oft an, auch Wiesel, die frei und ungehindert bei den Griechen und Türken in den Häusern herumlaufen dürfen. Wenn die griechischen Weiber ein Wiesel erblicken, so rufen sie, wie Sonnini erzählt, ihm gleich entgegen: „Seyn sie bestens willkommen, schöne Dame, es soll ihnen kein Leid geschehen! Thun sie wie zu Hause u. dgl." und glauben, daß die Wiesel dann keinen Schaden anrichten. Auf einigen Inseln werden auch, doch nur selten, Steinböcke und Gemsen gefunden. Wölfe sieht man bisweilen; wer einen erlegt, bekommt gewöhnlich ein Geschenk.

In Griechenland hat man fast alle Arten von Vögeln, die bei uns angetroffen werden, sie mögen für immer bleiben, oder nur durchziehen. Die Zugvögel kommen im Herbste mit dem Nordwinde in großen Schaaren, verweilen einige Zeit und fliegen dann nach Süden. Im Frühjahr kehren sie mit lauem Winde wieder zurük, aber in weit kleineren Hau-

sen, und äußerst mager, da sie im Herbste sehr fett anlangen.

Eulen giebt es noch häufig in Athen, sie sind raubsüchtig und greifen Hasen und Lämmer an. Sperber, Falken, Hühnergeyer trifft man hie und da, rothe Rebhühner, Bartarellen oder griechische Rebhühner sind in zahlloser Menge, aber schwer zu jagen, da sie gleich in dichte Gebüsche fliehen. Die grauen Rebhühner kennt man im Orient nicht. Wachteln kommen in großen Schaaren an, und werden auf manchen Inseln in Menge gefangen, so auf Santorin, wo man sie in Essig einmacht und verschikt. In Moréa salzt man sie ein. In Thessalien und den nördlichen Inseln sind viele Fasanen, und die reichen Türken jagen sie mit abgerichteten Raubvögeln. Wenn der Fasan aufsteigt, lassen sie den Raubvogel los, der über ihm schweben bleibt, und ihn zwingt, sich auf einen Baum niederzulassen; der Raubvogel sezt sich auf einen höheren Zweig über den Fasan, der vor Angst unbeweglich sitzen bleibt, und sich lebendig fangen läßt.

Auerhähne zeigen sich in kalten Wintern. Nebelkrähen, Dohlen, Mandelkrähen, und im Winter Staare, fliegen häufig herum. Häher stellen sich zu manchen Zeiten ein, auf Scio bleiben sie das ganze Jahr hindurch und nähren sich von Oliven, Kirschen, Nüssen, Eicheln. Die Scioten fangen häufig junge

Häher, lösen ihnen die Zunge und richten sie ab, einige Worte zu sprechen. Die Goldammer, Sycophagos, Feigenfresser genannt, stellt sich ein, wenn die Feigen reif werden, wodurch ihr Fleisch einen angenehmen Geschmak erhält. Drosseln und Amseln lieben die Oliven und werden häufig geschossen. Wilde Tauben, Holztauben und Turteltauben ziehen schaarenweise herum; zugleich mit ihnen erscheint der Kukuk, den die Griechen daher auch nur den Turteltaubenführer nennen; er lebt mit anderen Vögeln zusammen, und wird gerne gegessen, wenn er im Herbste fett ist. Die Griechen lieben auch das Fleisch des Wiedehopfs, der in der ganzen Levante gegessen wird, wie in Italien und im südlichen Frankreich; er hat dort nicht den widerlichen Geruch an sich, wie in unsern Gegenden. Sperlinge, Finken, Meisen, Dompfaffen trifft man überall, selten Nachtigallen, die aber auf den griechischen Inseln nicht singen, dafür ertönt das Lied der Berg- oder Steinamsel (Turdus cyanus Linn.). Ihr Gesang ist rührend und angenehm, daher sie auch bei den Türken die Gebirgsnachtigall heißt. In den großen Städten hält man sie häufig als Stubenvögel und bezahlt sie sehr theuer. Rothkehlchen, Yami genannt, Rothschwänzchen und Bachstelzen beleben die Gebüsche und Ufer. Die Lerchen erscheinen in großen Zügen, so wie Meisen und Grasmücken. Schnepfen giebt es in Griechenland in Menge. Enten und

andere Arten Wasservögel findet man häufig, besonders zu gewissen Jahreszeiten.

So reich Griechenland an Vögeln und Wild aller Art ist, so fischreich sind seine Seen, Flüsse und das umwogende Meer. Besonders der Vassilipotamos, der Rousia, Asticolos, Pirnazza, Planizza, Peneus haben Fische in Menge, und eben so die Seen im nördlichen Griechenlande, wie in Morea; aus vielen der leztern scheuen sich indeß die Anwohnenden, die Fische zu essen, wie früher schon bemerkt ward, weil sie, ihrer Meinung nach, davon den Aussaz bekommen. Forellen, Aale, Barben, Karpfen finden sich am häufigsten. Im Meere fängt man am zahlreichsten Scaren, eine Art Seebrachsen, die mit den Eingeweiden gekocht werden und äußerst wohlschmeckend sind. See-Barsche und Geißbrassen (Sparus sargus Linn.) werden häufig gefunden, gewöhnlich fängt man sie mit der Leine, die leztern auch an seichten Stellen mit einer Harpune, die wie ein Dreizak gestaltet ist. Der Sakflößer kommt oft vor, so auch die Rothfeder (Mullus barbatus), welche die Römer auf ihren Tafeln in Glas kochten, damit die Gäste sehen konnten, wie die prächtige rothe Farbe des Fisches nach und nach in verschiedenen Schattirungen erlosch. Häufig fängt man auch den Drachenfisch oder Meerdrachen (Trachinus draco L.), den Meeralant (Mugil ceptalus), Seebrassen (Sparus Marmyrus L.), und Muränen oder Wasserschlangen, von den Griechen

Sminaria genannt. Das Fleisch der leztern ist sehr zart und schmakhaft, aber voll von kleinen Gräten. Sie stecken gewöhnlich in den Ritzen und Löchern der Felsen, und um sie herauszulocken, nehmen die Fischer eine Art kleiner Fische, die Athernos heißen, kauen sie roh und werfen den Teig ins Meer. Der Geruch lokt die Fische herbei, die dann mit der Angel gefangen werden.

Man hat mehrere Arten, die Fische zuzubereiten: einige werden eingesalzen, wie die Sardellen, andere an der Luft getroknet und so verfahren. Der Handel damit ist nicht unbedeutend, da in vielen Gegenden der Fischfang sehr ergiebig ist. An den Küsten sieht man oft bei Nacht eine Menge kleiner Fahrzeuge auf den Wellen schaukeln, jeder Fischer hält eine brennende Lampe in der Hand, in der anderen einen Dreizak. Die Fische werden durch den blendenden Schein herbeigelokt und so die Beute ihrer Feinde. Auch mit Netzen fängt man die Fische bei Nacht. Chandler war bei einem solchen Fange, an der Küste von Attika, zugegen. „Wir fuhren, erzählt er, auf eine Insel zu in der Dunkelheit, banden die Garne zusammen und die beiden Böte trennten sich. Jedes nahm einen verschiedenen Weg und ein Mann ließ sanft das Nez ins Meer hinabgleiten. In der Mitte begegneten wir uns wieder und zündeten ein helles Feuer an. Die Flamme loderte im Winde, die rothen Kohlen sprangen zischend in die

Wogen. Zugleich fingen wir an mit Hämmern an unsere Barken zu schlagen und die Fische durch Lärmen zu schrecken. Auch sprengten wir Oel umher, das Wasser zu beruhigen. — Vorsichtig zieht man das Nez auf und gewöhnlich wird die Mühe reichlich belohnt."

Seepolypen und Tintenfische, beide weder so schmakhaft noch gesund als jene obengenannten Fische, werden dennoch von den Griechen sehr gesucht, während ihrer Fasten. Eine Menge von Schalthieren vermehrt noch den Reichthum von Nahrungsmitteln, den das Meer in diesen Gegenden darbietet. Vorzüglich häufig sind Austern, Steinmuscheln, Gienmuscheln, Tellmuscheln, Miesmuscheln, Trompetenschnecken, Dattelschnecken; besonders gern essen aber die Griechen die Seeigel, die fast von allen Farben gefunden werden. Am fettesten sind sie im Winter und zur Zeit des Vollmondes. Meerschildkröten sieht man an allen Küsten Griechenlands, besonders in Moréa, Landschildkröten hat man ebenfalls, doch nicht so häufig.

Im Frühjahr durchziehen die Fischer den ganzen Archipel, um Schwämme aufzusuchen. Diese Zoophyten trifft man auf den vom Meer bedekten Felsen sehr häufig, und sie machen einen eigenen Handelszweig aus. Entweder tauchen die Fischer ins Meer, um sie von den Klippen abzureißen, oder man sucht sie mit Haken loszumachen. Berühmt durch ihre Geschiklichkeit

und Kühnheit sind die Fischer von Symae, die ebenfalls Corallen aus den Tiefen des Meeres hervorholen. Mädchen und Jünglinge dürfen unter ihnen nicht ehe heirathen, bis sie Proben ihrer Geschiklichkeit im Untertauchen gegeben haben.

Griechenland ist ebenfalls reich an Mineralien, die aber jezt ungenuzt liegen, weil alle Griechen neuen Druk fürchten, und nicht ohne Grund, da sie wahrscheinlich in Bergwerken und Marmorbrüchen arbeiten müßten, für ihre Gebieter, ohne Lohn. Daher suchen sie alle Nachforschungen, selbst wißbegieriger Reisender, abzuwenden oder irre zu leiten, und wo Anstalten gemacht werden, die verborgenen Schätze zu Tage zu fördern, es durch Bestechungen in Constantinopel zu hintertreiben. Bergwerke waren vor Alters im nördlichen Griechenlande, in Attika, in Morea und auf mehreren Inseln; jezt trifft man kaum eine Spur. Siphanto war berühmt durch seine Gold- und Silberminen, Eisen und Magnete findet man auf mehreren Inseln, und das Blei geht zu Tage aus. Opale, Amethyste wurden sonst auf den Inseln gefunden, viele prieß man vor Zeiten wegen ihres Marmors, und man sieht noch jezt die alten Brüche. Auf Argentiere gräbt man die Cimolische Erde, eine Art Seifenstein, die auch im Archipel statt der Seife dient, sie heißt dort pylo Tsinnias, Thon von Tsinnias, weil so der Ort heißt, wo sie ausgestochen wird. Am liebsten

nimmt man diejenige, welche schon eine Zeitlang vom Seewasser bespült ist, man formt sie in kleine länglichte Stücke und läßt sie troknen. Sie dient auch Fettflecken aus wollenen und seidenen Zeuchen wegzuschaffen, ohne die Farbe noch den Glanz zu verderben. Lemnos liefert die von ihr benannte Erde, eine Art Bolus. Sie wird von den Griechen am funfzehnten August, dem Feste von Maria Himmelfahrt, ausgegraben, weil sie alsdann eine besondere Wunderkraft besitzen soll, die ihr durchaus fehlt, wenn sie an einem anderen Tage, und nicht mit den gehörigen Feierlichkeiten ausgestochen wird. An diesem Tage versammeln sich Griechen und Türken bei der Grube, es wird eine Art Gottesdienst gehalten, einer gräbt die Erde aus, der Cadi nimmt achtzig Ocken, formt sie in Kugeln, worauf er sein Siegel drükt, in welches der türkische Name dieser Erde eingeschnitten ist, und schikt sie nach Constantinopel an den Sultan. Hierauf gräbt das Volk so viel Erde als es haben will, macht ebenfalls Kugeln daraus und drükt jenes Siegel darauf ab. Die Grube, woraus man die Erde nimmt, ist nicht tief und erstrekt sich an der Oberfläche des Berges hin. Drei große Adern sind weiß, die anderen roth, und diese leztere Erde schäzt man am meisten.

Bei der Menge von Produkten hat Griechenland doch wenige Manufakturen und Fabriken. Am bekanntesten im Auslande ist die rothe türkische Baumwolle,

die am besten in Thessalien gefärbt wird, vorzüglich zu Ambelakia am Ossa, wo Alt und Jung in den Färbereien beschäftigt sind. Die Männer färben, die Frauen spinnen an der Spindel, und selbst die Kinder zupfen Baumwolle und legen mit Hand an. Man färbt dort jährlich 2500 Ballen Baumwolle, die alle nach Deutschland gehen. Zagora ist ebenfalls durch seine Färbereien bekannt.

Der rothe und gelbe Maroquin gehören ebenfalls zu den Handelsartikeln, die man vergebens von gleicher Güte in andern Ländern zu liefern sich bemüht hat, der schwarze wird in Frankreich und anderswo schon besser verfertigt, so wie der grüne und blaue, die bald verschießen. Larissa in Thessalien, Janina in Epirus, Salonichi in Macedonien bereiten die besten Corduane, wie dieser Maroquin im Handel genannt wird.

Die feinen Schawls und seidenen Hemden aus Macedonien sind schon oben erwähnt; ein eben so beträchtlicher Handelsartikel sind die Abats, die auch in Macedonien verfertigt werden. Man nennt so ein grobes wollenes Zeuch, in Stücken, die sechs Ellen lang und eine halbe Elle breit sind. Es dient zur Kleidung der Armen und zum Einpacken. Die Yeuruks, die Nachkommen der alten Turkomannen, die man nach Macedonien versezte, die bezwungenen Griechen im Zaum zu halten, und die noch ganz abgesondert in ihren Dörfern, frei, für sich leben, sehr arbeitsame Hirten

oder Ackerleute sind, verfertigen diese Abats, jährlich 70 bis 80000 Stük, deren jedes im Durchschnitt zwei Piaster kostet. Die meisten gehen nach Asien.

Berühmt sind in allen Seestädten des mittelländischen Meeres die Capotröcke von Zagora, die von Wolle gewebt und wasserdicht sind. Die Arnauten trotzen in solchen Röcken dem Frost und Schnee, und die Matrosen sichern sich dadurch gegen Regen und Wellen.

Die meisten seehandelnden Nationen standen vor diesem Kriege mit den Griechen in Verbindung, viele hatten in den wichtigsten Seestädten und auf den Inseln Consuln, Faktore und eigene Handlungshäuser; eine große Menge französischer, dänischer und anderer Schiffe, blieben mehrere Jahre im Archipel und fuhren mit Waaren von einem Hafenorte zum andern. Jezt haben sich, wie schon früher bemerkt wurde, vorzüglich die Hydrioten gehoben, die den Vertrieb der Waaren besorgen. Der Binnenhandel ist beschwerlich, da die Flüsse nicht schiffbar und die Landstraßen nicht zu befahren und in vielen Gegenden unsicher sind, daher nur ganze Caravanen von einem Orte zum andern ziehen können. Salonichi ist im nördlichen Griechenland der wichtigste und am meisten besuchte Handelsplaz; in Albanien Arta und Prevesa; in Moréa treiben Nauplia, der Nähe von Tripolitza wegen, und Coron, welches sich statt Patrae gehoben hat, den bedeutendsten Verkehr. Mehrere große Jahrmärkte dienen dazu, die Waaren

des Auslandes ins Innere des Landes abzusetzen, und die Produkte Griechenlands nach den Hafenörtern zu verkaufen. Zu Zeitoun, Seliwria, Athen, Tripolitza sind bedeutende Messen, so wie das ganze nördliche Griechenland und Albanien Waaren auf den Märkten zu Negrocowp, Oloosson und Ozangiova ersieht. In Hinsicht der Produkte des Ackerbaues ist Macedonien die bedeutendste Provinz Griechenlands für den Handel. Was Gewerbfleiß anbetrifft, so steht Thessalien oben an, dann folgen Macedonien, Epirus, Morea, Attika, ein Theil von Böotien. Phocis, Lokris und Aetolien haben gar keine Industrie.

Große Handelsspeculationen zu unternehmen, wagen die Griechen nicht, aus Furcht vor den Türken, die durch Erpressungen alle Kraft lähmen, und bei der Unsicherheit des Privateigenthums. Wer Geld besitzt, sucht es zu verbergen; manche reiche Kaufleute, die sich zurükgezogen haben, leben, vorzüglich in Thessalien, in elenden Gebirgsdörfern, dem Anscheine nach kümmerlich und ganz stille, um nicht den Neid eines Aga, eines Pascha zu reizen. Die Griechen müssen auch fünf Prozent für alle Waaren an die Türken geben, und werden durch Erpressungen ohne Ende erschöpft; die Franken zahlen viel weniger, und wenn sie die kleinen Abgaben gegeben haben, können sie ihre Waaren frei von einem Handelsplatze nach dem anderen bringen, da hingegen die türkischen Unterthanen

allenthalben neue Abgaben zu entrichten haben, und in allen großen Städten noch etwas Beträchtliches für das Einbringen der Waaren zahlen müssen. Griechen und Juden werden auf gleiche Weise gedrükt, und nie dürfen sie, wie wir früher schon anführten, auch in der unbedeutendsten Sache, vor dem Cadi oder Pascha ohne Geschenke erscheinen. Ihnen fehlt daher Lust und Muth, etwas zu wagen. Bei den Franken machen gewöhnlich die Griechen und Juden die Mäkler und Unterhändler, und Dollmetscher; wer sich aber auf ihre Redlichkeit verlassen will, wird auf alle Weise hintergangen.

Gut verkaufen heißt in Griechenland nicht zu einem hohen Preise seine Waaren absetzen, sondern an Leute, die bezahlen. Nie erhält man eine Schuldfoderung berichtigt, ohne neuen Kredit gegeben zu haben. Genaue Kenntniß der Personen, ihrer Verhältnisse und ihres Vermögens sind hier die unumgänglichsten Erfordernisse, um nur einigermaßen sicher zu gehen. Die Türken bezahlen nur, wenn sie wollen; Klagen helfen nichts. Nur wenn ein türkischer Kaufmann seinen Kredit erhalten will, kann man von ihm Geld erhalten; hört man auf, ihm Waaren zu liefern, so zahlt er nie seine Schuld. Beaujour verlangte von einem Türken, daß er einem Franzosen die erhaltenen Waaren bezahlen sollte, er ward immer durch eitele Gründe hingehalten, endlich drohte er dem Schuldner mit dem Pascha. Der

Türke hörte ihn ganz geruhig an: „Ich weiß recht gut, antwortete er, daß ihr mich stranguliren lassen könnt, aber ich weiß auch, daß ihr es nicht thun werdet; denn was würdet ihr dabei gewinnen? Ehe ich stürbe, erklärte ich, daß ich bankerott sey, und ihr würdet die ganze Summe wahrscheinlich verliehren, da ihr doch einen Theil retten könnt, wenn ihr euch mit mir vergleichen wollt."

Die Armuth des Landes trägt ebenfalls dazu bei, daß die Zahlungen so unrichtig erfolgen. Der Despotismus, der allen Besitz ungewiß macht, die Industrie lähmt, hindert auch den Umlauf des Geldes, da jeder es zu verbergen sucht; daher der Franke manches gar vorausbezahlen, dem Griechen hingegen lange Kredit geben muß. Aus denselben Ursachen, und weil Unsicherheit der Wiederbezahlung allenthalben schrekt, kann man in ganz Griechenland nur zu sehr hohen Zinsen Geld geliehen erhalten. Zwanzig Prozent sind in der Türkei sehr gewöhnlich, und oft bekommt man nur Geld gegen ein Pfand.

Alles türkische Geld wird in Constantinopel geprägt und zu Cairo, und der Sultan gewinnt bei dem jetzigen schlechten Gehalt der Münzen außerordentlich. Man hat Gold- und Silbermünzen, türkische und fremde. Diejenige türkische Münze, die bei allen als zum Grunde liegend angesehen wird, ist ein Silberstük, vierzig Paras werth, von den Türken Grousch oder Aslandi

genannt. Im europäischen Handel ist sie unter dem Namen türkische Piaster bekannt. Ein Para gilt ohngefähr 5 Pfennige. Mehrere Kaiser haben nach und nach den Gehalt der Münzen verschlechtert, zuerst wogen sie sechs Drachmen, die aber jezt nur selten anzutreffen sind; die jetzigen wiegen kaum vier Drachmen, worunter $1\frac{3}{4}$ Drachmen Silber sind.

Der Bechlick gilt fünf Paras; — der Onlouk zehn Paras; — der Yirmilik zwanzig Paras; — der alte Iglote dreißig Paras; — der neue Iglote, auch Grousch oder Piaster genannt, gilt vierzig Paras; — der Altmichlick ist gleich 60 Paras; der Ikilik gleich 80 Paras; der Yusluk gilt hundert Paras.

Außerdem gelten noch ungarische Thaler, in der Türkei Caragrousch, in Aegypten Pataki und von den Franken Talari genannt; spanische Piaster, Sevillane genannt; sächsische Thaler und Piaster von Ragusa sind ebenfalls im Umlauf.

Türkische Goldmünzen sind die Zechine fondoukli, der Zermahboub, der Meshir. Die Zechine fondoukli wiegt $1\frac{1}{16}$ Drachmen. Das Gold wird in der Türkei nach dem Metikal verkauft. 16 Karat machen 1 Drachme, und 24 Karat 1 Metikal. In der Türkei ist das Verhältniß des Silbers zum Golde wie 1 : 15. Die Zechine fondoukli gilt 7 Piaster, die Zermahboub gilt 5 Piaster, der Meshir, der zu Cairo geschlagen wird, 4 Piaster. Von fremden Goldmünzen gelten die unga-

rischen und venetianischen, und holländischen Dukaten.

Für große Summen rechnet man nach Beuteln, es ist eine eingebildete Münze von 500 Piastern, fast tausend Franken, über 250 Thaler sächsisch.

Unter den Gewichten ist das kleinste die Drachme, unserm Quentchen gleich. 400 Drachmen machen eine Oke und 44 Oken einen Cantaar.

Für das Längenmaaß hat man den Pik; $1\frac{3}{4}$ Pik sind gleich einer französischen Elle. Der Pik, womit man Seidenzeuche mißt, ist 65 Centimetres lang; derjenige, womit Baumwollenzeuche und Leinewand gemessen wird, hält 68 Centimetres.

Getreide wird nach dem Quilot verkauft; ein Quilot von Salonichi ist gleich $3\frac{3}{4}$ Quilots von Constantinopel.

Den Safran, wenn er getroknet ist, verkauft man auf den Inseln nach dem Gewicht, und ein Hühnerei, es mag groß oder klein seyn, frisch oder alt, dienet dabei statt des Gewichtes.

Aus ganz Griechenland, dem nördlichen, wie dem südlichen, und den Inseln, werden folgende Waaren von den Franken abgeholt, oder von ihnen und den Hydrioten nach anderen Orten in der Türkei gebracht: Baumwolle, Seide, Tabak, Getreide, Wolle, Oel, eingemachte Oliven, Wachs, Honig, Korinthen, Aly=zari, Häute, Opium, Gummi Dragant, Corduan, Teppiche, Feigen, Rosinen, Mastix, Terpentin, Seidenzeuche,

baumwollene Strümpfe und Mützen von Argentiere, sei dene Strümpfe von Tine, gediegener Schwefel und Alaun von Milo, Mühlsteine ebendaher, Weine aus mehreren Inseln, Marmor, Saffran, Schwämme, Orseille, Cimolische Erde, Coloquinten, Galläpfel, Ortolane, Holz.

Eingeführt werden dagegen viele Waaren, doch beträgt immer die Ausfuhr mehr als die Einfuhr. Die Griechen erhalten: Stahl, roh und verarbeitet, ächte und unächte Puzwaaren, Tücher von aller Art, Chalon, Zinn, Blei, Uhren in unglaublicher Menge. Nach Beaujour verkaufen die Engländer allein in der Türkei 1160 Dutzend, denn nur an wenigen Orten, wie zu Pharsale und Larissa, findet man Thurmuhren. Alle Uhren, die für die Levante bestimmt sind, haben ein türkisches Zifferblatt und drei Gehäuse, zwei von Silber, das äußerste von Schildkrötenschaale. Die Türken tragen die Uhren in einem kleinen Beutelchen von Seide im Busen. Die großen flachen Uhren sind am meisten gesucht. Nach dem Gewichte beurtheilen sie die Güte, und selbst die türkischen Uhrmacher sind keine besseren Kenner, sie sehen höchstens nach dem Namen des Meisters auf dem Zifferblatte. Goldne Uhren gehen wenig ab. Repetiruhren kaufen höchstens Pascha's und Bey's. Den emaillirten und mit Zierrathen versehenen Gehäusen giebt man den Vorzug. Ferner führt man ein: Edelsteine und Bijouteriewaaren, denn Griechen und Türken

stehen den Franken in allem nach, wo es auf Schönheit der Arbeit, der Zeichnung und Formen zugleich ankommt, aber sie sind sehr geschikt in eingelegten Arbeiten, wie ihre Säbelgefäße und die Scheiden ihrer Dolche zeigen, die mit großer Mühe und Kunst gefertigt sind. Gewürze aller Art, Cochenille, Zucker, Kaffe, Campecheholz finden guten Absaz, eben so Mousseline, Leinwand, Glaswaaren, am meisten aus Böhmen, die zu Lande hingebracht werden, Porzelan, Kupferarbeiten, Flinten und Pistolen, vorzüglich aus Italien, Glasperlen aus Venedig, zu Halsbändern und anderem Puz, Seidenzeuch, Sammet, Papier, Müzen, die von Griechen und Türken getragen werden, die lezteren umwickeln sie mit dem Turban, in der Levante nennt man sie gewöhnlich Fez, die besten liefert Tunis, die gewöhnlich nach Modon und Coron geführt werden. Jährlich werden gegen 30000 Dutzend verbraucht, rothe und weiße. Die rothen tragen bloß die Männer und die Frauen einiger Inseln, die reichen griechischen Frauen lieben die weißen, die man von verschiedenen Formen hat. Man umwindet sie mit einem Basma, dem Turban der Frauen.

Die Russen bringen Pelzwerk, welches in Griechenland, wie in der ganzen Türkei, sehr viel gebraucht wird, da ein Pelz eines der wichtigsten Theile zum vollständigen Anzuge ist; auch zu den Calpaks, den Mützen der griechischen Adlichen und der Geistlichen. Frankreich lieferte vorzüglich die goldenen Franzen, Spitzen und

Zierrathe; Gold- und Silberstoffe. Ferner bringen die Franken noch Näh- und Steknadeln, Liqueurs, eingemachte und getroknete Fische, die in der Fastenzeit viel Absaz auf den Inseln finden, da, bei den elenden Anstalten zur Fischerei, die Griechen nicht einmal genug fangen, obgleich das Meer, wie wir sahen, von Fischen aller Art wimmelt.

Wenden wir jezt unsern Blik zurük auf den durchlaufenen Weg, so sehen wir: erhalten ist noch in Griechenland, was die Natur gab, das Gebilde der Hand des Menschen, was Kunst und Fleiß der Hellenen schuf, ist vernichtet. Ein ausgeartetes Geschlecht wandelt unter den Ruinen der Vorwelt, nicht belebt von dem edlen Sinn, der für Freiheit und Recht glüht, der nur das Erbtheil weniger jezt ist; aber alle lieben den heimathlichen Heerd, auch unter dem empörenden Druk. Der Boden, das Klima und die allmächtige Gewohnheit hat sie an das Land ihrer Jugend gefesselt. Noch immer betrachtet sich der Grieche als den eigentlichen Besitzer seines Landes, und den stolzen Türken als den beschwerlichen Gast, und hofft, daß er einst wieder nach Asien zurükgetrieben werde.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Register.

lberglauben, S. 132. 151. 157.
lbgaben, 327. 365.
lccise, 331.
doption, 322.
erzte, 286.
ga, 312.
lbanien, 12.
lbanier, Charakter derselben, 120.
lbanier, 129. 150. 167. 191. 288. 311. 322.
nachoreten, 262.
rbeitsamkeit der Griechen, 213.
menier, 123.
uge, böses, neidisches, 283.
usfuhr, 369.

Bäder, S. 202.
Barbierstuben, 217.
Baukunst, 235.
Baumwolle, 344.
Bedrückung durch die Türken, 110.
Begräbniß, 276.
Beschäftigungen der Griechen, 213. 228.
Bey, 305.
Bibliotheken, 244.
Bienen, 337.
Bildhauer, 236.
Bildung, körperliche, der Griechen und Albanier, 127.
Bischöfe, 256.
Blumen, 337.

R

Boden, Beschaffenheit desselben, S. 59.
Brod, 232. 234.
Brunnen, 222.
Bücher, 244.
Butter, 229.

Cadi, 302.
Christen, griechische, 247. 313.
Communicanten, 275.
Confession, griechische, 249.

Dämon, böser, 283.
Delis, 296.
Derwische, 170.
Dichter, herumziehende, 174. 188.
Dichtkunst, Proben griechischer, 179.

Ehescheidung, 148.
Einfuhr, 370.
Einkünfte des Paschas, 307.
Einwohner, Zahl derselben, 106.
Erbschaften, 222.
Erde, cimolische, S. 361.
— lemnische, 362.
Erzbischöfe, 256.
Erzählungen, griechische, 175.
Erziehung der Kinder, 137.
Essen, 223.

Fabriken, 362.
Färbereien, 363.
Fastenzeit, 229. 265.
Feste, ländliche, 231.
Festtage, 264. 266.
Firmelung, 136.
Fische, 358.
Fischfang, 359.
Flüsse, 58.
Frauen, griechische, 130.

Gärten, 335.
Gastmähler, 230.
Geburt eines Kindes, 132.
Gegenden, ungesunde, 285.
Geistliche, 245.
Geld, 367.
Gemüse, 336.
Geographie, 54.

Gerichte, S. 304. 315.
Gerstenbrod, 334.
Geschichte, 1.
Gesetzbuch der Türken, 299.
Gesetzbücher der Griechen, 320.
Gesetze, 299.
Gespenster, 282.
Getränke, 220. 228.
Getreide, 334.
Gewichte, 369.
Gläser, 221.
Gottesdienst, 269.
Griechen, Charakter derselben, 110.
Großvizir, 303.
Gymnastische Uebungen, 139.

Häuser, 216.
Handel, 239. 364.
Handwerke, 234.
Hausmittel, 287.
Hausrath, 218.
Hausthiere, 353.
Heilquellen, 289.
Hirten, 351.
Hochzeit, S. 141.
Honig, 337.
Hunde, 354.
Hydrioten, 241.

Jagd, 354.
Janitscharen, 325.
Inseln, 93.
Instrumente, musikalische, 174. 310.
Juden, 122. 313.
Justiz, 300.

Käse, 229.
Kaffe, Art, ihn zu bereiten, 220.
Kaffehäuser, 217.
Kapellen, 270.
Karneval, 232.
Khan, 292.
Kindbetterinnen, 132.
Kirchen, 270.
Klageweiber, 277.
Kleidung der Griechen, 201.
— der Albanier, 211. 213.
Klima, 61.
Klöster, 252. 259. 270.

Komödianten, herumziehende, S. 168.
Korinthen, 342.
Krankheiten, 283. 286.
Kriegswesen, 307.

Längenmaaße, 369.
Landbau, 332.
Landstraßen, 290. 295.
Lebensart der Griechen, 214. 223. 227. 238.
— der Albanier, 239.
Lebensmittel, 224.
Leibesübungen, 139.
Leventi, 326.
Livadien, 77.
Luxus, 202.

Macedonien, 66.
Mähen, 334.
Märkte, 385.
Malerei, 236.
Manufacturen, 362.
Mastix, 347.
Matrosen, 326.
Maulbeerbäume, 343.
Meerbusen, 57.
Messe, S. 273.
Metropoliten, 256.
Milch, 229.
Mimen, 168.
Mineralien, 361.
Mönche, 252. 261.
Morea 83.
Mühlen, 335.
Münzen, 367.
Mufti, 301.
Musik der Griechen, 164.
— der Albanier, 191.
Mutselim, 306.

Nonnen, 259.

Obst, 336.
Obstgarten, 336.
Oel, 338.
Oelung, lezte, 276.
Oliven, 339.
Ostern, 268.

Pascha, 305. 309.
Patriarchen, 251.
Pest, 283.
Polizei, 298.

Priester, S. 258.
Produkte des Pflanzenreichs, 346. 349.
Prozente, 367.
Prozesse, 316.

Quarantaineanstalten, 284.

Räuber, 297.
Regierung, 300, 313.
Reisen, Art zu, 290.
Religionspartheien, 246.
Ringer, 140.
Romeika, 162.

Säen, 333.
Sakramente, 250.
Schalthiere, 360.
Schauspieler, 168.
Schifffahrt, 239.
Schiffe, 242.
Schulen, 138.
Schwämme, 360.
Seen, 58.
Seeräuber, 294.
Seide, 343.
Soldaten, 324.
Speisen, S. 225. 228.
Spiele, gesellschaftliche, 199.
Sprache, 176.
Städte, 216.

Tabak, 345.
Tagwählerei, 158.
Tanz, 160.
Taufe, 135.
Testamente, 322.
Thee, griechischer, 223.
Thessalien, 69.
Türken, 123. 159. 227. 312.

Ulemas, 300.

Verlöbniß, 141. 149.
Versiegelung, 321.
Verwünschungen, 157.
Viehzucht, 349.
Vögel, 355.
Vorbedeutungen, 153.
Vorgebirge, 57.

Wagen, 335.
Wahrsagerinnen, 152.

Wasser, S. 221.
Wasserreisen, 293.
Weiber in Albanien, 129.
Weiber in Griechenland, 130.
Wein, 341. 343.
Weltgeistliche, S. 253.
Wild, 354.
Witterung, 60.
Woiwode, 306.

Zauberei, 151.
Zigeuner, 123.

Verbesserungen und Zusätze.

S. 63. Z. 8. v. unten st. ziehen l. zirpen.
S. 64. Z. 3. v. unten st. Pateä l. Paträ.
S. 74. Z. 10. st. Velistei l. Velistri.
S. 77. Athen liegt, nach den Wiener Ephemeriden, unter dem 41° 32′ 30″ d. Länge und 38° 5′ d. Br., welche Lage auch in der Olivierschen Karte vom Archipel angenommen ist. Die im Buche angegebene Bestimmung ist nach Chabert aufgenommen. Vernon giebt 53° d. L. und 38° 5′ d. Br. an.

Das Vorgebirge Sunium sezt Chabert 37° 38′ 44″ d. Br. und 21° 41′ 57″ d. L., östl. v. Merid. v. Paris.

S. 80. Z. 2. v. unten st. Felsadern l. Felsecken.
S. 86. Z. 2. st. Pouquerelle l. Pouqueville.
S. 87. Z. 6. st. vor l. von.
— — Z. 10. Korinth liegt, nach Anderen, unter d. 37° 53′ 24″.
— — Z. 20. Patrae, nach Beauchamp, 38° 12′ 41″.
S. 91. Z. 2. st. Kimera l. Limera.
S. 95. Z. 10. v. unten st. Bagnes l. Bazars.
S. 105. Z. 2. v. unten st. Materie l. Malerei.

Andere, hier nicht angeführte, Drukfehler wird der Leser, bei der Entfernung des Verfassers von dem Drukorte, entschuldigen.

RICHARD BAUR
Buchbinderei
München

RICHARD BA
Buchbinde
München

RICHARD BAUR

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ukert, Friedrich August,

Gemälde von Griechenland

Königsberg 1810

Res/H.gr. 1405 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919504-7